



Jenseits des Oceans.

Beiträge
zur Kunde amerikanischen Lebens.

I.

F. G. Rurton.

Leben im fernen Westen.



Dresden,
Rudolf Kunze.

1852.

3,00
NEO

Leben im fernen Westen.

von

F. G. Buxton.

Aus dem Englischen

von

M. B. Lindau.



Dresden,
Rudolf Kunze.
1852.



Digitized by the Internet Archive
in 2014

<https://archive.org/details/lebenimfernent01ruxt>

George Friedrich Ruxton.

Die londoner Zeitungen vom October des Jahres 1848 brachten die traurige Nachricht von dem in St. Louis am Mississippi erfolgten Tode des nur erst achtundzwanzigjährigen Lieutnants George Friedrich Ruxton, des Verfassers der vorliegenden Skizzen.

Es sind schon viele Menschen selbst aus den lebendigsten Perioden unserer Geschichte zum Gegenstande sorgfältig ausgearbeiteter Biographien erwählt worden, ohne auf diese Ehre so gerechte Ansprüche zu haben als dieser beklagte junge Offizier. Es war ihm nicht hinzreichende Zeit vergönnt, auch nur ein Zehntel seiner persönlichen Erfahrungen und seltsamen Abenteuer in drei Biertheilen der Welt in eine dauernde Gestalt und Form zu bringen und berücksichtigt man die physische Arbeit und Anstrengung, der er sich unterzog, die Ausdehnung des Gebietes, welches er durchwanderte, so erstaunt man fast, wie er noch Muße fand, so viel zu schreiben. Ruxton verließ bereits mit dem siebenzehnten Jahre Sandhurst, um in dem spanischen Bürgerkriege den praktischen Theil des Leben im fernen Westen.

militairischen Berufs zu erlernen. Er wurde in einer Lansenreiter-Schwadron angestellt, die zur Heeresabtheilung des ritterlichen Generals Don Diego Leon gehörte und nahm an mehren der wichtigsten Schlachten dieses Feldzuges thätigen Antheil. Die Königin Isabella II. verlieh ihm in Anerkennung seiner Tapferkeit das Kreuz erster Klasse vom Orden des heiligen Fernando, eine Ehre, die selten einem so jungen Manne zuerkannt worden ist. Bei seiner Rückkehr aus Spanien erhielt er eine Anstellung im 89. Regimente und während er mit diesem ausgezeichneten Corps in Canada diente, wurde er zuerst mit jenem bewegten Treiben indianischen Lebens bekannt, das er so anziehend geschildert hat. Sein feuriger Geist wurde des einförmigen Kasernenlebens sehr bald müde und seinem unwiderstehlichen Drange folgend, gab er seine Offiziersstelle auf und wendete seine Schritte nach jenen ungeheuren Wildnissen, die nur der rothe Indianer oder der einsame amerikanische Trapper bewohnt.

Ber mit Ruxtons Schriften näher bekannt ist, wird bemerkt haben, mit welchem besonderen Vergnügen er bei der Erinnerung an diesen Theil seiner Laufbahn verweilt und wie sehnüchtig er bis zur Stunde seines Todes danach verlangte, zu diesen Stätten ursprünglicher Freiheit zurückzukehren zu können. „Obgleich man mir Barbarei zum Vorwurf machen könnte,“ schreibt er, „so muß ich doch bekennen, daß ich die glücklichsten Augenblicke meines Lebens in der Wildniß des fernen We-

stens gefunden habe und daß ich nie ohne Vergnügen meines einsamen Lagers in dem Bajou-Salade gedenke, wo meine Rifle mein treuester Freund, mein gutes Pferd und meine Maulthiere oder der Cayute, der uns seine Nachtmusik brachte, meine besten Gefährten waren. Mit einem reichlichen Vorrathe von trockenem Holze zur Erhaltung des Feuers versehen, dessen lustige Flamme hoch empor stieg, weit und nah das Thal beleuchtete und meine Thiere zeigte, die mit vollen Bäuchen zufrieden an ihren Pflöcken standen, konnte ich mit verschränkten Beinen auf dem Boden sitzend, der behaglichen Wärme mich freuen und mit der Pfeife im Munde den aufsteigenden blauen Dampf verfolgen, in seinen Windungen und phantastischen Gestalten Luftschlösser bauen und die Einsamkeit mit den Gestalten derjenigen beleben, die weit von mir entfernt waren. Kaum aber erwachte je in mir der Wunsch, solche Stunden der Freiheit mit den Genüssen des gesitteten Lebens zu vertauschen, denn das Leben eines Gebirgsjägers besitzt in der That, so unerklärlich und seltsam es auch klingen mag, einen so eigenthümlichen Zauber, daß selbst die feinsten und gesitteten Männer, wenn sie einmal die Unzähligkeiten seiner Freiheit und Sorglosigkeit gekostet haben, den Augenblick, wo sie es mit dem einförmigen Ansiedlerleben vertauschten, schmerzlich beklagen und immer und immer wieder sich danach sehnen werden, aufs neue seine Freuden und Reize genießen zu können."

Als Ruxton aus dem fernen Westen nach Europa zurückkehrte, erfaßte er, von dem unternehmenden, unerschrockenen Geiste eines Raleigh beseelt, den kühnen Plan, in das Innere Afrikas einzudringen, und der Präsident der königlichen geographischen Gesellschaft gedenkt dieses Unternehmens in seinem jährlichen Berichte vom Jahre 1845 mit folgenden Worten: „Ich habe vor Kurzem einen feurigen talentvollen jungen Mann, den Lieutenant Ruxton, kennen gelernt, der zu meinem nicht geringen Erstaunen den verwegenen Plan erfaßt hat, Afrika in der Parallele des südlichen Wendekreises zu durchreisen, und in dieser Absicht bereits unterwegs ist. Er ist, nachdem er sich durch Fußwanderungen im nördlichen Afrika und in Algier auf sein Unternehmen vorbereitet hat, im vergangenen December von Liverpool nach Ichaboe abgesegelt. Von dort wollte er sich nach der Walfisch-Bai wenden, wo wir bereits Handelsniederlassungen besitzen. Der unerschrockene Reisende hatte von den Agenten dieser Niederlassungen so günstige Berichte von den tiefer im Innern wohnenden Völkerstämmen, sowie von der Beschaffenheit des Klimas erhalten, daß er die zuversichtlichste Hoffnung hegte, in das Innere eindringen, wenn nicht bis zu den portugiesischen Kolonien von Mozambique gelangen zu können. Wenn ihm dies gelingt, dann wird Lieutenant Ruxton, indem er uns mit der Axe des großen Westlandes bekannt macht, dessen südlicher äußerer Theil

in unserem Besitz ist, sich in der That einen dauernden Namen unter den britischen Reisenden erwerben."

Seinen gewagten Plan verfolgend landete Ruxton mit einem einzigen Gefährten an der afrikanischen Küste etwas südlich von Ichaboe und trat fogleich seine Forschungsreise an. Aber es war als ob Natur und Menschen sich vereinigt hätten, seinen Plan zu vereiteln. Der Weg der Reisenden führte durch eine Wüste von Flugsand, wo es kein Wasser und außer etwas grobem Grase und harziger Myrrhe keinen Pflanzenwuchs gab. Ihr nächster Bestimmungsort war Angra Pequena an der Küste, das ihnen als eine belebte Station bezeichnet, in der That aber verlassen war. Es lag nur ein einziges Schiff in der offenen See, als die Reisenden anlangten, und dieses, wie sie zu ihrem unaussprechlichen Kummer erfuhren, wollte eben in See gehen. Es war keine Spur von dem Flusse zu entdecken, der nach den Karten an dieser Stelle sich ins Meer ergießen sollte und es blieb den Reisenden kein anderes Rettungsmittel, als wieder umzukehren — eine Aufgabe, welcher ihre Kraft kaum gewachsen war. Ohne den rechtzeitigen Beistand einiger Eingeborenen, die gerade in dem Augenblicke erschienen, als Ruxton und sein Gefährte unter Erschöpfung und Durst erliegen wollten, würden die zwei unglücklichen Gefährten jedenfalls das lange Verzeichniß von Denjenigen vermehrt haben, die den Versuch, in das Innere dieses

verhängnißvollen Landes einzudringen, mit ihrem Leben büßen mußten.

Die Eifersucht der an der afrikanischen Küste angesiedelten Kaufleute und Missionäre, welche die zur erfolgreichen Ausführung der Reise nöthige Auskunft verweigerten, oder nur in entstellter Art ertheilten, veranlaßte Ruxton, seinen Plan vor der Hand aufzugeben. Er unternahm jedoch mehrere interessante Ausflüge in das Innere und namentlich in das Land der Boscjesmanen.

Da seine eigenen Mittel zur Ausführung seines Lieblingsplanes nicht ausreichten, so wendete sich Ruxton bei seiner Rückkehr nach England an die Regierung. Aber obgleich sein Verlangen nicht ganz abgewiesen wurde, denn es war der Begutachtung der königlichen geographischen Gesellschaft vorgelegt und von dieser günstig befürwortet worden, so traten doch so viele Verzögerungen ein, daß Ruxton die Geduld verlor und seinen Plan aufgab. Er wendete sich nun zunächst nach Mexico und hat glücklicher Weise seine Erinnerungen an diese Reise der Welt in einem der anziehendsten Bücher hinterlassen, die neuerdings erschienen sind*). Es scheint jedoch, daß die afrikanische Reise, der Lieblingsplan seines Lebens, ihn in späterer Zeit wieder beschäftigt habe, denn wir finden im Frühjahrre

*) Travels in Mexico. By George Frederick Ruxton 1847.

des Jahres 1848, ehe er die Reise antrat, die seine letzte sein sollte, in einem seiner Briefe folgende Stelle.

„Meine Bewegungen sind unsicher, denn ich suche eine Jagdtreise nach Borneo und dem indischen Archipelagus zur Ausführung zu bringen; ich habe mich der Regierung zu einer Reise ins innere Afrika erboten und die Gesellschaft zum Schutz der Urvölker wünscht, daß ich mich zur Organisation der Indianerstämme nach Canada begebe, während ich selber, wenn ich meiner Neigung folgen könnte, nach allen Theilen der Welt zugleich gehen möchte.“

Was das Buch anlangt, welchem diese Bemerkungen als Einleitungen vorangehen, so nimmt der Herausgeber keinen Aufstand, dessen Verdiensten das höchste Lob zu spenden. Von einem Manne geschrieben, der an literarische Beschäftigung nicht eben gewöhnt war und sein Leben von der frühesten Jugend an in kriegerischen Abenteuern oder auf Reisen zugebracht hatte, zeichnet sich sein Styl häufig durch Kraft und Zierlichkeit aus, während der Gegenstand selber überall Neuheit und Originalität zeigt. Die Erzählung von dem „Leben im fernen Westen“ erschien zuerst im Blackwood-Magazine, dessen Herausgeber im Frühling des Jahres 1848 den größeren Theil des Manuscripts empfing, welchem der Schluß bald nachfolgte. Während diese Zeitschrift das Werk in einzelnen Abschnitten mittheilte, erweckte die Wildheit der erzählten Aben-

teuer auf gewissen Seiten einige Zweifel hinsichtlich ihrer Treue und Glaubwürdigkeit. Es dürfte daher dem Leser willkommen sein, wenn er erfährt, daß die beschriebenen Begebenheiten Bilder aus dem wirklichen Leben und die Ergebnisse persönlicher Erfahrung des Verfassers sind, und es mögen hier zu diesem Zwecke nachfolgende Stellen aus Briefen Platz finden, die der Verfasser im Sommer des erwähnten Jahres an die Herausgeber des „Blackwood-Magazins“ schrieb:

„Ich habe einige sanftere Charakterzüge der Gebirgsjäger aufgefunden — aber nicht auf Kosten der Wahrheit — denn einige dieser Leute haben ihre guten Seiten, die man aber, da sie nur selten zur Oberfläche kommen, schnell ergreifen muß, ehe sie wieder verschwinden. Killbuck, jener alte Bursche zum Beispiel, war ein ziemlich guter Gentleman, eben so La Bonté. Ben Williams ein anderes „braves Haus“ und Rube Herring waren auch „Etwas.“

„Das mexikanische „Fandango“ ist buchstäblich wahr. Es scheint schwer zu begreifen zu sein, wie es den Mexikanern gelang, ihre Messer den Rippen der Gebirgsmänner fern zu halten, aber klingt es nicht noch viel unwahrscheinlicher, daß am anderen Tage 4000 Mexikaner mit dreizehn Geschützen und hinter einer starken Verschanzung von 900 ungeübten Missourien aufs Haupt geschlagen, ihrer Geschütze beraubt und theils getötet und verwundet oder gefangen genommen wur-

den, während von den Amerikanern nicht ein einziger sein Leben einbüßte? Dies ist zuverlässige That-
sache.

„Ich selber räumte einst in Taos, mit nur drei Gebirgsjägern oder „Trappers“ ein Fandango, wobei wir nur mit unseren Messern versehen waren und es mit mehr als zwanzig Mexikanern zu thun hatten.“

„Was die Ueberfälle von Seiten der Indianer, das Hungerleiden, Menschen schlachten u. s. w. anlangt, so ist auch nicht ein einziger Zug dem Bereiche der Er-
findung entnommen. Es sind Thatsachen aus der Ge-
schichte der Gebirge, aber ich habe vielleicht hier und da die handelnden Personen etwas vertauscht und in
der Ordnung der Begebenheiten eine Abweichung von
der Zeitrechnung eintreten lassen.“

Ferner schreibt er: „Es dürfte wohlgethan sein,
ein Mißverständniß hinsichtlich der Wahrheit und Dicht-
ung meiner Erzählungen zu berichtigen. Sie enthal-
ten durchaus keine Dichtung. Es gibt darin nicht ei-
nen einzigen Vorfall, der sich nicht wirklich ereignet
hätte, nicht einen einzigen Charakter, der im Felsen-
gebirge nicht wohlbekannt wäre — zwei Persönlichkei-
ten ausgenommen, deren Namen ich verändert habe,
deren Originale aber den übrigen trotzdem nicht min-
der bekannt sind.“

Sein letzter Brief, den er kurz vor seiner Abreise
aus England, einige Wochen vor seinem Tode, schrieb,

wird jedem, der den Verfasser persönlich kannte, eine Thräne des Mitgefühls für das traurige Schicksal dieses vortrefflichen jungen Mannes entlocken, der in einem fremden Lande eines elenden Todes starb, ehe er noch die gewagte Reise angetreten hatte, deren Aufregungen und Gefahren er so freudigen Muthes erwartete:

„Die menschliche Natur kann nicht für die Dauer von den civilisierten Verschönerungen in diesem „großen Dorfe“ leben und dieses Menschenkind hat sich schon seit manchem Monat nach dem Westen, nach Büffelfleisch und Gebirgsthaten gesehnt. Mein Weg führt mich über New-York, über die Seen und St. Louis nach Fort Leavenworth oder Independence an der indianischen Gränze. Dort will ich meine Habe auf ein Maulthier packen, ein Büffelpferd, (meinen Panchito, wenn er noch lebt) besteigen und die Santa-Fe-Straße nach dem Arkansas einschlagen, um stromaufwärts meinen Weg ins Gebirge zu nehmen, im Bajou-Salade, wo Killbuck und La Bonté sich mit den Yutas vereinigten, zu überwintern, und dann im nächsten Frühjahr über das Gebirge nach dem großen Salz-See zu gehen — und dieß ist in der That genug — immer nur veransgesetzt, daß mir auf dem Skalpir-Weg an den Coon-Crecks und der Pawnee-Gabel von den Comanche- oder Pawnee-Indianern nicht die Schädelhaut geraubt wird.“

Armer Mann! Er sprach scherzend mit jugendlicher Heiterkeit und zuversichtlichem Muthe von dem Schicksale, welches ihn jedenfalls ungeahnet aber so sicher erreichte — wenn auch nicht durch das Messer eines Indianers, so doch durch den nicht minder tödtlichen Streich einer Krankheit. Außer seiner Liebe zum Wanderleben und zu Abenteuern, die sich, wenn man ihr einmal Raum gelassen hat, so schwer wieder ausrotten lässt, trieb ihn noch ein anderer Beweggrund über das Meer. Er hatte sich seit einiger Zeit dann und wann unwohl gefühlt und hoffte, daß die Luft seiner geliebten Prärien ihn heilen würde. In einem Briefe an einen Freund vom Monat Mai gedenkt er der mutmaßlichen Ursache des Nebels mit folgenden Worten:

„Ich habe mehre Tage im Zimmer zubringen müssen und zwar in Folge eines Unfalls, der mir im Felsengebirge begegnete, wo ich von dem nackten Rücken eines Maulthiers herabgeworfen wurde und mit dem Kreuze auf den scharfen Pfahl einer Indianer-Hütte fiel. Ich befürchte mein Rückgrat verletzt zu haben, denn ich habe seitdem von dem Nebel nicht das Mindeste gespürt und bald nachdem ich Sie verlassen, wurden die Symptome ziemlich bedenklich. Aber es geht mir jetzt wieder besser.“

Seine ärztlichen Rathgeber theilten seine Vermuthung, daß er sich durch jenen unglücklichen Fall innerlich verletzt habe, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß

dieses Uebel die entfernte, aber eigentliche Ursache seines Todes gewesen sei. Aber gleichviel, welche Ursachen dieses traurige Ereigniß herbeigeführt haben, das Ereigniß selber wird von Allen, die Gelegenheit hatten, die vortrefflichen Eigenschaften George Ruxtons kennen zu lernen, dauernd und innig beklagt werden. Anziehend und einnehmend bei der ersten Bekanntschaft, gewann er immer mehr, je näher man ihn kennen lernte. Er verband mit großen natürlichen Anlagen und dem unerschrockensten Muthe eine überaus angenehme Bescheidenheit und Sanftmuth, und hätte er länger gelebt und den wiederholten Ermahnungen seiner Freunde, sein unstätes Wanderleben aufzugeben und sich in England niederzulassen, fernerhin widerstanden, so würde sein Name in der Reihe der kühnen ausdauernden Männer, deren Reisen in fernen gefahrwollen Ländern für England und für die Welt einen so reichen Schatz wissenschaftlicher und allgemeiner Kenntnisse angehäuft haben, ohne Zweifel zu hoher Geltung gelangt sein.

Leben im fernen Westen.

1.

Oben an den Quellen des Platte, wo sich mehre kleine Flüsse in die südliche Gabel dieses Flusses ergießen und in dem zerklüfteten Gebirge der „Scheide“ entspringen, welche die Thäler des Platte und Arkansa trennt, war eine Anzahl Pelzthierjäger oder „Trappers“ an einem Flüßchen Namens Bijou gelagert. Es war im Monat October; die zeitigen Fröste des nahenden Winters hatten die Blätter des Kirschbaumes und der Bitterespe, welche die Bäche umgürteten, gekräuselt und gefärbt und die Rücken und Gipfel des Felsengebirges waren bereits mit einem schimmernden Schneemantel bedeckt, der in den noch immer kräftigen Strahlen der herbstlichen Sonne funkelte.

Das Lager hatte alle Zeichen der Dauer; denn es enthielt nicht nur einige ungewöhnlich behagliche Hütten, sondern auch Gestelle, auf welchen lange Stücke von Büffelfleisch getrocknet wurden und welche erkennen ließen, daß sich die Gesellschaft hier niedergelassen hatte, um Lebensmittel einzulegen, oder „um Fleisch zu machen“, wie man sich in der Gebirgssprache auszudrücken

pflegt. In der nächsten Umgebung des Lagers weideten zwölf bis fünfzehn Maulthiere und Pferde, deren Borderbeine mit Schlingen von roher Haut gefesselt waren, während zwei Männer, welche diese Thiere zu hüten hatten, fortwährend auf und abgingen, die Herumstreicher zurücktrieben und dann und wann die steilen Uferhöhen ersteigten, um auf ihren großen Büchsen lehnend in die weite Prairie hinauszuspähen. Im Lager selber brannten drei bis vier Feuer; an einem derselben waren einige indianische Weiber sorgsam mit verschiedenen dampfenden Töpfen beschäftigt, und an einem anderen, das in der Mitte loderte, saßen mit verschrankten Beinen und mit der Pfeife im Munde vier bis fünf kräftige in Bockleder gekleidete Jäger.

Es waren Biber- oder Pelzthierfänger von dem nördlichen Arme des Platte, die sich auf dem Wege nach dem Winteraufenthalte in dem südlicheren Thale des Arkansas befanden und von welchen einige vielleicht eine noch weitere Reise selbst bis zu den fernen Ansiedlungen von Neu-Mexiko, dem Paradiese der Gebirgsmänner, beabsichtigen mochten. Der ältere von der Gesellschaft war ein großer hagerer Mann mit einem Gesichte, das ein zwanzigjähriger Einfluss des strengen Klimas der Gebirge tüchtig gebräunt hatte. Sein langes schwarzes Haar, das kaum eine graue Schattirung zeigte, hing fast bis auf seine Schultern herab, während Wangen und Kinn nach dem Brauche der Gebirgsmänner glatt rasiert waren. Er trug den gewöhnlichen Jagdrock von Bockleder mit langen Fransen an den Nähten, ähnlich verzierte Beinkleider und Mocassins von indianischer Arbeit, und erzählte, während seine Gefährten

schweigend ihre Pfeifen rauchten, von seinen früheren Erfahrungen im westlichen Leben. Wir wollen die kostlichen Rippen- und Lendenstücke des Büffels, die zur Abendmahlzeit der Jäger dienen sollen, in ihren Töpfen schmoren lassen und mittlerweile der Erzählung folgen, wie sie in der eigenthümlichen Sprache des fernen Westens von den Lippen des alten Trappers floß: —

„Es war zur „Kalbzeit“, vielleicht etwas später und noch lange keine hundert Jahre her, als bei Independence, einem allerliebsten Platze eben am alten Missouri die größte Zusammenkunft stattfand. Dort war eine Viertelmeile von der Stadt eine hübsche Anzahl frischer Bursche versammelt, und die Art, wie damals der Whisky floß, das war „Etwas“, das kann ich Euch sagen. Da war der alte Sam Owins — er wurde von den Spaniern „ausgelöscht“, bei Sacramento oder Chihuahua, ich weiß nicht recht wo — aber er ist auf irgend eine Weise „untergegangen.“ *) Er führte seinen Zug bei sich, um seinen Weg nach dem merikanischen Lande zu nehmen — zwanzig ungeheure Pittsburger Wagen — und seine Jungen von Santa-Fe tranken in einer Weise, wodurch sie alle anderen übertrafen — nicht so Bill?“

„Ei ja.“

„Bill Bent — seine Leute lagerten auf der anderen Seite des Pfades, lauter Gebirgsmänner — und Bill Williams und Bill Sharpe, dem die Pawnees im vergangenen Frühjahr an der Pawnee-Gabel die

*) Die Ausdrücke: „Auslöschen“ (rub. out) für „tödten“ und „untergehen“ (go under) für „sterben“ sind der bildreichen Sprache der Indianer entlehnt.

Schädelhaut nahmen — drei Bills und alle drei sind „untergegangen“. Sicherlich war Hatcher damals unterwegs und war nicht auch Bill Garey dabei? Saß er nicht mit Chabonard zwanzig Stunden im Lager beim „Euker“? *) Bents indianische Handelsleute waren am Arkansa. Der arme Bill Bent — die Spanier machten Fleisch aus ihm. Er verlor bei Toos seine Schädelhaut. Bill Bent war der bravste Mann, der je eine Haut verkauft oder eine Büffelsspur verfolgt hat. Der alte St. Brain konnte ihm aber doch das Visir abgewinnen, wenn es zum Schießen kam, und die alte Silberferse sprach wahr — sie schoß immer gerade ins Schwarze — nicht so?“

„Gewiß, das that sie.“

„Die Schmierlinge**) haben für Bents Schädelhaut zahlen müssen. Der alte St. Brain verließ Santa-Fe mit einer Anzahl Gebirgsmänner und hat den Spaniern eine tüchtige Rechnung gemacht. Es fiel ihm ein Pueblo in die Hände, der des armen Bent Hemd trug und ich glaube, er hat den Kerl etwas in den Nippchen gekitzelt. Fort William***) war seine Hütte — und wird nimmer mehr sein, was es war, nun er untergegangen ist — aber St. Brains ist gleichfalls hübsch viel von einem Gentleman — ich will auf den Hund kommen, wenn ich nicht recht habe — he, Bill?“

„O ja.“

*) „Euker“ und „Seven-up“ sind in den westlichen Staaten die gewöhnlichen Kartenspiele, von welchen letzteres mit sieben Karten gespielt wird.

**) Die Merikaner werden von den Leuten aus dem Westen Spanier, oder ihres schmuzigen Ansehens wegen „Schmierlinge“ („Greasers“) genannt.

***) Bents indianisches Handels-Fort am Arkansa,

„Chaves war mit seinen Wagen unterwegs. Er war mir ein Spanier, sei es wie es wolle, und einige seiner Fuhrleute gaben ihm auf seiner nächsten Fahrt eine Kugel und zogen seine Dollars. Onkel Sam soll sie dafür aufgehängt haben, aber ich kann es fast nicht glauben. Wenn die Spanier nicht zum Erschießen geboren sind, wozu gibt es dann Biber? Ihr waret ja wohl auch mit uns bei jenem Gelage, Jakob?“

„Nein, Sirre, ich zog aus, als Spiers am Cimmaron seine Thiere verlor; es erfroren in dieser Nacht hundert und vierzig Maulthiere und Ochsen.“

„Ganz gewiß war der schwarze Harris dabei — und der schwarze Harris war der unverschämteste Lügner, denn die Lügen fielen aus seinem Munde wie Boudins aus einem Büffelmagen. Er war der Kerl, der den putrefizirten Wald in den Schwarzen Bergen gesehen hat. Der schwarze Harris kam von Laramie herein; er war drei Jahre lang und darüber als Trapper am Platte und „auf der anderen Seite“ herumgezogen und spielte dann den echten St. Louis-Stutzer. Eines Tages setzt er sich im Wirthshause zu Tische und die Wirthin sagt zu ihm:

„Nun, Mister Harris, Sie sind ein großer Reisender, wie ich höre.““

„Ein Reisender, Marm““*) spricht der schwarze Harris, „„dieser Neger ist kein Reisender; ich bin ein Trapper, ein Gebirgsmann, Marm““

„Aber Trapper sind Leute, die viel reisen und Sie bekommen auf Ihren Wanderungen ohne Zweifel eine hübsche Strecke Landes zu sehen.““

*) Für Madame.

„Ei ja, Marm, eine hübsche Strecke ist dieser „Coon“^{*)} gewandert, wenn Ihr Stock nach dieser Richtung schwimmt^{**)}, so haben Sie recht. Ich habe am Platte und Arkansa, weit eben am Missouri und Yellow Stone, am Columbia und an der Lewis-Fork meine Fallen aufgestellt, ich habe am Grand-River und am Heely (Gila) gejagt, Marm. Ich habe mich mit Schwarzfüßern geschlagen — und das sind verdammt böse Indianer — habe mehr als einem Apacho die Schädelhaut genommen und manchen Apaho exlegt. Ich habe im Himmel, auf der Erde und in der Hölle meine Fallen gestellt und gebe die Schädelhaut meines alten Kopfes, wenn ich nicht einen putrefieirten^{***)} Wald gesehen habe.““

„Was haben Sie gesehen, Mister Harris?““

„Einen putrefieirten Wald, Marm, so gewiß als meine Rüfe Hinteraugen hat und ins Schwarze schießt. Es war auf den Schwarzen Bergen — Bill Sublette kennt die Zeit — in dem Jahre, wo es Feuer regnete — und Jedermann weiß, wann das war. Wenn es damals nicht kalte Arbeit gegeben hätte, würde ich Menschenkind es nicht sagen. Der Schnee lag fünfzig Fuß tief und die Büffel tagen todt auf dem Boden, wie Bienen nach einem Honigschnitt — doch nicht wo wir waren, denn dort gab es keine Büffel und kein Fleisch und ich und meine Gefährten lebten sechs

^{*)} Eigentlich ein Spottname für die Whigs in Amerika, wohl für „racoon“ d. h. Waschbär.

^{**)} Bedeutet so viel wie: „wenn Sie dies meinen.“ „Der Stock“ wird mit einer Leine an die Biberfalle gebunden und zeigt auf dem Wasser schwimmend die Stelle an, wo sie liegt, wenn sie ein Biber entführt haben sollte.

^{***)} Petrifizirt.

Wochen von unsfern Mocassins, wenigstens so weit sie aus Püffelhaut bestanden — und das ist ein schlechtes Futter, Marm, wie Sie es nie kennen lernen werden. Eines Tages gingen wir über ein „Cannen“ und eine Bergscheide und kamen in eine Peraira, wo es grünes Gras, grüne Bäume mit grünen Blättern gab und wo die Vögel im grünen Laube sangen — und dieß wahr im Februar, wahrhaftig. Unsere Thiere wollten sterben vor Freude, als sie das grüne Gras erblickten und wir alle riefen: Hurrah dem Sommerleben!""

„Hier heißt es, Fleisch her!“ sage ich und feuere auf einen der Singvögel; das schöne Thierchen kommt herunter, während der Kopf vom Rumpfe hinwegwirbelt, aber deshalb noch immer nicht zu singen aufhört, und indem ich das Fleisch aufhebe, finde ich, daß es Stein ist. „Hier gibt es nasses Pulver und kein Feuer, um es zu trocknen, sagte ich ganz erschrocken.""

„Si was, Feuer,"" spricht der alte Rube. „Hier ist ein Kerl, der schon Feuer machen wird.""
Und hiermit nimmt er seine Axt und schlägt in einen Baumwollenbaum. Es kracht und ein Stück Rinde so groß wie mein Kopf fällt ab. Wir sehen die Thiere an und sie stehen verblüfft über dem Grase — und ich will auf den Hund kommen, wenn das nicht auch Stein war. Der junge Sublette kommt heran und er hatte unten im Fort am Platte als Schreiber gedient und wußte daher etwas. Er schaut und schaut und kratzt mit seinem Schlachtmesser an den Bäumen, bricht Gras ab, das wie Pfeisenrohr zerbricht und greift nach den Blättern, die wie kalifornische Muscheln zerspringen.""

„Was bedeutet dieß, Knabe?“ frage ich."

„Putrefaction,“ antwortet er mit kluger Miene — „Putrefaction, oder ich bin ein Neger.““

„Wie, Mister Harris,“ spricht die Wirthin — „Putrefaction? Hatten die Blätter, die Bäume und das Gras einen schlechten Geruch?““

„Einen schlechten Geruch, Marm,“ spricht der schwarze Harris. „Stinkt wohl ein Stinkthier; wenn es zu Stein erfroren ist? Nein, Marm, ich Menschenkind wußte nicht, was Putrefaction war und Sublettes Erklärung wollte mir auf keine Weise einleuchten; ich schlage daher ein Stück von einem Baume ab, stecke es in meine Tasche und bringe es sicher nach Paramie. Im nächsten Frühjahr treffe ich den alten Kapitain Steward — und das ist ein gescheiter Mann, obgleich ein Engländer — und einen holländischen Docto. Ich zeige ihm das Stück von dem Baume und er nannte es ebenfalls Putrefaction — und wenn dies also keine putrefieirte Peraira war, Marm, was war es dann? Ich Kerl weiß es nicht und weiß doch jederzeit eine fette Kuh von einem mageren Stier zu unterscheiden.““

„Nun, der schwarze Harris ist, glaube ich, auch untergegangen. Er ging mit einem Franzosen nach den „Parks“ auf den Biberfang und dieser erschoß ihn seines Tabaks und seiner Fallen wegen. Die verdammten Franzosen, es ist nichts mit ihnen, wo man sie auch findet. — Etwas Tabak in deinem Beutel, Bill — diesem Biber ist, als müßte er kauen.““

„Nun gut, dort war das Lager, wie ich gesagt habe und man wollte am nächsten Morgen aufbrechen. Der letzte, der aus Independence herbeikam, war ein

Engländer. Er trug einen Nordwest-Capot^{*)} und eine Doppelbüchse. Die Engländer sind närrische Käuze; sie können sich nimmermehr mit einer Rifle befassen; aber dieser verstand etwas vom Schießen; wenigstens wußte er mit seiner Büchse schwarz zu treffen. Er erlegte seinen Büffel, das that er und that auch an der Pawnee-Gabel das Seinige. Wie war sein Name? Alle Bursche nannten ihn Kapitain, aber was er eigentlich in dem Gebirge wollte, habe ich mir nie recht erklären können. Er war weder Handelsmann, noch Pelzthierjäger und warf wacker mit seinen Dollars um sich. Es war der rechte alte Muth und ein Stück Teufel in ihm. Man sagte, er habe den Shians das Boot entführt, als er mit dem Weibe des alten Bibernschwanzes aus dem Dorfe entwischte. Er war vorher am Mellow-Stone gewesen; Leclerc kannte ihn aus dem Lande der Schwarzfüßer und der Chippewahs, und er hatte das beste Pulver, das ich in meinem ganzen Leben verblüft habe — und seine Flinten war auch hübsch das ist gewiß. Sie hatte ein großes Schloß und der Neffe des alten Jake Hawkens — der damals mit seinen Fällen am Heeley war, sagte mir am anderen Tage, er habe im vergangenen Winter am Arkansa eine englische Flinten gesehen, die alles übertroffen habe."

„Fast zwei hundert Dollars hatte ich in meiner Tasche, als ich in dieses Lager ging, um die Burschen noch einmal zu sehen, ehe sie aufbrachen, und Du weißt, Bill, daß ich bei Euker und Seven-up sitzen blieb, bis kein Cent mehr übrig war.“

^{*)} Die mit der amerikanischen Nordwest-Compagnie vereinigte Hudson-Bay-Compagnie wird von den südlichen Trappern „Nordwest“ genannt. Ihre Agenten tragen gewöhnlich kanadische Capots.

„Nämlich zwanzig zurück, alter Coon,“ sagte der dicke John.“

„Zum Teufel — mit solchen Zurücknahmen! sage ich, gehe in die Stadt zurück, hole meine Rößle und das alte Maulthier herbei, stecke meine Fallen in den Sack, lasse mir in Owins Vorrathshause einige Pfund Pulver ereditiren und hier bin ich nun am Bajou mit einem halben Ballen von Biberfellen und noch frischem Fleische, ich alter Kerl — darum legt ein Scheit auf und lasst uns etwas schmauschen.“

„Hurrah, Jakob, alter Coon, röhrt Euch, lasst die Weiber Biberchwänze in den Topf thun; denn die Sonne ist untergegangen und wir werden zeitig aufbrechen müssen, wenn wir morgen um diese Zeit Blacktail erreichen wollen. Wer hat die erste Wache, ihr Burschen? Die verwünschten Napahos werden diese Nacht nach unseren Thieren kommen, oder ich verstehe mich nicht auf Indianerzeichen. Wie viele sahet Ihr, Moritz?“

„Enfant de garde, ich sehen wohl hundert, als ich passiren Squirrel-Creek — eine verdammte Waserspartie, denn die Kerle haben de lariats zu stehlen des animaux. Können wohl sein Yutas im Bajou Salade.“

„Ja, ja, ich denke wir werden heute Nacht belästigt werden, wenn die Teufel auf den Beinen sind. Wessen Bande war es, Moritz?“

„Schmalgesicht draußen ist — ich ihn sehen sehr nahe — aber ich glauben Weißwolfs Bande.“

„Weißwolf wird vielleicht seine Schädelhaut verlieren, wenn er mit seiner Bande zu oft sich hier herumtreibt. Dieser Indianer nahm mir mein Reithier

und zwang mich zum Fußwandern, als ich diesen Herbst am Sandy war. Ich habe ihm eine Rechnung zu bezahlen."

„Zum T — mit den Weißwölfen. Tummelt Euch und erzählt uns von Eurer damaligen Arbeit in den Ebenen."

„Ihr habt da wohl etwas zu thun gehabt, alter Junge."

„Ei, ja. Einige von ihnen schlugen ihre Feuersteine diesseits der Pawnee-Gabel ein und es blieb ein tüchtiger Haufen Maulthierfleisch den Wölfen. Nahe am kleinen Arkansa sahen wir die ersten Indianer. Ich war mit dem jungen Somes vorausgegangen, um Fleisch zu erbunten, hatte dem alten Maulthiere die Beinfesseln angelegt und näherte mich eben einigen Ziegen *), als sich die Thiere plötzlich umdrehen und so gleich hinwegließen. „Hurrah, Dick, hier ist Brauhaut in der Nähe!" rufe ich und laufe nach meinem Maulthiere. Der junge Frischling sieht die Ziegen auf sich zukommen und an Indianer-Wesen nicht gewöhnt, feuert er auf die nächste und streckt sie nieder. In demselben Augenblicke erscheinen sieben verdammte Rothköpfe auf der Uferhöhe und sieben Pawnees fallen schreiend über uns her. Ich zerschneide die Beinfesseln meines Maulthieres, schwinge mich auf seinen Rücken und indem ich mich umschaue, erblicke ich Dick Somes, der eben wie wahnsinnig eine Angel in seine Büchse stampft, während die Indianer ihn mit ihren Pfeilen spicken. Hurrah, Dick, wahre deine Schädelhaut, rufe ich, lege

*) Antilopen werden von den Gebirgsjägern häufig „Ziegen“ genannt.

an und überrasche mit meiner Kugel einen Indianer, der eben im Begriff war, mit seinem Speer auf den Jungen einzudringen. Er legt sich schönstens auf den Rücken und Dick bringt endlich seine Kugel hinunter, blickt ab und es fällt ein zweiter. Hierauf griffen wir sie an, sie laufen davon wie flüchtige Kühe und ich nehme den beiden Indianern, die wir kalt gemacht haben, die Schädelhaut. Wenn mir recht ist, müssen ihre Scalps noch an meinen alten Beinen hängen."

„Dick Somes war wie ein Stachelschwein mit Pfeilen gespickt; einer steckte ihm gerade im Backen, ein anderer in seinem Fleischsack und ein dritter und vierter in den Rippen. Ich zog sie sämmtlich glücklich und geschickt heraus und wir eilten mit der erlegten Ziege nach unserem Lager, denn man war eben damit beschäftigt gewesen das Lager aufzuschlagen, als wir aufgebrochen waren. Es gab ein lautes Halloh, als wir mit den Schädelhäuten an unseren Büchsen in dem Lager ankamen. Indianer! Indianer! schrieen die Frischlinge *). Wir werden heute Nacht überfallen werden — das ist gewiß.“

„Der Teufel wird überfallen werden,“ spricht der alte Bill — „sind wir nicht auch Männer und noch dazu weiße? Seht nach Euren Büchsen, Jungen, gebt den Thieren eine starke Bewachung und haltet Eure Augen offen.“

„Sobald die Thiere von dem Wagen abgespannt waren, schickte der Anführer eine starke Wache aus, die aus sieben erfahrenen Burschen bestand. Es war

*) Die sogenannten „Greenhorns“, des Gebirgslebens noch unkundige Neulinge.

ziemlich nahe an Sonnenuntergang und Bill hatte eben zum Eintreiben gerufen. Die Burschen trieben die Thiere ein und wir standen dabei, um sie gut hereinzubringen, da hören wir unmittelbar hinter der Uferhöhe ein lautes Geschrei und in der nächsten Minute sind unsere Thiere von einer großen Anzahl von Indianern überfallen. Welch ein Geschrei gab es da — wir laufen nach unseren Büchsen, aber ehe wir zum Feuer kommen, sind die Indianer schon unter der Cavallarde *). Ich sah Eduard Collyer und seinen Bruder, die zur Pferdewache gehörten und die Thiere zu schüthen suchten, aber sie waren von zwanzig Pawnees umgeben, ehe sich der Rauch von ihren Büchsen verzogen hatte, und als der Indianerhaufe sich entfernte, fand man die beiden Bursche mit skalpirten Köpfen auf dem Boden liegen. Da kam unser Engländer gerade noch zur rechten Zeit, die Cavallarde zu retten. Er hatte sein Pferd, einen echten Büffelrenner, ganz handlich in der Nähe des Feuers angepflockt und sobald er die Klemme wahrgenommen, schwang er sich auf, ritt mitten in den Haufen der Maulthiere und feuerte seine Doppelbüchse auf die Indianer ab, wodurch er bei Gott zwei von ihnen den Garaus machte. Sobald die Maulthiere, die in schnaufender Angst vor den Indianern herliefen, des Engländers Stute sahen — Maulthiere laufen einem Pferde bis in die Hölle nach, das wißt Ihr alle — folgen sie ihr mitten in das Corral und waren in Sicherheit. Fünfzig Pawnees kamen schreiend hinterdrein, aber wir waren jetzt zu

*) Eine Heerde Maulthiere oder Pferde in den Prairien.

ihrem Empfange bereit und die Art, wie wir sie zurückwiesen, war nicht ganz übel, sage ich Euch. Aber drei von der Pferdewacht wurden schen — wenigstens ihre Maulthiere; diese jagten hinaus in die Peraira und die Indianer, die von uns genug hatten, setzten ihnen nach. Die armen Teufel schauten trübselig hinter sich, als ungesähr hundert rothe Bestien, die nach ihren Schädelhäuten lechzten, wie wahnfinnig heulend ihnen dicht auf den Fersen waren. Der junge Jakob Bulcher war der letzte und als er sah, daß die Flucht nichts half und daß seine Zeit gekommen war, sprang er von seinem Maulthiere, stellte sich, uns zuwinkend, den Indianer: i kerzengerade entgegen und blitzte auf den ersten, der ihm nahe kam, seine Rifle ab; er streckte ihn nieder, aber im nächsten Augenblicke war es, wie Ihr Euch denken könnt, auch um ihn geschehen."

„Wir konnten nichts thun, denn ehe wir unsere Büchsen laden konnten, waren alle drei todt und skalpiert. Es wurden damals fünf von unseren Leuten ausgelöscht und sieben Indianer lagen als Wolfsfutter auf dem Platz, während viele andere, ich will wetten, ein tüchtiges Andenken mitnahmen. Aber fünf von uns gingen unter und die Pawnees erbunteten ein Dutzend Maulthiere.“

So weit haben wir den alten Jäger in seiner Erzählung begleitet und wahrscheinlich hätte er uns, ehe das Indianerweib Chilipat die Biverschwänze für eßbar erklärte, noch glücklich über die großen Prairien, über Cottonwood, Turkey-Creek, den kleinen Arkansas, Wallnuss-Creek und die Pawnee-Fork geführt, die feuerlosen Psade der Coon-Creks verfolgt, wo es fettes

Büffelfleisch in Ueberfluß, aber kein Brennmaterial zum Kochen giebt, dann den großen Fluß überschritten und beim Uebergang die nach Santa Fé bestimmten Wagen verlassen, um uns den Arkanso hinauf nach Bent's Fort, von dort nach Beiling-Spring über die Scheide nach der südlichen Gabel des Platte und hinauf nach den schwarzen Bergen zu geleiten und endlich mit noch glücklich erhaltenen Schädelhäuten in den biberreichen Thälern des „Süßwassers“ und des „Cache la Poudre“, im Schatten des Windriver-Gebirges unser Lager aufgeschlagen, wäre er nicht in diesem Augenblicke in seinen Mittheilungen unterbrochen worden, denn während all unsere Gebirgsmänner mit verschränkten Beinen und der Pfeife im Munde am Feuer saßen, und mit indianischer Ernsthaftigkeit der Erzählung des alten Trappers lauschten, die nur dann und wann durch ein zufälliges „Wagh!“ oder durch den Ausruf eines anderen unterbrochen wurde, der an den erzählten Ereignissen Theil genommen hatte und von Zeit zu Zeit beträchtigend einschaltete: „dieses Menschenkind erinnert sich dieser Klemme“ — oder „hier ist ein Kerl, der bei jener Gelegenheit eine Schädelhaut gewann,“ n. f. w. — hörte man plötzlich ein zischendes Geräusch in der Luft und einen scharfen aber halb unterdrückten Ausruf von einem der Jäger.

Die Gebirgsmänner waren augenblicklich aufgesprungen, hatten die immer bereite Rifle ergriffen und sich einige Schritte von dem Lichte des Feuers — denn es war jetzt Nacht geworden — auf den Boden geworfen; aber es kam kein Laut über ihre Lippen; sie lagen schweigsam bei einander, spähten mit ihren

scharfen Augen nach dem dunklen Dickig, in dessen Nähe das Lager sich befand und erwarteten mit gespannten Hähnen eine Wiederholung des Angriffs. Als bald erhob der Anführer der Gesellschaft, kein anderer als Killbuck, der vor wenigen Augenblicken von seinen Erlebnissen in den Prairien erzählt hatte — und ein schlauerer Jäger oder erfahrener Trapper hatte wohl nie ein Wild verfolgt oder ein Biberfell abgezogen — seine hohe in Leder gekleidete Gestalt und ließ die Hand über den Mund haltend, den wilden langgedehnten Ton eines indianischen Kriegsgeschreis in die Prairie hinaus erschallen. Dieser wurde aus der Richtung, wo die zum Lager gehörigen Thiere unter der Obhut der Pferdewache weideten, augenblicklich erwidert; drei gelende Schreie beantworteten den Warnungsruf des Anführers und bewiesen, daß die Wache auf ihrer Hut war und das Zeichen verstand. Die Indianer schienen jedoch mit der bloßen Kundgebung ihrer Nähe sich zu begnügen, oder vielleicht war der Angriff, und dieß schien wahrscheinlicher, nur von einem verwegenen jungen Krieger ausgegangen, der, auf seinem ersten Ausfluge begriffen, seinen ersten Streich hatte ausführen und zum Anfang seines Feldzuges auf diese Weise sich hatte hervorthun wollen. Nachdem die Gebirgsjäger einige Minuten auf eine Wiederholung des Angriffs gewartet hatten, erhoben sie sich und gingen zu ihren Thieren, mit welchen sie sogleich zum Lagerplatze zurückkehrten; sie legten ihnen sorgfältig Beinfesseln an, banden sie an best in den Boden geschlagene Pfähle, verstärkten die Wache und untersuchten dann das benachbarte Dickig. Hierauf setzten sie sich aufs neue an das Feuer,

zündeten ihre Pfeifen wieder an und verdampften das erquickende Kraut so ruhig und behaglich, als hätte es tausend Meilen im Umkreise des gefährlichen Lagers kein solches Wesen wie eine nach ihrem Leben dürstende Rothaut gegeben.

„Es sind immer böse Indianer in diesen Ebenen gewesen“, brummte endlich Killbuck, indem er mit seinen Zähnen west in die Pfeifenspitze biß. „Es sind diese Rapahos und noch dazu die schlechteste Sorte.“

„Können die Schwarzfüßer auf keine Weise übertreffen,“ bemerkte ein gewisser La Bonté aus der Gegend vom Yellow-Stone, ein schönes Exemplar von einem Gebirgsjäger. „Aber es mag doch einer von Euch den Pfeil aus meinem Rücken ziehen,“ fuhr er fort und zeigte, sich zum Feuer beugend, einen unter seinem rechten Schulterblatte sitzenden Pfeil und einen Blutstrom, der aus der Wunde über seinen Bockledernen Rock floß.

Sein nächster Nachbar versuchte es, diesen Wunsch zu erfüllen, als er aber nach einem Ziehen sich überzeugte, daß es nicht gehen wollte, meinte er, der Pfeil müsse herausgeschnitten werden. Dies wurde mit Hilfe des immer bereit gehaltenen Skalpirmessers bewerkstelligt, und nachdem die Wunde mit etwas Biberpelz bedeckt und mit einem Streifen Bockleder verbunden war, zog der Verwundete seinen Jagdrock wieder über und zündete, die jeden Augenblick zum Gebrauche bereite Büchse im Schosse haltend, aufs neue seine Pfeife an.

Es war jetzt ziemlich Mitternacht — eine dunkle nebelige Nacht, und die vom hohen Rücken des Fel-

seengebirges nach Osten sich wälzenden Wolken verdunkelten allmälig das matte Sternenlicht. Als die leichten Dünste von dem Gebirge verschwanden, folgte ihnen eine dicke schwarze Wolke, die sich über die höhren in der Dunkelheit der Nacht kaum sichtbaren Gipfel der Gebirgskette lagerte, während sich bald eine große Masse flockiger Wölkchen über den ganzen Himmel verbreitete. Es schlich ein hohler stöhrender Ton durch das Thal und in den welken Blättern der höhren Zweige der Baumwollenbäume rauschte der erste Athemzug des nahenden Sturmes. Von Zeit zu Zeit kamen schwere Regentropfen herab, die zischend in das Feuer fielen, oder auf die Häute schlugen, mit welchen die Jäger eilig ihr offen liegendes Gepäck bedeckten. Die in der Nähe des Lagers befindlichen Maulthiere fraßen schnell und gierig das Gras ab, das sie im Umkreise ihrer Pflocke erreichen konnten, als hätten sie gewußt, daß das Unwetter sie bald daran hindern würde, und krümmten bereits ihren Rücken, als der kalte Regen auf ihre Rippen fiel. Die Prairie-Wölfe kamen dem Lager näher und die Verwirrung, welche entstand, als die Jäger sich beeilten, den leicht verderblichen Theil ihres Gepäcks zu bedecken, gab diesen Thieren mehr als einmal Gelegenheit; mit einem Stück Fleisch davon zu eilen, wobei sie, um den Besitz des geraubten Bissens ringend, ihr eigenthümliches klägliche Geheul erkönen ließen.

Nachdem alles gehörig verwahrt war, schickten die Jäger sich an, ihre Nachtlager zu bereiten. Diejenigen, die sich nicht die Mühe genommen hatten, ein Obdach herzustellen, suchten den Schutz der aufgehäussten

Packe und Sättel, während Killbuck, selbst eine solche Berücksichtigung seiner leiblichen Pflege verschmähend, seine Büffelhaut auf den nackten Boden warf und seinen Entschluß erklärte, das Komende zu nehmen, wie es eben kommen möge. Er erwählte sich eine erhöhte Stelle, zog sein Messer und grub damit einige Abzugsrinnen, damit das Wasser nicht in sein Lager laufen könnte; hierauf breitete er eine einfache Büffelhaut sorgfältig über den Boden und legte unter jenes Ende, welches von dem Feuer am weitesten entfernt war, einen großen Stein aus dem Flusse. Nachdem er diesem Kopftißen die gehörige Lage gegeben hatte, legte er über die bereits ausgebreitete noch eine zweite Büffelhaut und breitete über das Ganze eine für waserdicht geltende Novajo-Decke. Dann entledigte er sich seiner Jagdtasche und seines Pulverhorns und verbarg diese Gegenstände mit seiner Rüste, um sie gegen Regen zu schützen, schnell unter die Decke seines Bettes. Nachdem diese Geschäfte zur Zufriedenheit vollbracht waren, zündete er an den zischenden Kohlen des halbverlöschten Feuers seine Pfeife an — denn der Regen goß jetzt stromweise herab — und machte die Runde bei den angepflockten Thieren, indem er die Wächter ermahnte, ihre Augen offen zu halten, da man vor Tagesanbruch jedenfalls noch Pulver riechen würde. Dann kehrte er zu dem Feuer zurück, schob mit seinen Mocassins die glimmende Asche zusammen, setzte sich nieder und begann folgendes Selbstgespräch:

Schon dreißig Jahre habe ich mich nun vom obersten Missoura bis zum hungrigen Gila in diesem Ge-

birge herumgetrieben. Ich habe einen „Haufen“^{*)} gu-
ter Fänge gemacht und in meinem Leben viele hun-
dert Ballen Biberfelle verhandelt. Was hat es ein-
gebracht und wo sind die Dollars, die in meinen
Beuteln sein sollten? Was ist das Ende vom Liede,
sage ich? Soll sich der Mensch sein Leben lang von
Indianern jagen lassen? Schon manchmal habe ich
mir vorgenommen, nach Taos zu gehen und ein Squaw
zu fangen, denn dieses Menschenkind wird alt und
fühlt das Bedürfniß, für den Rest seiner Tage ein
Frauengesicht in seiner Hütte zu sehen; aber wenn es
dazu kommt, das alte Gerät meines Berufs zu ver-
graben, kann ich hierzu nimmermehr ein Herz fassen.
Dann und wann kommt mir allerdings der alte Staat
ins Gedächtniß, aber wer ist noch dort, der sich mei-
nes alten Gesichtes erinnert? Ihre Bezirke sind heut
zu Tage viel zu übervölkert geworden, und es ist
schwer unter den Corneracks<sup>**) von Missouri freien
Athem zu schöpfen. Ueberdies widerstreitet es der Na-
tur, Büffelfleisch aufzugeben und von Schweinen zu
leben; und die weißen Leute sind gar zu bildähn-
lich, gar zu prahlerisch. Nein, zum Henker mit den
Colonien. Das will nicht scheinen^{***}) — und wo
sind die Dollars? Aber der Biber muß steigen. Die
menschliche Natur kann es nicht aushalten, das Pfund</sup>

^{*)} Ein Indianer hat immer „einen Haufen“ Hunger oder Durst — er liebt „einen Haufen“, hat einen „Haufen“ Tapferkeit, kurz der Ausdruck „ein Haufen“ ist immer gleichbedeutend mit sehr viel.

^{**)} Eigentlich Spottname der Bewohner von Kentucky.

^{***}) „Scheinen“ (shine) ein beliebter Ausdruck, dessen sich der Trapper bedient, wenn er einen Gegenstand bezeichnet, der Werth
hat und an welchem er Geschmack findet.

Biber für einen Dollar zu verkaufen — nein, nein, das kann nicht länger scheinen, das weiß ich. Ich erinnere mich der ersten Zeit, wo ich ins Gebirge ging — sechs Dollars das Stück — gleich viel, ob alt oder jung. Pah — aber er muß steigen, sage ich nach einmal, und hier ist ein Kerl, der recht gut weiß, wo er zugleich ein Dutzend Ballen aufstreichen kann — und dann wird er seinen Weg nach Taos nehmen."

Mit diesem Selbstgespräche klopfte Killbuck die Asche aus seiner Pfeife, steckte sie in das bunt verzierte Cuttermesser, das er an seinem Halse trug, schnallte seinen Messergürtel um einige Bücher vester, nahm Beutel und Pulverhorn und seine Rifle, die er sorgfältig in seine Navajodecke hüllte, und schritt in die Dunkelheit hinaus, um in der nächsten Umgebung des Lagers eine vorsichtige Runde zu machen. Als er zu dem Feuer zurückkehrte, setzte er wie zuvor sich wieder nieder, nahm aber diesmal seine Büchse in den Schoß und blickte mit seinem scharfen grauen Auge von Zeit zu Zeit spähend umher, wobei sein Blick vorzugsweise auf ein altes abgehärtetes grauliches Maulthier gerichtet war, das, ein alter Prakticus, jetzt nachdem es seinen Magen gefüllt hatte, faul und träge an seinem Pflocke stand, Kopf und Ohren hängen ließ, den Rücken hochgekrümmt hatte, um den Regen abzuhalten, und schlaffend von einer Seite zur anderen wankte.

„Auf, alter Bursche!" rief Killbuck, indem er gleichzeitig ein Stück brennenden Holzes aus dem Feuer nahm und es nach dem Thiere warf, worauf dieses, als es die Stimme seines Herrn erkannte, sich aufzuraffte und seine Ohren spitzte. „Auf, alter Bursche, Leben im fernen Westen.

und halte deine Nase offen; es ist braune Haut in der Nähe, denke ich, und du kannst noch vor Tagesanbruch den Fangstrick eines Rapaho fühlen."

Der alte Trapper setzte sich aufs neue vor das Feuer; es beschlich ihn Schläfrigkeit und bald begann sein Kopf zu nicken. Er war bereits in dem Lande der Träume — unter Scharen fetter Büffel schwelgend oder an einem biberreichen Flusse jagend, wo keine Indianerspuren ihn störten und die nahe Aussicht auf ein lustiges Rendezvous, auf einen Preis von sechs Dollars für das Stück seines Pelzwerkes und auf eine Gallone Brauntwein zur Bestätigung des Handels seine Seele erquickte. Oder vielleicht führte ihn seine Erinnerung in die Vergangenheit zurück, vielleicht durcheilte er in schuellem Fluge all die gefahrsvollen Wechselfälle seines beschwerlichen, mühseligen Lebens — an einem Tage darbend, am anderen im Ueberflusse schwelgend — bald von heulenden, nach seinem Blute dürrsten Wilden überfallen, seinen Feinden wie ein gehetzter Hirsch, aber mit dem unabgsamen Muthe eines Mannes die Stirne bietend — bald von aller Sorge befreit und die Vergangenheit vergessend, ein willkommener Guest in dem gastfreundlichen Handelsort; oder vielleicht verfolgte seine Seele die immer schwächer werdende Spur noch weiter rückwärts bis zur Heimat seiner Kindheit, bis in die braunen Wälder des alten Kentucky, wo er, ein geliebtes, zärtlich gepflegtes Kind, keinen anderen Gedanken hatte, als sich an dem Maisbrei und dem Kuchen seiner haushälterischen Mutter zu erquicken. Er sieht wieder, in warmes unvergessliches Hausgespinnst gekleidei, auf den Schlangenzaun, der die alte Lichtung

umgibt und verschlingt bei Sonnenuntergang seinen Maistuchen, lauscht auf den traurigen eintönigen Gesang des Wippurvill*), auf das unangehmeene Geschrei des lärmenden Lockvogels oder beobachtet die behenden Sprünge der Eichhörnchen, die schnatternd und einander jagend auf den hohen Tamerisken von Zweig zu Zweig springen, und summt neugierig darüber nach, wie lange er wohl noch wird warten müssen, ehe er sei nes Vaters Rißle wird erheben und gegen ein so verführerisches Wild benutzen können. Es war jedoch nur ein leichter Schlummer, der die Augen des vorsichtigen Gebirgsjägers umfangen hielt und ein Schnausen des alten Maulthieres spannte augenblicklich all seine Nerven. Ohne den Körper zu bewegen, richtete er sein scharfes Auge auf das Maulthier, das jetzt mit seitwärts geneigtem Kopfe Augen und Ohren nach gleicher Richtung wendete und ängstlich schnaugend mit der Nase schnüffelte. Ein leiser Ton aus dem Munde des wach samen Jägers weckte die anderen aus ihrem Schlafe; sie erhoben sich von ihren durchweichten Lagern und ein einziges Wort unterrichtete sie von der Gefahr, welche ihnen nahete.

„Indianer!“

Kannen hatten Killbucks Lippen dieses Wort ausgesprochen, als das Geheul des wütenden Sturmes und das Plätschern des Regens plötzlich von allen Seiten her durch ein wildes hundertstimmiges Geschrei überläutet wurden. Aus dem Gebüsch krachte ein Dutzend Büchsen schüsse, eine Wolke von Pfeilen zischte durch

*) *Caprimulgus Virginianus.*

die Lust und ein Haufe von Indianern fiel über die angepflockten Thiere her. „Ho — ho — ho hi! Bei Gott, sie schleppen unsere Thiere fort und das alte Maulthier dazu!“ rief Killbuck. „Greift sie an, Jungen — drauf für alt Kentucky!“ Und er stürzte zu seinem Maulthier, das schnaufend und wie wahnsinnig vor Furcht herumsprang, während ein nackter Indianer, der den Strick, mit welchem es an den Pfahl gebunden war, bereits zerschnitten hatte, sich bemühte, ihm eine Schlinge um die Nase zu legen.

„Läß das, du verdammter Teufel!“ brüllte der Trapper, indem er auf den Wilden zusprang, ihm, ohne die Büchse zu seiner Schulter zu heben, den Lauf auf die nackte Brust stieß und losdrückend ihn leblos einige Schritte weit niederstreckte. Aber in demselben Augenblicke schwang ein anderer Indianer seine Keule über dem Kopfe und ließ sie mit furchtbarer Gewalt auf Killbuck fallen. Der Jäger taumelte einen Augenblick, streckte mit wilder Geberde seine Arme in die Lust und sank zu Boden.

„Ho — ho — hi!“ schrie der Napaho, beugte sich über den gefallenen Körper, erfaßte mit der linken Hand die mittlere Locke von des Trappers langem Haare und schnitt mit seinem Messer um den Kopf, um den Skalp vom Schädel zu trennen. Aber indem der Indianer sich über sein Opfer beugte, bemerkte der Trapper Namens La Bonté die Gefahr seines Gefährten. Schnell wie ein Gedanke stürzte er herbei und stieß dem Napaho sein Messer bis zum Heft zwischen die Schultern, so daß dieser augenblicklich mit einem röchelnden Zucken todt über den Körper seines hingestreckten Feindes fiel.

Der Angriff dauerte jedoch nur einige Secunden; der auf die Thiere gerichtete Ueberfall war vollkommen gegliickt und sie mit lautem Geschrei vor sich hertreibend verschwanden die Indianer schnell in der Dunkelheit. Ohne das Tageslicht zu erwarten, begannen zwei von den noch sichtbaren drei Trappern, welche sich während des Ueberfalls in den Hütten befunden hatten, ohne den geringsten Aufschub zwei Pferde zu bepacken, die in der Nähe der Hütten angebunden gewesen und daher den Indianern entgangen waren. Sie setzten ihre Squaws auf diese Thiere, überschütteten ihre Feinde mit Flüchen und Verwünschungen und verließen, einen neuen Ueberfall fürchtend, das Lager, um sich zurückzuziehen und so lange zu verbergen bis die Gefahr überstanden sein würde. Nicht so La Bonté, der standhaft und ruhig in dem Kampfe sein Bestes gethan hatte und nun seinen alten Gefährten aufsuchte, welchen er erst, ehe er seine Wunden untersuchen konnte, von dem todten Körper des Indianers befreien mußte. Killbuck atmete noch. Er war durch den empfangenen Schlag betäubt worden, aber durch kalten Regen, der sein Gesicht benetzte, zum Bewußtsein zurückgebracht, öffnete er bald seine Augen und erkannte seinen getreuen Freund, der sich zu ihm niedersetzte, seinen Kopf in seinen Schoß nahm und das aus der verwundeten Schädelhaut strömende Blut hinwegwischte.

„Ist der Skalp weg, Junge?“ fragte Killbuck.
„Denn ich kann Dir sagen, daß meinem Kopfe wunderlich zu Muthe ist.“

„Da liegt der Indianer, der Dir die Schädelhaut

nehmen wollte," erwiderte der andere, den todtten Körper mit dem Fuße stözend.

„Ha, Junge, Du hast einen Stoß gethan. Nun so skalpire den Teufel und hole mir einen Trunk.“

Der Morgen tagte hell und kalt. Mit Ausnahme einer leichten Wolke, die über Pikes-Peak hing, war der Himmel klar und rein und dem tobenden Sturme der vergangenen Nacht war vollkommene Ruhe gefolgt. Der kleine Fluß war durch den Regen angeschwollt und als La Bonté eine kleine Strecke weit an dem Ufer hinabging, um einen Zugang zu dem Wasser zu finden, stand er, einen unwillkürlichen Schrei aussstoßend, plötzlich stille. Nur wenige Schritte vom Ufer lag der Körper eines seiner Gefährten, der während des Angriffs der Indianer zur Wache gehört hatte. Der Todte lag auf dem Gesichte; seine Brust war von einem Pfeile durchbohrt, der bis zu den Federn eingedrungen war, und dem blutigen Schädel war die Haut entrissen. Weiter hin, aber nur innerhalb einer Entfernung von ungefähr hundert Schritten, lagen die drei anderen todt und auf gleiche Weise verstümmelt. Der Feind hatte sein Ziel so sicher ins Auge gefaßt und war so nahe gewesen, daß jeder dieser Wächter ohne Kampf gefallen und daher nicht im Stande gewesen war, dem Jäger ein Warnungszeichen zu geben. La Bonté überzeugte sich durch einen Blick auf das Ufer, daß die schlauen Indianer während des tobenden Sturmes unbemerkt längs des Flusses sich herbeigeschlichen, am Ufer emporgekrochen waren und die vier auf der Wache stehenden Jäger gleichzeitig erschossen hatten.

Zu Killbuck zurückkehrend unterrichtete ihn La Bonté

von dem traurigen Schicksale ihrer Gefährten und die beiden Freunde hielten hierauf einen Kriegsrath über ihre nächsten Schritte. Der alte Jäger war bald entschlossen. „Zuerst,“ sagte er, „muß ich mein altes Maulthier wieder haben; es hat mich und meine Habe zwölf Jahre lang getragen und ich habe noch keine Lust es zu verlieren. Zweitens fühle ich ein gewisses Verlangen nach Haaren und es müssen für diesen nächtlichen Ueberfall einige Rapahos untergehen. Drittens müssen wir unsere Biberfelle vergraben, und viertens die Spur der Indianer verfolgen, wohin sie auch führen möge.“

Wohl nie hatte ein kühnerer Gebirgsjäger als La Bonte einen Biber gefangen und kein Rath konnte seiner eigenen Neigung vollkommener entsprechen als die von Killbuck gegebene Vorschrift.

„Einverstanden!“ gab er zur Antwort und ging sogleich ans Werk, ein sogenanntes „Cache“ herzustellen. Sie hatten jedoch dießmal keine Zeit, einen regelmäßigen Versteck dieser Art zu bauen und begnügten sich daher, ihre Biberballen in Büffelhäute zu schlagen und sie in die Gabeln einiger Baumwollenbäume zu binden, unter welchen der Lagerplatz gewählt worden war. Nachdem dieß geschehen, zündeten sie ein Feuer an und kochten etwas Büffelfleisch; hierauf reinigten sie, ihre Pfeisen rauschend, sorgfältig ihre Büchsen und füllten Pulverhorn und Bentel mit reichlichen Vorräthen.

Ein schnelles Entschließen in Fällen der Noth und Gefahr und ein rechter Vorsatz, wenn es ein Unternehmen gilt, das kühnes und augenblickliches Handeln erfordert, sind hervorragende Züge in dem Charakter der Jäger des fernen Westens, die gerade hierdurch

den wilden Indianer so unendlich weit übertreffen und ihre zahlreichen Kriegszüge gegen den natürlichen Feind des weißen Mannes in diesen wilden und barbarischen Regionen des Westens zu einem erfolgreichen Ziele führen. Eben so fertig zu einem Entschluß als schnell in der Ausführung und weit größere Kühnheit mit gleicher Schlaueit und Vorsicht vereinend, sind sie dem schwankenden Indianer gegenüber in wesentlichem Vortheil, da dieser die physische Thatkraft seines an sich regfamen Körpers zum großen Theil durch sein abergläubiges Gemüth lähmen läßt und günstige Zeichen und Zeiten erwartend, ehe er ein Unternehmen beginnt, häufig die Gelegenheit verliert, die sein weißer und gesitteterer Feind so trefflich zu nützen weiß.

Killbuck und sein Freund waren keine Ausnahmen von dieser charakteristischen Regel und ehe die Sonne eine Hand breit über dem östlichen Horizonte stand, folgten die beiden Jäger bereits der Spur der siegreichen Indianer. Das Flüßchen, wo der nächtliche Ueberfall stattgefunden, verlaßend, wendeten sie sich zu einem anderen Namens Kioway, das einige Stunden weiter westwärts mit dem Bijou in gleicher Richtung fließt und ebenfalls auf der „Scheide“ seinen Ursprung hat. Den Kioway bis zu seinen Gabeln verfolgend, wendeten sie sich zu einigen Hochland-Prairien am Fuße des Gebirges, gingen über die zahlreichen Wasserbäche, welche den Fluß „Vermillion“ oder „Cherry“ speisen und verfolgten die Spur über die Gebirgsgräben bis sie eine Gabel des Boiling-Spring erreichte. Hier hatte die Kriegsschaar Halt gemacht und eine Berathung gehalten, denn von diesem Punkte aus wendete sich

die Spur mehr nach Westen und führte in die rauhen Tiefen des Gebirges. Es war den beiden Jägern jetzt einleuchtend, daß die Richtung, welche die Indianer eingeschlagen hatten, nach dem Bajou Salade, einem Gebirgsthale führte, welches während der Winterzeit eine Lieblingszuflucht der Büffel ist und aus diesem Grunde von den Yuta-Indianern häufig zum Winteraufenthalte gewählt wird. Es war kaum zu bezweifeln, daß sich die Rapahos auf einem Kriegszuge gegen die Yutas befanden und Killbuck, dem die Gegend genau bekannt war, ersah augenblicklich aus der Richtung, welche die Spur genommen hatte, daß die Indianer sich nach dem Bajou gewendet, um ihre Feinde zu überraschen und daher die gewöhnliche im Thale des Boiling-Spring-Flusses hinaufgehende Indianerfährte verlassen hatten. Nachdem er sich hiervon überzeugt hatte, nahm er seinen Weg über das zerrissene Gelände am Fuße des Gebirges, wendete sich etwas nordöstlich oder fast nach der Richtung, aus welcher er hergekommen war, ging dann, sich westwärts wendend, gegen Mittag über eine Gebirgskette und stieg hierauf in eine Schlucht hinab, durch welche ein kleines Flüßchen über sein steiniges Bett rauschte. Hier erwies sich die Richtigkeit seiner Vermuthung, denn sie stießen auf die Spur der Indianer, die jetzt ganz frisch war und sich durch das Thal am Ufer des Flüßchens hinabwand. Der Weg, den Killbuck verfolgt hatte, war für Maulthiere nicht gangbar und hatte die Jäger, wenigstens eine halbe Tagereise ersparend, dem Gegenstande ihrer Verfolgung ganz nahe gebracht, denn am oberen Ende der Schlucht lag ein hoher Hügel, den sie erstiegen und von des-

sen Gipfel sie fast unmittelbar zu ihren Füßen das indianische Lager erspähten, neben welchem die gestohlene Cavallada ruhig weidete.

„Ha!“ riefen gleichzeitig beide Jäger.

„Und da ist auch die alte Bestie“, fischerte Kill-buck, als er sein altes graues Maulthier erkannte, das sich das üppige Büffelgras, womit diese Gebirgsthäler so reichlich versehen sind, ganz wohl schmecken ließ. „Da werden wir bald einen Fang machen. Dieses Menschenkind erkennt ihre Pläne so deutlich, wie eine Biberfspur. Sie verlangen nach Nutz-Haaren, so gewiß, als diese Büchse Hinteraugen hat; aber sie haben nicht die Absicht, die Thiere hinter sich herzuführen; sie sind wie Schlangen durch diesen Grund gekrochen, um sie zu verstecken, bis sie aus dem Bajou zurückkehren — und werden wahrscheinlich ein halbes Dutzend Soldaten*) bei ihnen zurücklassen.“

Es erwies sich bald, wie richtig der schlauer Trapper vermuthet hatte. Er stieg mittlerweile mit seinem Gefährten von der Höhe wieder hinab und ging in ein Dickig von Zwergfichten und Cedern, wo er sich auf einen Baumstamm setzte und aus einem Ende der Decke, die er auf seine Schultern geschlürft hatte, ein Stück Büffelleber hervorzog, das roh von beiden mit großem Appetite verzehrt wurde, und wozu sie statt des Brodes — eines in diesen Gegenden unbekannten Luxusartikels — einige Streifen getrockneten Fettes aßen. Ein Feuer anzuzünden, würde gefährlich gewesen sein; da es möglicher Weise einigen Indianern

*) So werden die jungen unerprobten Krieger der Indianer genannt.

hätte einfallen können, das Lager zu verlassen, um zu jagen, und dann hätte der aufsteigende Rauch augenblicklich die Nähe des Feindes verrathen. Es wurde jedoch Feuer angeschlagen, um die Pfeisen in Brand zu setzen, und nachdem sich die Jäger dieses wahren Trostes einige Zeit erfreut hatten, breiteten sie eine Decke auf den Boden, legten sich nebeneinander und waren bald eingeschlafen.

Wäre Killbuck ein Prophet oder der weiseste „Medizin-Mann“ gewesen, er hätte die Bewegungen der Indianer nicht richtiger voraussagen können. Ungefähr drei Stunden vor Sonnenuntergang stand er auf und schüttelte sich, welche Bewegung genügte, auch seinen Gefährten zu erwecken. Er gab La Bonté die Weisung, ruhig liegen zu bleiben, indem er ihm mittheilte, daß er die Absicht hätte, das feindliche Lager zu besichtigen, und nachdem er sorgfältig seine Rifle untersucht und seinen Messergürtel um einige Löcher vester geschnallt hatte, ging er wohlgemuth an seine gefährliche Sendung. Dieselbe Höhe ersteigend, von deren Gipfel er zuerst das indianische Lager erblickt hatte, spähte er schnell umher, um sich eine genaue Kenntniß von dem Terrain zu verschaffen und wählte dann eine Schlucht, durch welche er dem Lager näher kommen konnte, ohne sich der Gefahr auszusetzen, entdeckt zu werden. Dies war bald ausgeführt und in einer halben Stunde lag der Trapper mit dem Bauche auf dem Gipfel einer mit Fichten bedeckten Höhe, wo ihn die niedrigen Zweige der Cedern und Lebensbäume so vollständig verbargen, daß auch nicht der kleinste Theil seiner Gestalt zu sehen war, wenn nicht viel-

leicht sein scharfes blinkendes graues Auge etwas zu stark von dem grünen Laube abstach, das sein übriges Gesicht bedeckte. Neben dies hatte er nicht zu befürchten, daß seine Fährte von Indianern entdeckt werden könnte, denn er war vorsichtig und sorgfältig über den mit Felsen bedeckten Boden gegangen, so daß seine Mocassins keine sichtbare Spur zurückgelassen hatten. Hier lag er nun, wie ein Tiger auf ein Wild lauernd, still und regungslos und nur dann und wann bewegten sich die Zweige, wenn sein Körper unter einem erstickten Kichern erbebte, was wohl zuweilen der Fall war, sobald irgend eine Bewegung in dem Lager der Indianer ihn veranlaßte, über seine für diese so unwillkommene Nähe innerlich zu lachen. Er war jedoch nicht wenig erstaunt, als er bemerkte, daß die Schaar weit schwächer war, als er vermuthet hatte, denn sie zählte ungefähr nur vierzig Krieger und er erkannte hieraus, daß sie sich getheilt hatte und daß die eine Hälfte den Muta-Pfad am Boiling-Spring eingeschlagen, die andere hier befindliche aber einen größeren Umweg gemacht hatte, um das Bajou zu erreichen und die Yutas in einer anderen Richtung anzugreifen.

Die Indianer hielten in diesem Augenblicke eine Berathung. Sie saßen in weitem Kreise um ein sehr kleines Feuer *), dessen Rauch in einer dünnen gera-

*) Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Feuer eines Indianers und eines Weißen. Der erstere legt die Enden der Holzscheite in solcher Weise, daß sie allmälig verbrennen, während der andere das ganze Scheit mit der Mitte einlegt, und häufig eine solche Flamme erzeugt, daß der Indianer mit Recht sagt: „der Weiße macht ein so heißes Feuer, daß er sich ihm nicht nähern kann, um sich zu wärmen.“

den Säule empor stieg, und stießen der Reihe nach eine dicke schwere Wolke aus drei bis vier langen Pfeisen, die im Kreise herumgingen. Jeder Krieger berührte mit dem Fuße des Pfeifenkopfes den Boden und hielt das Rohr empor und von sich abwärts als „Medizin“ für den großen Geist, ehe er das duftige „Kinnik-kinnik“ *) einsog. Die Berathung war jedoch keine allgemeine, denn es nahmen nur fünfzehn der älteren Krieger daran Theil, während die übrigen in einiger Entfernung außerhalb des Kreises saßen. Hinter jedem Krieger lagen seine Waffen — Bogen und Köcher hingen an einem im Boden steckenden Speere und zu manchen Ausrüstungen gehörten außerdem noch einige Gewehre in bockledernen verzierten Futteralen.

In der Nähe des Feuers und in der Mitte des inneren Kreises war ein Speer aufrecht in den Boden gesteckt und an diesem hingen die vier Schädelhäute der in der vergangenen Nacht getödteten Weißen. Unter ihnen und an demselben Speere bevestigt befand sich der mystische „Medizin-Bentel“, an welchem Killbuck erkannte, daß sich die Kriegsschaar unter dem Befehle des Stammhäuptlings befand.

Von den Kriegern, welche der Reihe nach die berathende Versammlung anredeten, wurde häufig auf die an dem Speere hangenden schrecklichen Trophäen gedeutet, und mancher von ihnen machte, indem er dieß that, die eigenthümliche Kreisbewegung mit der rechten Hand und dem rechten Arme, wodurch die Indianer andeuten, daß sie durch Geschicklichkeit oder Schläue

*) Das Tabaksurrogat der Indianer.

einen Vortheil gewonnen haben. Nach Westen deutend, streckte dann der Sprecher wohl auch seinen Arm und seine Finger aus, die er mehrmals schloß und wieder öffnete, wodurch er zu erkennen gab, daß zwar schon vier Schädelhäute den Medizin-Speer schmückten, daß diese aber nichts seien im Vergleich mit den zahlreichen Trophäen, die sie aus dem Salzthale bringen würden, wo sie ihre erblichen Feinde, die Yutas, zu finden hofften — „Zeit sei noch nicht die Zeit, ihre Thaten zu zählen“ — denn in diesem Augenblicke erhob sich einer der Krieger von seinem Sitz, trat, stolz sich aufblähend, zu dem Speere, deutete auf eine der Schädelhäute und sprang, mit der offenen Hand auf seine nackte Brust schlagend, hoch in die Luft empor, als wäre er im Begriffe gewesen, die Ceremonie zu vollbringen — „aber ehe viele Sonnen untergegangen, würden all ihre Speere die erbeuteten Schädelhäute nicht fassen können und sie würden in ihr Dorf zurückkehren und einen Monat brauchen, um ihre Thaten zu erzählen.“

All dies erfuhr Killbuck vermöge seiner Erfahrung in der Zeichensprache, durch welche derjenige, der ihrer Meister ist, selbst wenn er keine Zunge und keine Thren hätte, jeden der hundert Stämme, deren Sprache gänzlich verschieden ist, nicht nur verstehen, sondern sich auch ihm verständlich machen kann. Er erfuhr außerdem auch noch, daß mit Sonnenuntergang der größere Theil der Schaar weiter ziehen würde, um mit dem frühesten Tage das Bajou zu erreichen und daß nicht mehr als vier bis fünf der jüngeren Krieger als Schutzwache der erbeuteten Thiere zurückblei-

ben sollten. Der Jäger verweilte in seinem Verstecke, bis die Sonne hinter dem Gebirge verschwunden war, woran die Krieger der Mapahos ihre Waffen ergriffen, ihre Büffelhäute über die Schultern warfen und einer hinter dem andern schweigsam und mit lautlosem Schritte das Lager verließen. Als die letzte dunkle Gestalt hinter dem Felsenvorsprunge verschwunden war, welcher das nördliche Ende des kleinen Thales verriegelte, zog Killbuck seinen Kopf aus seinem Verstecke, kroch auf dem Bauche von dem Rande der Höhe, erheb sich dann vom Boden, schüttelte und streckte sich, jah sich dann vorzüglich um und eilte ohne Verzug zu seinem Gefährten.

„Auf, Junge,“ sprach er, sobald er ihn erreicht hatte. „Hier gibt es bald etwas zu thun — und die Sonne ist ziemlich hinunter, denke ich.“

„Bereit, alter Bursche“, antwortete La Bonté sich ausfrüttelnd. „Wie ist die Spur und wie stark das Lager?“

„Frisch und füß, Bursche. Wie steht es mit Dir?“

„Halb erfroren vor Verlangen nach Haaren — ha.“

„Wir werden diese Nacht Mond haben und sobald er aufgeht, wollen wir an's Werk.“

Killbuck theilte hierauf seinem Gefährten mit, was er gesehen hatte und setzte ihm seinen Plan auseinander. Dieser bestand einfach darin, so lange zu warten, bis der Mond hinreichendes Licht gewähren würde, dann dem Lager sich zu nähern, es zu überfallen, so viel „Haare“ als möglich zu nehmen, ihre Thiere zu befreien und dann jegleich nach dem Bajou aufzubrechen, um sich mit den freundshaftlich gesinnten Yutas

zu vereinigen und sie vor der sie bedrohenden Gefahr zu warnen. Die Gefahr, einer der Rapaho-Schaaren in den Weg zu kommen, wurde kaum in Erwägung gezogen; die Jäger verließen sich in diesem Falle auf ihre Vorsicht und auf die Weine ihrer Maulthiere.

Während der Zeit zwischen Sonnenuntergang und der Erscheinung des Mondes hatten sie Mühe, ihr Abendessen zu verzehren, das, wie zuvor, aus roher Büffelleber bestand, und nachdem sie sich gesättigt hatten, erklärte Killbuck, daß er um einen „Haufen“ wohler und bereit sei, an's Werk zu gehen.

Die kurze, fast völlige Dunkelheit, welche dem Mondlichte vorausging, und einen der häufigen Windstöße benützend, welche durch die engen Schluchten des Gebirges heulen, schlichen hierauf diese zwei entschlossenen Männer wie Panther mit geräuschlosen Tritten nach dem Saum des kleinen, einige hundert Schritte im Gevierte haltenden Plateaus, wo die mit der Bewachung der Thiere beauftragten fünf Indianer ohne die geringste Ahnung von der ihnen nahenden Gefahr an dem Feuer saßen. Auf der kleinen Prairie standen mehre Gruppen von Cederbüschchen und unter diesen weideten die mit Beinfesseln versehenen Pferde und Maulthiere. Diese an die Gegenwart der Weißen gewöhnten Thiere ließen, wie zu erwarten war, die beiden Jäger unbeachtet, als diese, von Busch zu Busch kriechend, dem Feuer immer mehr sich näherten — ja sie dienten wohl sogar dazu, deren Annäherung zu verbergen, selbst wenn die Indianer auf ihrer Hut gewesen wären.

Die beiden Männer erkannten dies augenblicklich,

aber Killbuck wußte recht wohl, daß sein altes Maulthier, sobald er in den Bereich seines Gesichtes oder Geruches käme, ihn sogleich mit einem Wiehern der Wiedererkennung begrüßen und dadurch den Feind augenblicklich aufmerksam machen würde. Er suchte daher zunächst auszukundschaften, wo sein Thier weidete und überzeugte sich, daß es sich glücklicher Weise auf der anderen Seite der Prairie befand, wo es seinem Fortschreiten nicht hinderlich sein konnte.

Ihren Weg durch die weidenden Maulthiere nehmend, kamen sie zu einem Busche, von welchem die Stelle, wo die arglosen Wilden ruachend an ihrem Geuer saßen, nur noch vierzig Schritte entfernt war, und hier erwarteten sie kaum atmend den Augenblick, wo der Mond, über das Gebirge emporsteigend, an den klaren kalten Himmel treten und ihnen das Licht geben würde, dessen sie bedurften, um ihr Werk blutiger Vergeltung sicher auszuführen. Die Herzen der ernsten, entschlossenen Männer schlugen nicht um einen Grad höher als gewöhnlich und ihren Körper störte auch nicht das Zittern einer Nerve. Sie standen mit fest zusammengedrückten Lippen und fertiger Rifle auf ihrem Posten; die Pistolen waren im Gürtel gelockert, die Skalpirmesser für den schnellen Griff der Hand bereit gesteckt. Die dunkle Gluth des aufgehenden Mondes färbte bereits den Himmel über dem Gebirgsrücken, der sich in scharfen Umrissen von dem Lichte abzeichnete, und eben schaute der leuchtende Körper selbst über das Gebirge, mit seinem Lichte den fichtenbekleideten Gipfel beleuchtend und seine Strahlen auf eine gegenüber liegende Felsenspitze werfend, als Killbuck den Arm Leben im fernen Westen.

seines Gefährten berührte und diesem zuflüsterte: „Erwarte das volle Licht, Junge.“

In diesem Augenblicke aber war, ohne daß es der Trapper bemerkte, das alte grauliche Maulthier, indem es auf dem Plateau sein Futter suchte, allmälig näher gekommen und als es nur noch einige Schritte von dem Hinterhalte der Weizen entfernt war, erblickte das Thier im Mond scheine die aufrechtstehenden Gestalten. Es stand plötzlich still, spitzte seine Ohren, streckte den Hals aus und schnüffelte mit der Nase — es erkannte seinen alten Herrn.

Den Blick auf die Indianer gerichtet, war Killbuck eben im Begriff, seinem Gefährten das Zeichen zum Angriff zu geben, als das gellende Wiehern seines Maulthieres durch die Schlucht hallte. Die Indianer sprangen auf und ergriffen ihre Waffen, während Killbuck mit dem lauten Rufe: „Drauf, Junge, schicke die Neger in die Hölle!“ — aus seinem Verstecke hervor stürzte und einen wilden Kriegsruf aussstoßend, mit La Bonté an seiner Seite, auf die erschrockenen Indianer eindrang.

Der plötzliche Angriff hatte die Indianer mit panischem Schrecken erfüllt; sie wußten kaum, wohin sie entfliehen sollten und drängten sich im ersten Augenblicke wie erschrockene Schafe zusammen. Killbuck warf sich sogleich auf sein Knie, streckte seinen Ladestock aus und setzte ihn in voller Armeslänge auf den Boden. Hierauf legte er so kunstmäßig und kaltblütig, als wäre ein Hirsch sein Ziel gewesen, seine Büchse an und drückte los. Der Schuß streckte einen der Indianer zu Boden und in demselben Augenblicke entlud La Bonté mit gleicher Sicherheit und gleichem Erfolge auch seine Büchse.

Als die drei noch übrigen Indianer sahen, daß sie es nur mit zwei Feinden zu thun hatten, deren Büchsen jetzt leer waren, ermannten sie sich mit lautem Geschrei zur Gegenwehr. Mit der linken Hand ein Bündel von Pfeilen erfassend, kamen sie mit gespannten Bogen und aufgelegten Pfeilen vest und ruhig näher und beugten sich tief zur Erde, um ihre Gegenstände zwischen sich und das Licht zu bringen und dadurch ein sicheres Ziel zu gewinnen. Aber die Jäger hatten keine Neigung, ihren Angriff abzuwarten. Sie zogen ihre Pistolen, drangen augenblicklich auf die Indianer ein, obgleich die Bogen schwirrten und die drei Pfeile ihr Ziel fanden, und feuerten, als sie ihren Gegnern dicht auf den Leib gerückt waren. La Bonte warf sein entla- denes Pistol einem Indianer an den Kopf, der eben in ganz geringer Entfernung einen zweiten Pfeil los- schießen wollte, zog gleichzeitig sein Messer und fiel über ihn her.

Aber der Indianer ergriff mit seinem noch übrig gebliebenen Gefährten die Flucht und sobald Killbuck seine Büchse neu geladen hatte, sendete er den Flüchtigen, als sie, in ihrer Angst und Eile Bogen und Schilde zurücklassend, an der Bergeshöhe hinankletterten, eine Kugel nach.

Der Kampf war beendigt und die beiden Jäger traten einander gegenüber. „Wir haben ihnen tüchtig die Rechnung bezahlt!“ lachte Killbuck.

„Gi ja, das haben wir,“ erwiderte der andere, einen Pfeil aus seinem Arme ziehend.

„Wir wollen ihnen nun das Haar nehmen,“ hob der erste wieder an — „ehe die Schädelhant kalt wird.“

Er nahm seinen Weizstein aus der kleinen Scheide, die an seinem Messergürtel hing, und begann sein Messer zu wetzen; hierauf trat er zu dem ersten hingestreckten Leichnam und wendete ihn auf die andere Seite, um sich zu überzeugen, ob noch irgend eine Spur von Leben vorhanden sei. „Kalt gemacht!“ sprach er, indem er den leblosen Arm, den er erhoben hatte, wieder fallen ließ. „Ich zielte nach den langen Rippen, aber es war schlechtes Licht und ich konnte ihn nicht gleich recht auf's Korn nehmen.“

Er ergriff mit der linken Hand die lange geflochtene Locke oben auf dem Kopfe des Indianers, schnitt mit seinem scharfen Messer um den Kopf, indem er gleichzeitig damit unter die Haut fuhr, um sie von dem Schädel zu trennen und löste sie dann mit einem schnellen Rucke der Hand gänzlich vom Kopfe. Hierauf schleiste er das rauchende Siegeszeichen über den Nasen, um es von dem Blute zu reinigen, bevestigte es kaltblütig unter seinen Gürtel und trat zu dem nächsten Indianer; als er aber sah, daß La Bonté mit diesem beschäftigt war, suchte er den dritten, der etwas weiter entfernt lag. Dieser lebte noch; die Pistolenkugel war durch seinen Leib gegangen, ohne einen edleren Theil desselben verletzt zu haben.

„Dieser Kerl ist in den Bauch geschossen — Pistolen strecken sie nie ganz nieder,“ rief der Jäger, stieß dem Indianer aus Barnherzigkeit sein Messer in die Brust, nahm ihm ebenfalls die Schädelhaut vom Kopfe und hing sie zu der anderen.

La Bonté hatte zwei unbedeutende Wunden empfangen und Killbuck war bis jetzt mit einem in dem

fleischigen Theile seines Beines steckenden Pfeile umhergegangen, dessen Spitze auf der Oberfläche der anderen Seite hervorstand. Um sein Bein von dieser schmerzhaften Beschwerde zu befreien, stieß er die Waffe vollends ganz durch das Fleisch, schnitt dann unterhalb des Widerhakens ihre Spitze ab und zog sie heraus, während zugleich ein Blutstrom aus der Wunde floß. Eine Aderpresse von Bockleder stillte die Blutung und den Schmerz nicht beachtend suchte der abgehärtete Gebirgsjäger sein altes Maulthier. Er führte es zu dem von La Bonté neu angefachten Feuer und überschützte den treuen Gefährten seiner Wanderungen mit reichlichen Liebkosungen und den drolligsten Ausdrücken der Zärtlichkeit. Die Jäger fanden alle Thiere wohl behalten und nachdem sie eine tüchtige Mahlzeit von dem Wildpret eingenommen hatten, mit dessen Zubereitung die Indianer in dem Augenblicke des Angriffs beschäftigt gewesen waren, trafen sie schnell die nöthigen Vorbereitungen, den Schauplatz ihrer Heldenthat zu verlassen, da sie nicht auf die Vermuthung bauen mochten, daß die Rapahos zu sehr in Schreck gejagt wären, um sie auf's neue zu belästigen.

In Ermangelung von Sätteln befestigten sie Büffelhäute auf den Rücken zweier Maulthiere — Killbuck ritt natürlicher Weise sein eigenes — und zogen dann ohne Aufschub von dannen. Sie folgten der stromaufwärts führenden Spur der Indianer und fanden, daß sie sich in den Schluchten des Gebirgs hielt, wo der Weg besser war; dennoch hatten sie auf diesem Pfade mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen, da der Boden zerrissen und mit Felsen bedeckt war.

Hillbucks Wunde wurde sehr schmerhaft, und sein Bein fing an steif zu werden und bedeutend anzuschwellen, aber er verfolgte dennoch die ganze Nacht hindurch seinen Weg. Als der Tag anbrach, verließ er, die Lage des Ortes erforschend, die Indianerspur und verfolgte einen kleinen Fluß, der in einer mäßig hohen Bergkette seinen Ursprung hatte und über welchen südwärts Pikes-Peak hoch in die Wolken emporragte. Sie überstiegen diesen Gebirgsrücken mit großer Schwierigkeit, kletterten noch über mehre kleinere, die allmälig, als sie dem Thale sich näherten, minder steil und beschwerlich wurden, und erreichten drei Stunden nach Sonnenaufgang den südöstlichen Ausgang des Bajou-Salade.

Das Bajou-Salade oder Salzthal ist das südlichste von drei sehr ausgedehnten Thälern, welche inmitten der Hauptkette des Felsengebirges eine Reihe von hochliegenden Flachgeländen bilden, die bei den Trappern unter den Namen der „Parks“ bekannt sind. Die zahlreichen Flüsse, von welchen sie bewässert werden, sind überaus reich an pelztragenden Bibern. Namentlich ist das Bajou-Salade in Folge der salzigen Beschaffenheit seines Bodens und seiner Quellen die Lieblingszuflucht aller im Gebirge heimischen größeren Thiere. In den geschützten Prairien des Bajou besucht der Büffel, die nackten und rauhen Niederungen verlassend, in den Wintermonaten diese Hochthäler und erhält mit dem fetten nahrhaften Büffelgrase, welches zu dieser Jahreszeit in den nackten Prairien entweder vertrocknet, verfaulst oder gänzlich verschwunden ist, nicht nur sein Leben, sondern auch einen großen Theil

der Körperbeschaffenheit, welche die üppige Herbst- und Sommerweide der Niederungen ihm verliehen hat. Aus diesem Grunde wählen die Indianer dieses Thal zu ihrem Winteraufenthalt. Um seinen Besitz haben die meisten Gebirgsstämme sich gestritten, und es sind deshalb zwischen den Yutas, Rapahos, Sioux und Shians lange und blutige Kriege geführt worden. Man kann jedoch jetzt wohl behaupten, daß es dem ersten Indianer-Stamme gehöre, da dessen „großes Dorf“ seit mehreren Jahren hier überwintert hat, während die Rapahos, außer wenn sie auf Kriegszügen gegen die Yutas begriffen sind, nur selten in das Thal kommen.

Aus der Richtung, welche die Rapahos genommen hatten, erkennend, daß der befreundete Stamm der Yutas in diesem Thale sich bereits niedergelassen habe, hatten die Trapper beschlossen, sich sobald als möglich zu ihnen zu gesellen. Sie gingen daher ohne zu ruhen über das Hochland und erblickten gegen Mittag zu ihrer nicht geringen Freude die kegelförmigen Hütten des Indianerdorfes, das auf einem großen, von einem Gebirgsbache bewässerten ebenen Plateau lag. Auf der Weide trieb sich eine große Anzahl von Maulthieren und Pferden herum, welche von mehreren berittenen Indianern bewacht wurden. Als die Trapper von den Höhen in die Ebenen hinabstiegen, wurden sie von einigen herumstreifenden Indianern erpäht, von welchen einer augenblicklich mitten aus der Heerde ein Pferd einfüng, sich auf dessen nackten Rücken schwang und wie der Wind nach dem Dorfe eilte, um die Menigkeit dort zu verbreiten. Bald kamen die Bewohner aus ihren Hütten hervor; zuerst stürzten die Weiber

und Kinder nach der Seite, von welcher die Fremden herankamen; dann bestiegen die jüngeren Indianer, die ihre Neugier nicht beherrschten konnten, ihre Pferde und sprengten ihnen entgegen. Die alten Häuptlinge, in weiche Büffelhäute gehüllt, wie sie nur die Yutas zu zrichten verstehen, und mit dem Tomahawk versehen, das mit der einen Hand gehalten und in der Biegung des anderen Armes getragen wurde, traten zuletzt aus, ihren Hütten, setzten sich in einer Reihe auf eine sonnige Anhöhe außerhalb des Dorfes und erwarteten mit würdevoller Fassung die Ankunft der Weißen. Killbuck war den meisten von ihnen wohl bekannt, da er in ihrem Gebiete seit langen Jahren Biber gefangen und in Roubideau's Fort an den Quellen des Rio-Grande mit ihnen gehandelt hatte. Nachdem er allen, die ihm entgegen kamen, die Hände gedrückt, gab er ihnen so gleich zu verstehen, daß ihre Feinde die Rapahos mit wenigstens hundert Kriegern, aufgebläht von ihrem erfolgreichen Streiche gegen die Weißen und mit vier weißen Schädelhäuten als Ermuthigung zu tapferen Thaten versehen, gegen sie heranzögten.

Diese Nachricht versetzte das Dorf schnell in lebhafte Bewegung. Das Kriegsgeschrei wurde von Hütte zu Hütte getragen; die Weiber begannen zu klagen, und ihr Haar zu rausfen; die Krieger bemalten und waffneten sich. Die älteren Häuptlinge versammelten sich augenblicklich zu einem Kriegsrathe und berieten bei der Medizinpfeife über das zweckmäßige Verhalten in diesem Falle — ob sie den Angriff abwarten oder dem Feinde entgegenziehen sollten. Mittlerweile sammelten die Häuptlinge der einzelnen Schaaren ihre

Tapferen und nach allen Richtungen enteilten Späher auf den flüchtigsten Pferden, um Kunde von dem heranziehenden Feinde einzuziehen.

Die beiden Weizen ließen ihre Maulthiere trinken, banden sie auf einer guten Weide in der Nähe des Dorfes an Pfosten und begaben sich dann an das Kriegsrathssfeuer, wo sie jedoch nicht eher an der Be-rathung sich betheiligt, als bis sie von dem ältesten Häuptlinge eingeladen wurden, Platz zu nehmen. Hier-auf erging an Killbuck die Aufforderung, hinsichtlich der Richtung, in welcher die Mapahos nach seiner An-sicht herankommen würden, seine Meinung auszuspre-chen, und er that dies in ihrer eigenen Sprache, mit welcher er genau bekannt war. Bald nachher ging der Kriegsrath aus einander und gleich nachdem einer von den Spähern zurückgekommen und den Häupt-lingen eine Botschaft überbracht hatte, verließ eine Schaar von hundert ausgewählten Kriegern ohne Ge-räusch oder Verwirrung das Dorf. Killbuck und La Bonté erklärten sich, so ermattet und erschöpft sie auch waren, bereit, die Kriegsschaar zu begleiten; aber dies wurde von den Häuptlingen nicht angenommen; diese übergaben vielmehr ihre weißen Brüder der Fürsorge der Frauen, welche die von ihren schmerzhaften Wun-den erschöpften Gäste pflegten, deren Büffelhäute in ei-ner warmen und geräumigen Hütte ausbreiteten und den Jägern die Ruhe gönnten, die ihnen so nöthig war.

II.

Am anderen Morgen war Killbucks Bein bedeckt entzündet und er war nicht im Stande die Hütte zu verlassen; aber er veranlaßte seinen Gefährten, das alte Maulthier an die Thür zu führen, damit er ihm einige Maisähren, den letzten Ueberrest des von den Indianern aus dem Navajo-Lande mitgebrachten unbedeutenden Vorraths, reichen könne. Der Tag verstrich und als die Sonne unterging, war noch immer keine Nachricht von der ausgezogenen Kriegsschaar angelangt. Dies verursachte unter den Frauen nicht geringes Wehklagen, während es die weißen Gäste für ein günstiges Zeichen erklärtten. Am zweiten Morgen bald nach Sonnenaufgang sah man den langen Zug der zurückkehrenden Krieger über die Prairie kommen; ein hereinsprengender Späher brachte die Nachricht von einem großen Siege und bald war das ganze Dorf aufs lebhafteste beschäftigt, diese Nachricht durch Farbenschmuck und Trommeln zu begrüßen. In geringer Entfernung von den Hütten machte die Kriegsschaar Halt, um die Annäherung des Volkes zu erwarten. Greise, Frauen und Kinder, die rittlings auf ihren Pferden saßen, zogen hinaus, um die siegreiche Schaar im Triumph in das Dorf zu führen. Sie näherten

sich ihr mit lautem Geschrei, mit Gesang und dem ein-
förmigen indianischen Trommelschlage, und umringten
die heimkehrenden Tapferen, von welchen einer, der
sein Gesicht schwarz gefärbt hatte, eine Stange trug,
an welcher dreizehn Schädelhäute, die Siegeszeichen
des vollbrachten Kriegszuges, hingen. Als der India-
ner diese Trophäen emperheb, wurden sie mit einem
betäubenden Geschrei und lauten Ausrufen des Froh-
lockens und wilder Freude begrüßt. So zogen sie ins
Dorf fast ehe noch die Freunde und Angehörigen der
im Kampfe Gebliebenen ihren Verlust erfahren hat-
ten. Die Mütter und Frauen der Tapferen, die ge-
fallen waren — und es waren sieben „untergegangen“
— kehrten augenblicklich mit geschwärzten Gesichtern,
Hälsen und Händen zurück und umtanzen heulend den
Skalpfsahl, der in der Mitte des Dorfes, vor der
Hütte des obersten Häuptlings, aufgepflanzt war.

Wie Killbuck jetzt vernahm, hatte ein Kundschafter die Nachricht gebracht, daß die beiden Scharen der Rapahos, nachdem sie erfahren, daß ihre Annäherung entdeckt sei, sich beeilten, ihre Streitmacht zu vereinigen. Aber die Yutas hatten eine solche Vereinigung mit Erfolg verhindert; sie hatten die eine Schaar angegriffen, sie gänzlich geschlagen und dreizehn von den Kriegern der Rapahos getötet. Die andere Schaar war entflohen, als sie den Ausgang des Kampfes wahr-
genommen und einige von den Kriegern der Yutas verfolgten sie noch.

Das Dorf war jetzt in großer Bewegung, um die nöthigen Vorbereitungen zur Feier eines so wichtigen Sieges zu treffen. Es herrschte großes Begehrten

nach Farben — nach Zinnober und Oker, Roth und Gelb, während geschabte Holzkohle mit Schießpulver untermischt, als Ersatzmittel für Schwarz, die Medizinsfarbe, benutzt wurde.

Die Hütten des Dorfes, ungefähr zwei hundert oder mehr an der Zahl, waren in gleichlaufenden Reihen erbaut und bedeckten einen großen Raum der ebenen Prairie in der Gestalt eines Parallelogramms. In der Mitte war jedoch ein Raum offen gelassen, welcher ungefähr ein halbes Dutzend Hütten fassen können, auf welchem aber nur eine einzige große Hütte von rothbemalten Büffelhäuten stand, die mit den geheimnißvollen Zeichen der diesem Stämme eigenen „Medizin“ tätowirt war. Vor dieser erhob sich wie ein vertrockneter Baumstamm der entsetzliche Skalp-pfahl, im Winde seine blutigen Früchte schüttelnd, und an einem anderen Pfahle nahe dabei hing der „Sack“ mit dem geheimnißvollen Inhalte. Vor jeder Hütte hingen an einem aus Speeren gebildeten Dreifuß die Waffen und Schilde der Yuta-Ritterschaft und an manchen raschelten im Rauche getrocknete Schädelhäute, alte Siegeszeichen der dunkelfarbigen Ritter, die innerhalb sich waffneten. Auch an heraldischen Sinnbildern fehlte es nicht — aber sie waren nicht auf den Schild eingegraben, sondern hingen an der Speerspitze, als wirkliches Totem der Krieger, welche sie bezeichneten. Die Klapperschlange, die Otter, der Tiger, der Bergdachs, der Kriegsadler, der Konquakisch, das Stachelschwein, der Fuchs u. s. w. verkündeten, in wohl ausgestopften Bälgen herabhängend, die Schutz-Medizin des Kriegers, dem sie angehörten, und bezeichneten

zugleich die vorausgesetzten geistigen und körperlichen Eigenschaften derjenigen, deren Eigenthum sie waren.

Aus der mittleren Hütte traten von Zeit zu Zeit einige phantastisch in Wolfs- und Bärenfelle gekleidete „Medizin-Männer“ mit langen geschälten Stäben von Kirschbaumholz hervor, um das sehr kleine Feuer zu unterhalten, das sie in der Mitte des freien Platzes angezündet hatten, und als dann eine dünne Rauchfäule emporstieg, pflanzte einer von ihnen die Skalpstange schräg über die Flamme. Dann erschien eine Anzahl von Weibern in Gewändern von weiß gegerbtem, mit Perlen und Stachelschweinborsten verzierten Bockleder und mit hochroth und schwarz gefärbten Gesichtern. Diese stellten sich um die Außenseite des Platzes, während die Knaben und Kinder jedes Alters auf ungesattelten Pferden, laut schreiend vor Ungeduld, Aufregung und Neugierde, rings umher sprengten.

Als bald erschienen die Tapferen und die Krieger und setzten sich in zwei Kreisen um das Feuer, indem diejenigen, welche an dem Kriegszuge Theil genommen hatten, den ersten und kleineren Kreis bildeten. Unter dem Skalpbaum saß ein Medizinnmann mit einer Trommel zwischen den Knieen, welcher er von Zeit zu Zeit durch seine Schläge einen hohlen einörmigen Ton entlockte. Hierauf näherte sich von allen vier Seiten des Platzes, Schulter an Schulter, eine Schaar von Frauen, von welchen einige im Einzeltanze mit ihren Schritten eine Klapper schüttelten; sie begannen einen hüpfenden springenden Tanz, wobei sie bald einen, bald beide Füße von dem Boden erhoben und einen Gesang ertönen ließen, der von

einem leisen Geflüster bis zur vollen Kraft ihrer Stimmen sich erhebend, bald erstarb, bald zu einem lauten Gebrüll wurde. In dieser Weise näherten sie sich dem Mittelpunkte und zogen sich dann auf ihren früheren Platz zurück, worauf sechs Frauen mit dunkel-schwarz gefärbten Gesichtern erschienen und den Tapferen, welche das Volk in dem letzten Kampfe verloren hatte, ein leises sanftes Klaglied brachten; aber in dem Augenblicke, wo sie dem Skalpbaum näher kamen, verwandelte sich ihr Trauergesang in Töne, welche nach ihrer Ansicht die Musik befriedigter Rache waren. Sie zogen springend, wobei sie abwechselnd aber nur bis zu geringer Entfernung vom Boden die Füße erhoben, durch einen in dem Kreise der Krieger gelassenen Zwischenraum nach dem entsetzlichen Pfahle, welchen sie einige Augenblicke schweigsam umtanzten. Dann aber erhoben sie aus dem Stegreife einen Lobgesang über die Thaten ihrer siegreichen Tapferen. Sie redeten die Schädelhäute als „Schwestern“ *) an, sie spieen nach ihnen, schalten sie ihrer Tollkühnheit wegen, welche sie veranlaßt hatte, ihre Hütten zu verlassen und Yuta-Gatten aufzusuchen, und sagten ihnen, „daß die Krieger und Zünglinge der Yutas sie verachteten und zur Strafe ihrer Unbesonnenheit und Anmaßung ihre Schädelhäute ihren eigenen Weibern heimgebracht hätten.“

Nachdem sie hinreichend bewiesen hatten, daß sie Alles, nur nicht den Gebrauch ihrer Zungen verloren hatten, sondern im Gegentheile diese furchtbare Waffe

*) Ein Squaw (Weib) genannt zu werden, ist für einen Indianer die größte Beleidigung.

in einer Länge besaßen, wie irgend welche ihres Geschlechtes, zogen sie sich zurück und überließen den Raum dem unbestrittenen Besitz der Männer, die nun, von Trommelschlägen und dem Geräusche vieler Klappern begleitet, einen Kriegsgesang erhoben, in welchem sie ihre eigene Tapferkeit keineswegs unter den Scheßel stellten, oder bescheiden dem Tageslichte entzogen. Hierauf folgte die anziehende Feierlichkeit der eigentlichen Thatenaufzählung.

Es ritt jetzt ein junger Tapferer mit schwarz gefärbtem Gesichte, auf einem weißen eigenthümlich mit rothem Thon gezeichneten Pferde, nackt bis auf die Leibhülle und eine lange spitze Lanze in der Hand tragend, in den inneren Raum des Kreises und ließ sein Pferd langsam um ihn herum schreiten; dann schwang er seinen Speer hoch empor, näherte sich schnell dem Skalpbaum, um welchen jetzt die Krieger im Halbkreise saßen, und erzählte mit lauter Stimme und furchtbaren Geberden seine Thaten, wobei am Schlusse jeder einzelnen die Trommeln einfielen. An seinem Speere hingen sieben Schädelhäute und ihn schief über seinen Kopf haltend, erzählte er, mit der obersten Schädelhaut beginnend, die Thaten, durch welche er diese Haarsiegeszeichen gewonnen hatte. Als er mit seinen Schädelhäuten fertig war, ertönten die Trommeln und mehre der alten Häuptlinge schüttelten ihre Klappern zur Bestätigung der Wahrheit seiner Erzählung. Stolz sich aufblähend deutete hierauf der Tapfere auf die frischen blutigen Schädelhäute am Skalpfahle. Zwei von diesen waren den Köpfen von seiner Hand getöteter Kapahos entrissen worden, und

diese That, die glänzendste des Tages, hatte ihn zu der Ehre berechtigt, seine Thaten zu erzählen. Hierauf steckte er seinen Speer neben dem Skalppfahle in den Boden, schlug mit der Hand zweimal auf seine bräunliche nackte Brust, lenkte schnell um und sprengte schnell wie eine Antilope in die Ebene hinaus, als wäre er durch die Nothwendigkeit, seine eigenen hochtrabenden Thaten zu erzählen, in seiner Bescheidenheit allzutief ergriffen gewesen.

„Hah,“ rief Killbuck, indem er den Kreis verließ und mit seinem Pfeifenrohre nach der schnell entzschwindenden Gestalt des Tapferen deutete, „das Herz dieses Indianers ist noch so stolz, als es je sein wird, denke ich.“

Killbuck und La Bonté blieben während des Winters bei den Yutas und als die Frühlingssonne die eisgefesselten Flüsse befreit, den Schnee der Gebirge geschmolzen und mit ihrer belebenden Wärme die Erde aufgethan und den Wurzeln des Grases neuen Raum zur Entwicklung ihrer grünen zarten Keime gewährt hatte, nahmen die beiden Jäger von den gastfreundlichen Indianern Abschied, die jetzt ebenfalls ihr Dorf abbrachen und nach den Thälern des del Norte ihren Weg nahmen. Als die beiden Freunde die aus dem Bajou führende Fährte verfolgten, bemerkten sie bei Sonnenuntergang, während sie eben im Begriff waren, sich zu lagern, in einiger Entfernung vor sich einen einsamen Reiter, welchem drei Maulthiere folgten. Sein Jagdrock von befranstem Bockleder und die quer über dem Sattelknopfe liegende Röste ließen in ihm sogleich einen Weißen erkennen. Als er aber die Gebirgsmänner

mit einem halben Dutzend Pferden durch das Thal kommen sah, vermutete er seinerseits, daß es möglicher Weise Indianer und Feinde sein könnten, und dieß um so mehr, da sie nicht die gewöhnliche Kleidung der Weißen trugen. Die Trapper bemerkten daher, daß der Fremde seine Büchse in die Armbiegung erhob, sein Pferd zusammennahm und ihnen dreist entgegenritt, als er erkannte, daß er es nur mit zweien zu thun hatte, denn zwei gegen einen gelten im Gebirge, wenn Rothäute mit Weißen kämpfen, für keine Ungleichheit.

Der Fremde erkannte jedoch bald seinen Irrthum, als er den beiden Trappern näher kam, und seine Büchse wieder über den Sattelknopf legend, hemmte er sein Pferd, um die Annäherung der beiden Leute zu erwarten; denn die Stelle, wo er sich jetzt befand, gewährte einen vorzüglichen Lagerplatz mit reichlichem Brennholze und bequem gelegenem Wasser.

„Woher, Fremdling?“

„Von der Scheide und nach dem Bajou, um Fleisch zu beuten. Und Ihr kommt von dort, wie ich sehe. Noch Büffel dort?“

„In Haufen und obendrein fett wie die Seekälber. Was gibt's für Spuren draußen in den Ebenen?“

„Gestern bei Sonnenuntergang ging eine Kriegsschaar der Papahos über den Squirrel und hätte bald meine Thiere erbeutet. Auch Spuren von mehren anderen an der linken Gabel der Boiling-Spring. Kein Büffel zwischen dort und Bajou. Wollt Ihr lagern?“

„Gi ja, das wollen wir. Doch wo sind Eure Gefährten?“

„Ich bin allein.“

„Allein? Ha — wie bringt Ihr Eure Thiere fort?“

„Ich reite voran, und sie folgen meinem Pferde.“

„Ei, das übertrifft alles. Nun, das ist ein hübsches Pferd und gilt etwas, denke ich.“

„D ja.“

„Wo sind die Maulthiere her? Sie scheinen aus Californien zu sein?“

„Aus dem Mexikanerlande, vom Süden herab.“

„Hölle! Woher seid Ihr selber?“

„Ebenfalls dorther.“

„Was gilt der Biber in Taos?“

„Einen Dollar.“

„In St. Louis?“

„Dasselbe.“

„Hölle! Verlangen nach Bockhäuten?“

„In Haufen. Die Soldaten in Santa-Fe hungern nach Leder, und Mocassins sind leicht für zwei Dollars abzusezzen.“

„Ha! Wie steht's mit dem Handel am Arkansas und mit dem Fort?“

„Shians am großen Walde und Bents Leute wohl auf. An der Nordfork hat Jim Waters hundert Ballen verkauft und die Sioux treiben's noch besser.“

„Wo ist Bill Williams?“

„Untergegangen, sagt man. Die Diggers¹⁾ nahmen seine Schädelhaut.“

„Wie steht's mit dem Pulver?“

¹⁾ „Diggers,“ wörtlich „Gräber“, ein Indianerstamm, so genannt, weil er größtentheils von Wurzeln lebt. S. Kap. IV.

„Zwei Dollars die Pinte.“

„Tabak?“

„Das Pack eine Kleinigkeit.“

„Welchen bei Euch?“

„Ja.“

„Gebet uns einen Mundvoll und nun lasst uns lagern.“

Während die beiden Trapper ihre Thiere entbürdeten, konnten sie nicht umhin, dann und wann mit nicht geringem Erstaunen den einsamen Fremdling anzuschauen, mit welchem sie so unerwartet zusammengetroffen waren. Seine äußere Erscheinung hatte sie, die Wahrheit zu gestehen, nicht wenig überrascht. Sein sattglänzender Jagdrock von Bockleder und seine befransten Beinkleider, an welchen offenbar oft genug das schmierige Fleischermesser abgewischt worden war, nachdem er seine Speisen damit zerlegt oder den Leib eines Büffels oder Hirsches zerschnitten hatte, waren von echter Gebirgsarbeit. Das glatt geschorene Gesicht zeigte in seiner wohlgefärbten, wettergeprüften Haut die Wirkungen jener Schönheitsmittel, welche von Sonne und Wind ausgehen, und unter dem Gebirgshute von Filz, welcher seinen Kopf bedeckte, hing langes unverschnittenes Haar nach indianischer Art bis auf seine Schultern herab. All' dieß würde keine sonderliche Aufmerksamkeit erweckt haben, wäre er nicht außerdem merkwürdiger Weise mit einer doppelläufigen Rifle versehen gewesen, welche, nachdem sie die Blicke der Gebirgsjäger auf sich gezogen hatte, nicht geringe Verwunderung — nicht zu sagen Verspottung — erregte. Aber nichts erweckte vielleicht in so hohem Grade ihr Er-

staunen, als die Gelehrigkeit der Thiere, welche der Fremde bei sich führte und die fast wie Hunde auf seine Stimme und seinen Ruf hörten; und obgleich eines von ihnen mit einem kleinen schmalen Kopfe und spitzigen Ohren, ausgedehnten Nasenlöchern und blinkenden boshaften Augen die wahre Verkörperung eines „lauernden Teufels“ darstellen könnte, so mußten doch die Jäger die vollkommene Gelassenheit bewundern, womit selbst dieses Thier wie die anderen sich handhaben ließ.

Vom Pferde steigend, nahm der Fremde vom Sattelknopfe den aufgerollten Haustrick, der mit einem Ende um den Hals des Pferdes geschlungen war, und begann abzusatteln. Während er hiermit beschäftigt war, folgten die drei Maulthiere, von welchen das eine mit einem noch unzerlegten Hirsche, das andere mit einem Ballen von Hellen und anderen Dingen belastet war, geduldig nach der zum Lagerplatz erwählten Stätte und warteten, gemächlich das Gras abweidend, bis ein Pfeisen ihres Herrn sie zum Abpacken herbeirief.

Das Pferd war ein starker stämmig gebauter Brauner, und obgleich ein strenger langer Winter, magere Weide und lange erschöpfende Reisen seinen Knochen Fett und Fleisch genommen, seine Weiche eingezogen und seinen Hals dünn und spitz gemacht hatten, so gaben doch trotz seines dünnen halbverhungerten Ansehens, seine wohlgestalteten starken Beine, seine schrägen Schultern und sein Widerrist, so sein wie bei einem Hirsche, hinreichendes Zeugniß von dem, was er gewesen war, während seine hellen heiteren Augen und der frische Appetit, womit er über das Gras des Platzes

herfiel, genügend bewiesen, daß sich immer noch etwas von dem alten Feuer in ihm befand. Sein in den Tagen der Noth von den Maulthieren abgenagter Schwanz konnte von den beobachtenden Gebirgsjägern nicht unbemerkt bleiben.

„Das müssen schwere Zeiten gewesen sein, als es dazu kam,“ bemerkte La Bonté.

Zwischen dem Pferde und zweien der Maulthiere schien eine gegenseitige große Zuneigung zu herrschen, die ganz natürlich war, da ihr Herr seinen Gefährten erzählte, daß sie wohl gegen zweitausend Meilen mit einander zurückgelegt hätten.

Eines dieser Maulthiere war ein kurzes stämmiges Thier mit einem ungeheueren Kopfe, der mit entsprechenden Ohren versehen war, und ungewöhnlich großen Augen, aus welchen die vollkommenste Gutmüthigkeit und Gelehrigkeit leuchteten, welche bei einem Maulthiere sehr selten zu finden sind. Sein Hals war dick und erschien durch die unverstuckte Mähne — ein Vorzug, dessen sich das Thier unter dem Kleeblatt allein erfreute — noch dicker, während seine kurzen starken Beine, die mit kleinen runden katzentartigen Hufen endigten, mit einer reichen Fülle von dunkelbraunem Haar versehen waren.

Während der Fremde den etwas linkisch aufgepackten Hirsch von dem Rücken des Thieres nahm, stand es stockstill, klappte seine ungeheueren Ohren vorwärts und rückwärts und drehte dann und wann seinen Kopf, um seine kalte Nase an die Wange seines Herrn zu legen. Als die Bürde abgenommen war, trat der Fremde an den Kopf des Maulthiers, legte ihn auf

seine Schulter und rieb mehre Minuten lang mit beiden Händen dessen breite grauliche Backen, während das Thier seine langen Ohren wie ein Kaninchen auf den Hals zurückschlug und sich mit halbgeschlossenen Augen und dem größten Behagen auf diese Weise liebkosen ließ. Dann gab er dem Thiere einen Schlag auf den Schenkel, rief ihm ein dem Maulthierge schlechte wohlbekanntes „Heppa!“ zu und der alte Liebling hob die Fersen und trabte zu dem Pferde, das auf einer über dem Wasser gelegenen Anhöhe sehr geschäftig von dem Büffelgrase fraß.

Groß war der Abstand zwischen dem eben beschriebenen Thiere und demjenigen, das zunächst herankam, um sich seine Bürde abnehmen zu lassen. Dieses war ein schön gebautes mexikanisches Maulthier von hellgrauer Farbe mit einem Kopfe wie ein Hirsch und langen spannkraftigen Beinen; es näherte sich, dem Rufe seines Herrn folgend, mit zurückgelegten Ohren, aufgeworfener Nase und zwischen die Beine gezogenem Schwanz. Als seine Ladung entfernt werden sollte, stöhnte und winselte es wie ein Hund, sobald ein Strick oder ein aufgelöster Riemen seinen kitzeligen Körper berührte, erhob mit einer Anzahl von Sprüngen und vorläufigen Fußtritten sein Hintertheil und sah giftig aus wie ein Panther. Als nur noch der vordere Pack-sattel abzunehmen war, hatte seine Aufregung den höchsten Grad erreicht und als der Fremde den Gurt von Büffelhaut löste und im Begriff war, den Sattel zu erheben und den Schwanzriemen abzuziehen, zog es seine Hinterbeine unter den Leib, klemmte den Schwanz noch weiter ein und schrie fast vor Wuth.

„Vorgesehen!“ rief der Fremde, der schon wußte, was jetzt folgen würde, und erhob den Sattel, worauf das Thier mit seinen Hinterbeinen auswarf, die Bürde in die Luft schlenderte und sie eine Strecke weit hinter sich herziehend wie toll davon lief, indem es dem mißliebigen Sattel noch einige zornige Fußtritte versetzte. Sein Herr schien jedoch darüber keineswegs verwundert zu sein, sondern folgte dem Thiere und brachte den Sattel zurück, welchen er zu den anderen auf die Windseite des Feuers legte, das die Trapper eben anzündeten. Feuermachen ist bei den Gebirgsleuten ein sehr einfaches Verfahren. Ihre Kugelbeutel enthalten stets Stahl und Feuerstein und mehre Stücke Eichschwamm*) oder Zunder, und eine Handvoll trocknen Grases rupfend, das sie wie ein Nest zusammendrücken, legen sie den glimmenden Zunder hinein, schließen das Gras über ihm und schwingen es in der Luft, worauf es sich bald entzündet und das trockene Holz, das die Grundlage des Feuers bildet, schnell in Brand bringt.

Bald schmorten die besten Theile des Hirsches, welchen der Fremde mitgebracht hatte, über dem Feuer, während man in die Gluthasche, nachdem diese in hinreichender Masse von den brennenden Holzscheiten abgefallen war, eine Vertiefung scharrete und den Hirschkopf mit Haut, Haar und Allem in diesen urthümlichen Ofen legte und hierauf sorgfältig mit heißer Asche bedeckte.

Einen „Haufen“ feisten Fleisches erwartend, erquickten sich unsere Gebirgsmänner zuvor an ihren

*) Das sogenannte „Punkt“ eine Art Mark, das man in verhornten Fichtenbäumen findet.

Pfeifen und erzählten einander Neuigkeiten aus den Gegend, aus welchen sie kamen. Sie fanden so großen Gefallen aneinander, der „Honigthautabak“ womit der fremde Jäger reichlich versehen war, schmeckte so lieblich und es gab so reichliches Wild in der Nähe des Flusses, so üppige Weide für ihre vom Winter abgemagerten Thiere, daß die drei Jäger, ehe noch mehr als vier Fünftel von dem zweijährigen Bocke verzehrt waren — denn obgleich sie Rippe auf Rippe vom Fleische gesäubert und über die Schulter den Wölfen zugeworfen, so hatten sie doch noch eine Borderkeule und dann den eigentlichen Leckerbissen, den Kopf, zu erwarten — zu dem Entschlüsse sich vereinigten, beisammen zu bleiben und wenigstens einige Tage in der Gegend, wo sie ihren Lagerplatz gewählt hatten, zu jagen, während der Eigentümer der „zweischüssigen“ Büchse freiwillig sich erbot, die Hörner seiner Gefährten mit Pulver zu füllen und für ihre Pfeifen den nöthigen Tabak zu schaffen.

Sie schwelgten hier lustig im Ueberflusse von allerlei Wildpret, Rothwild, Bären und Antilopen. Von ihren täglichen Jagden an das hellodernde Lagerfeuer zurückkehrend, an welchem immer einer von ihnen zur Bewachung der Thiere zurückblieb, luden sie ihre Fleischlasten ab, die immer nur aus den besten Theilen bestanden, aßen bis spät in die Nacht hinein und vertrieben sich, ihre Pfeifen rauchend, die Zeit mit Erzählungen aus ihrem mühe- und gefahrvollen Leben, ihre Kämpfe noch einmal kämpfend.

Der jüngere von den Gebirgsjägern, der unter dem Namen La Bonté aufgetreten ist, hatte durch Skizzen und Bruchstücke aus seiner Geschichte den Fremden so

neugierig gemacht, daß dieser sehnlichst wünschte, den Lebenslauf seines neuen Bekannten etwas näher kennen zu lernen, und eines Abends, als sie sich früher als gewöhnlich um das Feuer versammelt hatten, vermochte er den bescheidenen Trapper, einige Züge aus seinem wilden abenteuerlichen Leben zum Besten zu geben.

„Ihr dürftet Euch wohl beide der Zeit erinnern,“ begann der Gebirgsjäger, „als der alte Ashley mit seiner großen Gesellschaft auszog, um am Columbia und an den Quellen des Missouri und Yellow-Stone seine Fallen zu stellen. Seht, das war die Zeit, wo ich zum ersten Male mich veranlaßt fühlte, ins Gebirge zu gehen.“

Dies führt uns zum Jahre unsres Herrn 1825 zurück, und es wird wohl, um La Bonté's Gebirgssprache verständlich zu machen, ratsam sein, sie sogleich in eine leidliche Redeweise zu übersezten und in der dritten Person, aber mit seinen eigenen Worten, die Abenteuer zu erzählen, die er bei seinem mehr als zwanzigjährigen Herumwandern in dem Gebirge erlebte, sowie auf die Ursachen zurückzugehen, welche in nöthigten die behagliche, gesittete Heimat zu verlassen und das gefährliche aber anziehende Leben eines Trappers der Felsengebirge zu suchen.

La Bonté war im Staate Mississippi, nicht weit von Memphis, am linken Ufer dieses riesenhaften knorrigenreichen Flusses, geboren. Sein Vater war ein Franzose von St. Louis und seine Mutter stammte aus Tennessee. Unser Trapper hatte es schon als Knabe mit der Rifle zu „Etwas“ gebracht, wie er sagte, und

immer ein gewisses Sehnen nach dem Westen gefühlt, besonders als er seinen Vater jedes Frühjahr nach St. Louis begleitet und die verschiedenen Gesellschaften von Handelsleuten und Jägern zu ihren jährlichen Reisen nach dem Gebirge hatte aufbrechen sehen. Er hatte die freien unabhängigen Trapper immer nicht wenig beneidet, wenn sie in ihrer stattlich ausgeputzten Bocklederkleidung vor der Thüre des Jake Hawkins, des Büchsenmachers in St. Louis, ihre Rifles auf die Schultern gehangen und der Noth und Sorge des gesitteten Lebens Lebewohl gesagt hatten.

Er trat jedoch wie ein unvorsichtiges Biberkätzchen eines schönen Tages in eine Falle, die ihm Mary Brand, eine Nachbarstochter, gestellt hatte, welche von den empfänglichen Mississippierin „einige Kürbisse“ werth gehalten oder mit anderen Worten als die Schönheit der Grafschaft Memphis gepriesen wurde. Von diesem Augenblicke an war er ein „verlorener Biber;“ „es war ihm so sonderbar,“ sagte er, „wie einem angeschossenen Büffel; er fand keinen Geschmack mehr an Maismüs und Zuckerschaum und selbst Maiskuchen konnte seinen Appetit nicht mehr reizen. Rothwild und Truthühner ließen unbelästigt an ihm vorüber; er wußte nicht, sagte er, ob seine Büchse Hinteraugen hatte oder nicht.“ Er fühlte sich unbehaglich, das war eine Thatfache, aber was ihm eigentlich fehlte, wußte er nicht zu sagen.

Mary Brand — Mary Brand — Mary Brand! pickte die alte holländische Uhr. Mary Brand! klang es in seinem Kopfe, wenn er sich niederlegte, um zu schlafen. Mary Brand! sprach deutlich sein Büchsen-

schloß, wenn er es spannte, um mit unsicherem Visir auf ein Wild zu zielen. Mary Brand! Mary Brand! sang der Wippurwill statt seiner wohlbekannten Weise; die Riesenfrösche quakten den Namen in ihrem Sumpfe und die Moskitos summten ihn in sein Ohr, wenn er sich in der Nacht schlaflos auf seinem Lager herumwarf und darüber nachsann, was ihm wohl fehlen könnte.

Wen mag der stämmige junge Bursche, der da eben an der Thüre vorüber schritt, wohl sehen wollen? Mary Brand — Mary Brand! Und für wen mag wohl Big-Pete-Herring das Silberfuchsfell so sorgfältig zurichten? Für wen anders als Mary Brand? Und wer ist es, die mit allen Burschen tanzt und scherzt — nur mit ihm nicht — und warum?

Wer wiederum als Mary Brand — und weil der liebeskränke Pinsel sie sorgfältig meidet.

Und Mary Brand selber — wie ist sie?

„Nun sie ist „etwas,“ das ist eine Thatſache und noch dazu der größte Kürbīß,“ würde mit Recht die Antwort jedes Mannes, jedes Weibes und Kindes in der ganzen Grafschaft Memphis gelautet haben — denn der Kürbīß ist die Frucht, durch welche bei den in Bildern redenden Westländern das höchste Maß weiblicher Schönheit ausgedrückt wird.

Sie war als Amerikanerin wie sich von selbst versteht hoch und ebenmäßig gewachsen, schlank wie ein Hickorybäumchen, dabei schön gebaut mit gerundetem Busen und weißem schwanenschlanken Halse. Ihre Züge waren zwar klein, aber sein ausgeprägt und in dieser Beziehung übertreffen, wie hier bemerkt sein mag, die

unteren Klassen der amerikanischen Frauen um vieles dieselben Klassen in England oder in anderen Ländern, wo man, wenn auch weit hübschere, meist nur gewöhnlichere und alltäglichere Gesichtszüge findet. Mary Brand hatte das glänzend blaue Auge, die schmale Nase und den kleinen aber lieblichen Mund, den zu zarten Teint und das dunkelbraune Haar, wodurch anglo-amerikanische Schönheit sich auszeichnet, während die vollen Massen ihres Haares, die man kaum Locken nennen konnte, über Gesicht und Nacken fielen und zu der glänzend weißen Farbe ihrer Haut einen auffallenden Gegensatz bildeten. Dies war Mary Brand und rechnet man zu ihrem hübschen Aussehen noch ein sanftes Gemüth und all die vorzüglichsten Tugenden einer guten Hausfrau, so läßt sich nicht leugnen, daß die Lobsprüche der guten Leute von Memphis vollkommen gerechtfertigt waren.

Um eine Liebesgeschichte kurz abzufertigen, wozu nicht geringer moralischer Muth gehört, mag nur erwähnt werden, daß sich die beiden jungen Leute, La Bonté und Mary Brand sterblich in einander verliebten. Man könnte letztere deshalb nicht tadeln, denn er war ein stattlicher Bursche von zwanzig Jahren, sechs Fuß in seinen Mocassins — der beste Jäger und Büchsenschütze in der ganzen Umgegend und hatte noch viele andere zu zahlreiche Vorzüge, als daß man sie sämmtlich aufzählen könnte. Aber wann hat wahre Liebe je einen sanften Lauf gehabt? Als das Verhältniß zu einer anerkannten Bewerbung geworden war — und die Amerikaner allein kennen die Schrecken eines solchen verlängerten Fegefeuers — wurden sie, um mit La Bonté's Worten zu reden, „furchtbar zärtlich“ und

hatten daher gewöhnlich einmal in der Woche ihren Krieg und ihren Frieden.

Bei einem „Maishülsen“ jedoch, als sie eben einander schmolzten, bemerkte Mary, jeder Zoll ein Weib, die Eifersucht — diese Schlange, die schon so viel Unheil in die Welt gebracht hat — um ein unbeschreibliches Gefühl zu befriedigen, und versetzte, mit den Maisskolben beschäftigt, durch eine Koketterie gegen Big-Pete, La Bonté's früheren und einzigen Nebenbuhler, dem Herzen des letzteren einen so schweren Streich, daß sein Kopf augenblicklich Feuer fing. Vor seinen Augen begann Blut zu wallen und er wurde wie ein Besessener. Pete-Herring bemerkte diesen Kampf der Aufregung und freute sich darüber — es wäre besser für ihn gewesen, er hätte sich nur um sein Maisschälen gekümmert — und um seinen Nebenbuhler noch mehr zu ärgern, erwies er der hübschen Marie die empfängste Aufmerksamkeit.

Der junge La Bonté ertrug dieß, so lange als menschliche Natur auf dem Siedepunkte es zu ertragen vermochte; als aber Pete im Entzücken seines scheinbaren Triumphes seinen Erfolg dadurch krönte, daß er seinen Arm um den schlanken Leib des Mädchens legte und ihr plötzlich einen Kuß raubte, sprang La Bonté von seinem Sitz, ergriff ein kleines Whiskyfaß, das in der Mitte der Maishülsen stand, warf es nach seinem Nebenbuhler, forderte ihn mit einer von Leidenschaft heiseren Stimme auf, „ihm zu folgen, wenn er ein Mann wäre“ und verließ das Haus.

In den entlegeneren Staaten des Westlandes wurden damals, wie selbst heute noch, unter den heißenblü-

tigen Jünglingen selbst die unbedeutendsten Streitigkeiten durch Büchsen ausgeglichen und diese Zweikämpfe waren mit ihrem fast unveränderlich blutigen Ausgang so gewöhnlich geworden, daß sie kaum noch Anziehungskraft genug besaßen, ein halbes Dutzend Zuschauer anzulocken.

Im gegenwärtigen Falle waren jedoch Hergang und Streitigkeit so öffentlich und die betreffenden Parteien so sehr bekannt, daß nicht nur die Leute, die Zeugen des Streites gewesen waren, sondern fast alle Nachbarn auf dem Kampfplatze, einem großen vor dem Hause befindlichen Felde sich einsanden, wo die Vorbereitungen zu dem Zweikampfe zwischen Pete und La Bonté von deren Freunden angeordnet wurden.

Mary war fast außer sich vor Kummer, als sie erkannte, welches Unglück ihre Unbesonnenheit wahrscheinlich herbeiführen werde, aber sie wußte auch, wie fruchtlos es sein würde, eine Vermittelung zu versuchen. Das arme Mädchen, das La Bonté mit zärtlicher Liebe zugethan war, wurde halb ohnmächtig in das Haus getragen, wo alle Frauen sich versammelten und von dem alten Brand eingeschlossen wurden, der, selbst ein alter Pioneer, zwar aus Blutvergießen sich nicht viel machte, aber doch nicht zugeben wollte, daß das Weibervolk Zeuge des Kampfes sei.

Nachdem alles vorbereitet war, nahmen die Zweikämpfer vierzig Schritte von einander an den beiden Ende eines zu diesem Zwecke ausgewählten Platzes ihre Stellungen ein. Sie waren beide mit schweren Büchsen bewaffnet und über ihren Schultern hingen die gewöhnlichen mit Schießbedarf versehenen Jagdta-

ſchen. So standen ſie, während die Kolben auf dem Boden ruhten, einander gegenüber und die verſammelte Menge wich nur um einige Schritte auf jeder Seite zurück, als einer von den Seundanten die Loſung gab. Diese beſtand in dem einzigen Worte „Feuer!“ und nachdem dieses Zeichen gegeben war, stand es in dem Belieben der Kämpfenden, fo lange auf einander zu ſchießen, bis einer oder der andere erlag.

Bei dem erwähnten Loſungsworte erhoben beide Männer ihre Büchſen zur Schulter und indem die Ge- wehre mit ſcharfem Krachen ſich augenblicklich entluden, ſah man beide Schützen zusammenfahren, denn jeder fühlte das Eindringen einer Kugel in ſeinem Fleiſche. La Bonté blutete aus einer Wunde unter dem linken Kinn- backen, während man ſeinen Gegner mit der Hand nach der rechten Brust greifen ſah, als hätte er die Beſchaffenheit ſeiner Wunde untersuchen wollen. Beide beobachteten einander einige Augenblicke weit und ruhig und begannen dann aufs neue zu laden. Aber während Pete noch damit beſchäftigt war, mit ſeinem La- deſtock die Kugel in den Lauf ſeiner Büchſe zu ſetzen, ließ er plötzlich ſeinen rechten Atem ſinken — die Büchſe entfiel ſeiner Hand — er schwankte einen Augenblick wie ein Trunkener und ſank dann todt zu Boden.

Aber ſelbst hier gab es ein Geſetz dieser oder je- ner Art und die Folge des Zweikampfes war, daß die Konſtabeln bald ſich bemühten, La Bonté aufzufuchen und zu verhaften. Er ging ihnen leicht aus dem Wege, indem er in die Wälder flüchtete, wo er mehrere Tage in demfelben wilden Zustande lebte wie die Thiere, die er zu ſeinem Unterhalte jagte und erlegte.

Dieses Zustandes müde, beschloß er endlich, das Land zu verlassen und sich nach dem Gebirge zu wenden, für welches Leben er immer eine besondere Neigung gefühlt hatte.

Als er daher vermutete, daß die Diener der Gerechtigkeit in ihren Nachforschungen nach seiner Person etwas erschlafft sein dürften und daß die Gefahr wenigstens zum Theil vorüber sei, beschloß er seine weite Reise nach dem fernen Westen anzutreten.

Aber ehe er sein Vorhaben zur Ausführung brachte, suchte und erlangte er ein letztes Zusammentreffen mit Marie Brand.

„Mary,“ sprach er, „ich bin im Begriffe aufzubrechen. Man hält mich wie einen Herbstbock und ich muß sehen, daß ich fortkomme. Denke nicht mehr an mich, denn ich werde nie zurückkehren.“

Die arme Marie brach in Thränen aus und ließ ihren Kopf auf den Tisch sinken, an welchem sie saß. Als sie ihn wieder erhob, sah sie La Bonté mit seiner langen Bücke über der Schulter schnellen Schrittes von dem Hause sich entfernen. Jahr auf Jahr verging und er kam nicht wieder.

III.

Einige Tage nach seinem Aufbruche befand sich La Bonte in St. Louis, dem Stapelplatze des Pelzhandels und der schnell emporblühenden Hauptstadt der fröhlichen westlichen Ansiedelungen. Ein Opfer des Seelenkampfes, welchen Eifersucht, Neue und gestörte Liebe zu einem wahren Fegefeuer des Elends machen, gerieth er hier in die Gesellschaft gewisser „Rowdies“^{*)}, an welchen jede westliche Stadt überaus reich ist, und stürzte sich, eifrig darauf bedacht, seinen Kummer auf irgend eine Weise, gleichviel mit welchen Mitteln, zu betäuben, in all die lasterhaften Aufregungen des Spielens, Trinkens und Raufens, welche die alltäglichen Belustigungen des jungen Geschlechtes von St. Louis bilden.

Es gibt vielleicht in keinem anderen Theile der Vereinigten Staaten, wo man doch in der That das menschliche Geschlecht häufig in vielen wunderlichen und ungewöhnlichen Erscheinungen erblickt, eine in ihrem allgemeinen Charakter so ausgeprägte und gleichzeitig in so abgesonderte Klassen getheilte Gesellschaft wie in St. Louis. Es datirt seine Entstehung von gestern — denn was sind dreißig Jahre im Wachsthum einer Hauptstadt — seine Gründer sind daher jetzt kaum

^{*)} „Rowdies“, ausgelassene unruhige Burschen.
Leben im fernen Westen.

über das mittlere Lebensalter hinaus und betrachten mit Erstaunen die wachsenden emporblühenden Werke ihrer Hand; sie blicken auf die mit Getreide und anderen Erzeugnissen des Westens angefüllten lebendigen Kais, auf die Flotten von Dampfschiffen, die reihenweise an den Länden liegen, auf die wohlversehnen Niederlagen und all die geschäftigen Zubehörungen einer grossen Handelsstätte und ihre Erinnerung vermag kaum um einige Jahre zurück zu schauen, als auf derselben Stelle nichts als die elenden Hütten eines französischen Dorfes standen — als die schwerfälligen Boote der indianischen Händler, mit Pelzwerk aus den fernen Gegenden des Platteflusses und des Obermisisouri beladen, die einzigen Spuren des Handels waren. Wo jetzt erfahrene reiche Kaufleute, der Kernhaftigkeit ihres Beutels und Kredits sich bewußt, stolz einhergehen und den Handel eines mächtigen reichbevölkerten Gebietes leiten, da wandelte noch vor Kurzem in lockeder Kleidung der indianische Handelsmann des Westens, während Leben und Regsamkeit vielleicht nur durch die Ausschweifungen der verschiedenen Scharen von Händlern und verwegenen Gebirgsjägern vertreten waren, welche theils zum Vergnügen, theils als Sicherheitsgeleit die von Zeit zu Zeit anlangenden Frachten von Biberfellen und Büffelhäuten begleiteten, die während der hierzu erwählten Jahreszeit auf den verschiedenen Handelsstationen des fernen Westens gesammelt worden waren.

Aber dies waren nichts destoweniger die Männer, deren fühne Unternehmungen die ungeheneren und fruchtbaren Gelände des Westens dem Handel und dem

Pfluge geöffnet haben. Sie waren, obgleich roh und wild, die wahren Vorläufer jener wunderbaren Fluth der Gesittung, welche ihren unaufhaltsamen Strom über Länderstrecken — groß genug um Königreiche zu sein — über ein Land ergossen hat, das gegenwärtig in hoher Gesittung prangt und wo noch vor wenigen Jahren unzählige Büffelherden ungestört herumschweiften, wo es Bären und Hirsche in Menge gab und der wilde Indianer durch die Wälder und Prairien schlich — der alleinige Herr des nur wenig geschätzten Bodens, welcher jetzt dem Spaten und dem Pfluge des gesitteten Menschen seine reichen Schätze beut. Den abenteuerlichen halbwilden Trappern, von welchen man behaupten könnte, daß sie die Thatkraft, den Unternehmungsgeist und die Uner schrockenheit, welche dem amerikanischen Volke eigen sind, frei von aller Beimischung jenes falschen lästerhaften Schimmers, vertreten, womit ein zu schnell erreichter und zu hoher Standpunkt der Gesittung den wahren und echten, durch die genannten Züge hauptsächlich sich auszeichnenden Charakter verdunkelt hat. — diesen Leuten allein schuldet man die Herrschaft des Westens, der die Bestimmung hat, in wenigen Jahren der wichtigste jener vereinten Staaten zu werden, welche den mächtigen Bund von Nord-Amerika bilden.

Dem wilden abenteuerlichen Pelzhandel entsprungen zeigt St. Louis — noch immer der Stapelplatz dieses Handelszweiges — in dem Charakter seiner Bevölkerung selbst heute noch mehre von den hervortretenden Eigenthümlichkeiten, wodurch seine ersten, den urthümlichen Indianern an Muth und instinctartiger

Klugheit nicht nachstehenden Gründer sich auszeichneten. Während der französische Theil der Bevölkerung der sorglosen Flatterhaftigkeit und dem leichtsinnigen Wesen seiner ursprünglichen Quelle treu geblieben ist, thun sich die Amerikaner von St. Louis, die gleichsam ein Recht haben, sich Eingeborene zu nennen, eben so sehr durch einen entschlossenen thatkräftigen Charakter wie durch physische Kraft und sinnlichen Muth hervor, wobei sie gleichzeitig ein eigenhümliches Talent zur glücklichen Ausführung von Handelsunternehmungen an den Tag legen, welches mit dem Durste nach Abenteuern und sinnlichen Erregungen, der einen so vorherrschenden Zug ihres Charakters bildet, scheinbar unvereinbar ist.

Von St. Louis und seinen Kaufleuten sind viele riesenhafte Handelsunternehmungen ausgegangen, die nicht blos auf die unmittelbare Dertlichkeit oder auf den entfernteren indianischen Pelzhandel beschränkt blieben, sondern alle Theile des Westlandes und selbst einen Theil der alten Welt umfaßten. Und hierbei muß erwähnt werden, daß St. Louis im Innern des Landes, gegen tausend englische Meilen vom Meere und dreitausend Meilen von der Hauptstadt der Vereinigten Staaten entfernt liegt.

Außer den Kaufleuten und höheren Ständen in St. Louis, die selbst hier eine Art Aristokratie bilden, hat ein großer Theil der Bevölkerung, der noch immer mit den Indianern und dem Pelzhandel in Beziehung steht, all seine ursprünglichen Eigenthümlichkeiten bewahrt, ohne daß der Einfluß der fortschreitenden Gesittung darauf eingewirkt hat. Ferner drängt

sich hier eine große Masse von Fremden aller Völker zusammen, die nur durch einen nicht geringen Grad von Unternehmungsgeist nach dieser Stätte geführt werden können, von wo sie sich nach den fernen, noch immer von dem Wilden beunruhigten westlichen Gegendien begeben, so daß daher, wenn sie der einheimischen Bevölkerung etwas von ihrem Blute mittheilen, die charakteristische Thatkraft und Unternehmungslust der letzteren durch die fremde Beimischung eher gesteigert als geschwächt werden.

Aber die eigenthümlichste Klasse der zufälligen Bevölkerung sind vielleicht die Gebirgsjäger, die nach längeren, der Jagd und dem Biberfange gewidmeten Streifzügen, mit einem ansehnlichen Geldvorrathe und wild wie Indianer hier anlangen, um sich eine Zeit lang an all der Lustigkeit und Zerstreuung der westlichen Hauptstadt zu erquicken. In einer der Hintergassen der Stadt gibt es eine Schenke, die als das sogenannte „Felsengebirgshaus“ wohlgekannt ist. Dieß ist der Versammlungsort der Trapper, die hier so lange trinken und schwelgen, als sie Geld haben, was allerdings, da sie wie Matrosen freigebig und verschwenderisch sind, immer nur wenige Tage lang der Fall ist. Keine Feder vermag die theils tragischen, theils komischen Schauspiele und Auftritte zu beschreiben, die in diesem „Felsengebirgshause“ vorkommen und wenn ein Handango aufgeführt wird, zu welchem die Ketten Schönen von „Bide-Poche“ — wie der französische Theil der Vorstadt spottweise genannt wird — sich versammeln, dann sind die seltsamen Versuche der bärenhaften Gebirgsmänner, auf der leichten phanta-

stischen Behe etwas darzustellen, und ihre Uebergänge in den Tanz der mystischen Sprünge terpsichorischer Indianer, wenn diese ihre Medizintänze zu Ehren des Bären, des Büffels oder der erbeuteten Schädelhaut aufführen — so überraschende Neuerungen der choreographischen Kunst, daß Gallini's Schatten in seinen Tanzschuhen zittern und zischeln würde.

Der Fremde, der an den offenen Thüren und Fenstern des Hauses vorübergeht, bleibt plötzlich stehen, wenn er die Töne der Geige und des Banjo und den sie begleitenden eigenthümlichen Lärm vernimmt, der für den lauschenden Neuling allerdings etwas unheimlich klingt, in welchem aber ein Eingeweihter augenblicklich einen indianischen Gesang erkennt, den mit stentorischen Lungen ein Gebirgsmann ertönen läßt. Der Sänger schlägt dabei mit den offenen Händen auf den Bauch, um den erforderlichen Triller zu vervollkommen — und singt das wohlbekannte indianische Lied:

„hei — hei — hei — hei,
hei — i, hei — i, hei — i, hei — i,
hei — ya — hei — ya — hei — ya — hei — ya
hei — ya — hei — ya — hei — ya — hei — ya
hei — ya — hei — ya — hei — hei,“
u. s. w.

während er die höheren Töne durch ein Geschrei verzerrt, unter welchem, indem es dröhnend durch die Straßen hallt, die alten hölzernen Häuser erbeben.

Hier zecht bei feurigem „Menaghahela“ Jean Baptiste, der bleichfarbige halbblutige kanadische Schiffer von Norden, welcher dem Dienste des „Nordwest“ (der Hudsonbay-Compagnie) entlaufen, von den „Fällen“

zum Mississippi herabgekommen ist, um die Freiheit und Annehmlichkeit eines „freien“ Trapperlebens zu genießen, mit einem fernigen in Leder gekleideten „Burschen“, der eben erst vom Biberfange am Grand-Niver auf der westlichen Seite des Gebirges zurückgekehrt ist und seine Gebirgssprache mit spanischen in Taos und Californien aufgelesenen Brocken auspuzt. In einer anderen Ecke hat ein durrer langer Trapper aus den mageren Gegenen am Yellow-Stone eben einen alten Gefährten erkannt, mit welchem er vor Jahren in dem gefährvollen Lande der Schwarzfüßer gejagt hat.

„He, John, alter Kerl, was machst Du?“

„Wie, Meek, alter „Coon“ — ich dachte, Du wärest hinunter.“

Einer vom Arkansas tritt mit einem Spiele Karten in der Hand, einer Anzahl Dollars im Hute in die Mitte des Gemaches, setzt sich mit verschränkten Beinen auf eine Büffelhaut, wirft sein Geld hin und ruft mit lauter Stimme: „He, Burschen, hier ist ein Spiel Karten — und hier ist der Biber“, fügt er, sein Geld schüttelnd, hinzu. „Wer wagt es, zu setzen?“

Lang ausgesponnen sind die Erzählungen von merkwürdigen Jagden, von gefährvollen Indianerkämpfen, von mühseligen Entrinnungen und seltsamen Klemmen; überschwänglich die Eigenschaften der verschiedenen diesen Jägern gehörigen Büchsen, denn jedes der gepriesenen Rohre schießt ins Schwarze — zu hundert Perücken ausreichend die Haare, die jeder Jäger von Indianerköpfen genommen hat — vielfach die von jedem vollbrachten Heldenthaten. Wie sie trinken so prahlen sie — erst mit ihren Büchsen, ihren Pferden und ihren

Squaws und schließlich mit sich selber und wenn es dahin kommt, dann geht es manchmal bis zum Messer.

Dieses Haus war es, in welchem sich eines Tages bald nach seiner Ankunft in St. Louis auch La Bonté befand. Er machte hier die Bekanntschaft eines alten Trappers, der in wenigen Tagen nach dem Gebirge aufbrechen wollte, um an den Quellen des Platteflusses und Green-River auf Jagden auszugehen. Mit diesem Manne beschloß er sich zu vereinigen und da er noch über einige hundert Dollars zu verfügen hatte, so verlor er keinen Augenblick, sich zu der Reise gehörig auszurüsten. Er begab sich, um dieß zu bewirken, zunächst in Hawken's Waffenlager, dessen Büchsen im Gebirge berühmt sind, und vertauschte seine eigene Büchse, die von etwas kleinem Kaliber war, mit einer gehörigen Gebirgsbüchse. Diese war von sehr schwerem Metall, fügte ungefähr zweihunddreißig Kugeln auf das Pfund, war bis an die Mündung geschäftet und mit Messing beschlagen. Ihre einzige Zierde war ein Büffelstier von überaus grimmigem Aussehen, der nicht eben sehr kunstvoll auf den unteren Theil des Schaftes gravirt war. Hier kaufte er auch einige Pfund Pulver und Blei und alle übrigen Bedürfnisse einer langen Jagd. Dann ging er zunächst zu einem Schmied, der — schwarz von Natur und schwarz von seinem Gewerbe, denn er war ein Neger — als der bestte Biberfallen-Fertiger in St. Louis bekannt war, und kaufte von ihm für zwanzig Dollars sechs neue Fallen, wobei er gleichzeitig einen alten Fallensack von starkem Büffelfell erhandelte, um sie darin unterzubringen.

Wir finden La Bonté und seinen Gefährten — einen gewissen Luke, bekannter unter dem Namen „Grau-ange“, denn es war ihm in einer Gebirgsrauferei eines seiner Augen mit dem Daumen ausgedrückt worden — bald nachher in Independence, einer kleinen Stadt am Missouri, mehre hundert Meilen jenseits St. Louis und in geringer Entfernung von der indianischen Gränze.

Man könnte Independence den „Prairienhafen“ des westlichen Landes nennen. Hier versammelten sich die nach Santa-Fé und dem Innern von Mexiko bestimmten Karawanen, um sich vollends vollständig auszurüsten. Man kauft Maulthiere und Ochsen, mietet Fuhrleute und versieht sich mit allen Vorräthen und Gegenständen, die zu der langen Reise über den weiten Ocean der Prairien nöthig sind. Hier versammeln sich auch die indianischen Händler und die Trapper des Felsengebirges, um sich zu ihrer Reise durch das Indianerland in hinreichender Anzahl zusammen zu schaaren. Zur Zeit des Abgangs und der Ankunft dieser Gesellschaften gewährt die kleine Stadt ein sehr lebendiges Schauspiel lärmender bunter Bewegung. Die wilden ausschweifenden Gebirgsmänner verprassen hier ihre letzten Dollars in wüsten Gelagen, indem sie jeden, der dazu kommt, zum Trinken nöthigen und mit großen Gläsern voll starken Branntweins auf erfolgreiche Jagden und „Häufen von Bibern“ einander Bescheid thun. Wenn jeder Cent aus seiner Tasche entchwunden ist, dann gibt der freie Trapper wohl auch noch Büchse, Fallen und Thiere hin, um seine „Trockenheit“ zu heilen — denn unsere Gebirgsmänner sind

niemals „durstig“ — und ist auch „Thier und Biber“ verschwiegzt, dann muß er sich selber an einen der Anführer großer Scharen vermieten und für die ihm gewährte neue Ausrüstung seine Dienste verpfänden. So erlangte La Bonté für einen wahren Spottpreis drei vortreffliche Maulthiere mit den dazu gehörigen Packfässeln, „Apishamores“ *) und Fangstricken und trat am nächsten Tage mit Luke seine Reise nach dem Platte an.

Als die Reisenden den an einem kleinen Flusse jenseits der Stadt befindlichen allgemeinen Sammelplatz erreichten, wurde selbst unser junger Mississippier von der Neuheit des Schauspiels überrascht. Gegen vierzig ungeheure mit schneeweissen Planen bedeckte Wagen von der in Conostoga und Pittsburg üblichen Bauart, bildeten auf der offenen flachen Prairie mit ihren langen nach außen gerichteten „Zungen“ (Deichseln) einen Halbkreis oder vielmehr ein Hufeisen und daneben auf dem Boden lagen, zu augenblicklicher Benutzung wohl geordnet, die nöthigen Geschirre für vier Paar Maulthiere oder acht Jochs Ochsen. Rings um die Wagen waren Gruppen von Fuhrleuten, junge stämmige Missurier, mit den nöthigen Vorbereitungen zum Aufbruche beschäftigt, indem sie Räder einschmierten, Geschirre zurecht machten oder ausbesserten, Ochsenjochs glätteten, oder ihr eigenes mäßiges Gepäck untersuchten. Sie trugen alle gleiche Kleidung: ein Paar grobe Beinkleider, die in derbe, ziemlich bis an die Kniee reichende Stiefel gesteckt und oberhalb durch einen breiten ledernen

*) Aus Büffelkalbhäuten gefertigte Satteldecken.

Gürtel bevestigt waren, in welchem in einer Scheide ein starkes Fleischermesser hing. Ein grobes buntfarbiges Hemd und eine Pelzmütze auf dem Kopfe waren die einzigen anderen Theile ihrer Bekleidung.

Außerhalb des Wagenkreises brannten zahlreiche Lagerfeuer, umgeben von wildaussehenden Gebirgsmännern, welche an ihrer bockledernen Kleidung und ihren abgehärterten Gesichtern von den noch frischen und ungeprüften Fuhrleuten leicht zu unterscheiden waren. Diese Männer befanden sich ohne Ausnahme unter dem Einfluß des roßigen Gottes und einer von ihnen, der ein Bild des Elends allein an einem Feuer saß und mit nichtssagendem Gesichte in die Flamme stierte, während sein langes verföhntes Haar ungekämmt über sein von dem Schmutze einer ganzen Woche entstelltes, durch den Einfluß geistiger Getränke gebleichtes Gesicht hing, litt an den gewöhnlichen Folgen eines über den gebräuchlichen Punkt hinausgehenden Schwelgens und zahlte dafür seine Strafe in einem Aufalle von „Schrecken“, wie das delirium tremens von Matrosen nicht unpassend genannt wird.

An einer anderen Stelle leiteten die Kaufleute der Karavane und die indianischen Händler das Auspacken der Wagenfracht oder der Maulthierlasten. Sie trugen die Kleidung der gesitteten Gesellschaft und einige von ihnen waren, zum unaussprechlichen Abschhen der Gebirgsmänner, welche auf die Bourgeois mit unverhohlerer Verachtung herabschauen und die einfachsten Formen der Gesittung verschmähen, sogar nach der Art der Modeherren in St. Louis und der östlichen Hauptstadt gekleidet. Der malerische Anblick, welchen das

Lager gewährte, wurde nicht wenig durch die Unwesenheit mehrer Indianer aus den benachbarten Shawnee-Ansiedelung erhöht, die nachlässig auf ihren kleinen flinken Pferden sitzend oder vielmehr liegend, dem neuen Schauspiel ruhig zusahen, ohne durch die Wizzeleien sich stören zu lassen, welche die sorglosen Fuhrleute auf ihre Kosten sich erlaubten. In unmittelbarer Nähe waren zahlreiche Maulthiere und Pferde angepflockt, während eine große Heerde stattlicher Ochsen nach dem Lager getrieben wurde — und nah und fern das „Wo-ha!“ der Fuhrleute erscholl, als sie die zerstreuten Thiere zusammentrieben, um sie einzujochen.

Da die meisten der Gebirgsmänner gänzlich außer Stande waren, das Lager zu verlassen, so zogen Luke und La Bonté mit drei bis vier der nüchternsten Leute voraus, um am „Blue“, einem in den „Caw“ oder Kanzas sich ergießenden Fluß, so lange zu warten, bis die anderen nachkommen würden. Sie bestiegen ihre Maulthiere, ritten, ihre freien Thiere mit sich fortführend, schnell in die parkartige Prairie hinaus und waren bald außerhalb des Gesichtskreises der Gesittung.

Es war in den letzten Tagen des Mais, zu Ende der Zeit der heftigen Regengüsse, welche zu Anfang des Frühjahrs das Klima dieses Landes unerträglich machen, wiewohl sie gleichzeitig den durch die Winterfröste erstarrten Erdboden befruchten und aufthauen. Das Gras prangte überall im üppigsten Grün und prächtige Blumen schmückten die Oberfläche der weiten Prairie. Aber man hätte dieses schöne wellenförmige und parkartige Gelände kaum eine Prairie nennen können. Man findet hier nicht die flache Einförmigkeit der

großen Ebenen; überall zeigen sich schönbewaldete, mit allerlei Waldbäumen bekleidete Höhen und malerische Thäler, durch welche klare, mit schönblumigen Sträuchern gesäumte murmelnde Bäche laufen, während auf dem ebenen Wiesenlande reichbelaubte Bäume dem Wilde und den zahmen Thieren Schutz und Obdach gewähren und hier und da wohlbewaltete Hügel von der Ebene emporsteigen.

Das Gelände ist von vielen klaren, über ihr kieseliges Bett sich ergießenden Bächen durchschnitten, aus welchen während der heißen Mittagszeit das Rothwild, seine nassen Seiten schüttelnd, empor springt, wenn das Geräusch eines nahenden Menschen es stört; und bei jedem Schritte erheben sich aus dem üppigen Grase schreiende Birkhühner. Wo die tiefen Böschungen der Flusser einen Durchschnitt der Erde zeigen, wirbt ein angeschwemmter Boden von überraschender Tiefe um die cultivirende Hand des gesitteten Menschen und jeder einzelne Zug läßt erkennen, daß die Natur hier mit der gütigsten und freigebigsten Hand geschaffen und gewirkt hat.

Es liegt längs des westlichen oder rechten Ufers des Mississipi ein viele hundert Meilen sich ausdehnender Landstrich, mit welchem, was Fruchtbarkeit und natürliche Hilfsquellen anlangt, kein Theil von Europa sich vergleichen läßt. Er hat, groß genug, um eine ungeheure Bevölkerung aufzunehmen, außerdem auch noch alle Vortheile einer günstigen Lage und all die natürlichen Fähigkeiten, die ihn zu einer glücklichen Wohnstätte gesitteter Menschen machen können. Durch dieses unbesetzte Land strömen die gierigen Schaaren

der Vereinigten Staaten, um die unfruchtbaren Gebiete ihres schwachen Nachbarn in Besitz zu nehmen.

Am Black-Jack, wo unsere Gebirgsjäger ihr erstes Nachtlager nahmen, versah sich ein jeder von ihnen mit einem Reserve-Ladestocke von Hickory-Holz und La Bonté, der einzige Neuling unter der Gesellschaft, wurde hier Zeuge einer wilden Zornesaufwallung von Seiten eines seiner Gefährten, in welcher sich die völlige Unbeschränktheit, mit welcher diese Menschen ihre Leidenschaften walten lassen, und die barbarische Wuth zu erkennen gaben, in welche sie gerathen, wenn ihrem Willen der geringste Widerstand entgegen tritt. Nachdem einer der Trapper, als man den Lagerplatz erreicht hatte, von seinem Pferde gestiegen war und ihm den Sattel abgenommen hatte, versuchte er es, sein Maulthier mittels der Leine nach der Stelle zu führen, wo er sein Gepäck abzuladen wünschte. Aber je mehr er zog, um so halsstarriger beharrte das Maulthier nach Maulthierart bei seinem Willen; es stemmte seine Vorderbeine fest auf den Boden und streckte mit ärgerlicher Widereschlichkeit seinen Hals aus. Es erfordert allerdings die Gemüthsruhe von tausend Hiothen, um ein Maulthier zu bändigen und zu leiten und der störrige Eigensinn des Thieres kann in keinem Falle mehr zum Zorn reizen, als eben durch den Streich, den dieses Maulthier jetzt seinem Herrn spielte und der fast täglich wiederkehrt. Nachdem der Trapper mehre Minuten lang vergebens gezogen, den Strick sogar um seinen Leib gewunden und sich plötzlich mit seiner ganzen Kraft vorwärts gestürzt hatte, schäumte er in der That vor Wuth. Er hätte das Thier augenblicklich

bändigen können, wenn er ihm den Strick um die Nase gelegt hätte, aber er ließ dieses Mittel mit einer Halsstarrigkeit, welche der des Maulthiers ziemlich gleichkam, unversucht und zog es vor, den Eigensinn des Thieres durch bloße Kraft zu besiegen. Als ihm dies nicht gelingen wollte, erhob er mit einem Strom von furchtbaren Verwünschungen plötzlich seine Büchse, setzte sie an des Maulthieres Kopf und erschoß es.

Bei ihrem Uebergange über den Wa-ka-rascha, einen bewaldeten Fluss, stießen sie auf eine Schaar von Osagen, die nach Büffeln jagten. Diese Indianer scheren, wie einige Stämme der Pawnees, ihren Kopf und lassen nur einen von der Stirn bis zum Mittelpunkt der Schädelhaut laufenden Kamm stehen, der, wie eine Maulthiernähne abgestutzt, mit Salben eingeschmiert und mit Habicht- oder Truthahnsfedern verziert wird und aufrecht steht. Die nackte Schädelhaut wird häufig in Mosaik mit Schwarz und Roth, das Gesicht mit glänzender Scharlachfarbe gefärbt. Sämtliche Indianer waren bis auf die Leibhülle völlig nackt, da die warme Sonne sie veranlaßt hatte, ihre schmutzigen Decken von ihren Schultern zu nehmen. Diese Osagen legen den Fremden, welchen sie zufällig begegnen, nicht selten Contributionen auf; aber sie wissen die entschlossenen Gebirgsjäger von den unvorsichtigen Neulingen recht gut zu unterscheiden und lassen erstere lieber in Ruhe.

Ueber den Vermilion gehend erreichten die Jäger am fünften Tage den „Blue“, wo sie in dem das Flüsschen umgürtenden Holze ihr Lager ausschlugen und die Ankunft der anderen Gebirgsjäger erwarteten.

Es vergingen zwei Tage, ehe diese anlangten; am nächsten Tage aber traten die Jäger in einer Schaar von vierzehn Mann ihre Reise nach dem Gebirge an, indem sie eine Fährte einschlugen, welche den großen Blue auf seinem Laufe durch die Prairie begleitet, die allmälig, je weiter die Reisenden ihre westliche Richtung verfolgten, in eine ungeheure, ununterbrochene wellenförmige Ebene sich ausdehnte. Es zeigten sich bereits Heerden von Antilopen und einige der Jäger, welche die Fährte verließen, kehrten bald mit dem zarten Fleische dieses Wildes beladen zu ihren Gefährten zurück. Das üppige aber grobe Gras, das sie seither umgeben hatte, verwandelte sich jetzt in ein nahrhaftes lockiges Büffelgras und ihre Thiere gewannen auf dieser trefflichen Weide bald ein besseres Ansehen. In einigen Tagen erreichten sie, ohne daß ihnen irgend ein Abenteuer widerfahren war, den Plattefluß, dessen feiches Wasser, von welchem er seinen Namen hat, ein weites sandiges Bett bedeckt, in seinem trägen Laufe durch zahlreiche Sandbänke gehemmt wird und nirgends so tief ist, daß es das Knie derjenigen erreicht, welche es durchwaten.

Da sich mittlerweile nur noch wenig Antilopen hatten blicken lassen, so trat jetzt bei der Gesellschaft ein empfindlicher Fleischmangel ein, und nachdem fast anderthalb Tage vergangen waren, ohne daß man auch nur ein verlaufenes Kaninchen gesehen hätte, murrten die Jäger, die das Land der Fülle längst erreicht zu haben glaubten, mit nicht geringem Unwillen über den Büffel. La Bonté erlegte jedoch im Flusgrunde, nachdem sie sich gelagert hatten, einen feisten Hirsch,

von welchem nach der Abendmahlzeit auch nicht das geringste Theilchen übrig blieb, der aber kaum ausreichte, den Heißhunger der Jäger einigermaßen zu befriedigen. Sie hatten zwar die Büffelgegend bereits erreicht, aber noch immer ließen sich keine Spuren von diesen Thieren erblicken, und da das Gelände nur wenig Wild darbot und die Jäger nicht geneigt waren, Halt zu machen und durch die Jagd nach diesem Wilde Zeit zu verlieren, so zogen sie hungrig und mürrisch weiter, während die unvergeßlichen Vorzüge guten Büffelfleisches — fetter Oberschalen, feister Rippen und zarter Lendenstücke, vortrefflicher „Boudins“ und Markskeuchen, zu köstlich, als daß man daran denken durfte, den Gegenstand ihrer Unterhaltung bildeten. La Bonté hatte das stattliche Thier noch nie gesehen und schenkte daher den Erzählungen der Gebirgsmänner nur halben Glauben, als diese von Heerden sprachen, welche, so weit das Auge reichen könnte, die Prairie bedecken und so unermäßlich groß sein sollten, daß man mehre Tage brauche, um hindurch zu kommen; aber die Bilder von einer so leckeren und reichlichen Nahrung, wie sie von seinen Gefährten gepriesen wurde, machten ihm den Mund wässrig und tanzten vor seinen Augen, als er, ohne sich an einer Abendmahlzeit erquict zu haben, eine Nacht nach der anderen an den hungrigen Ufern des Platte schlummerte.

Eines Morgens, als er seine Maulthiere früher als seine Gefährten belastet hatte und eine Strecke vorausgezogen war, sah er auf der einen Seite der Fährte im Schimmer der Luftspiegelung dieser Prairien drei große gestalt- und formlose Gegenstände auf Leben im fernen Westen.

tauchen, die in dem glänzenden Lichte, wie Schiffe auf dem Meere, sich hoben und neigten. Neugierig, was dieselb sein könnte, näherte er sich den seltsamen Gegenständen und als die Strahlenbrechung vor seinen Blicken verschwand, nahmen die dunklen Massen eine bestimmtere Gestalt an und gaben sich durch ihre Bewegungen als lebendige Wesen zu erkennen. Ihnen näher kommend, konnte er sie noch deutlicher sehen; es waren Büffel. Mit der Absicht, sich hervorzu thun, stieg der Neuling von seinem Maulthiere, legte ihm schnell die Beinfesseln an und warf den Lasso auf den Boden, damit es diesen hinter sich herschleppen sollte und auf diese Weise leichter wieder einzufangen wäre. Dann näherte er sich mit der Büchse in der Hand den mächtigen Thieren und wußte als guter Jäger die Vortheile des unebenen Bodens und des Windes vollkommen zu benutzen, bis er den Büffeln, welche ruhig weideten und von der ihuen nahenden Gefahr keine Ahnung hatten, endlich bis auf eine Entfernung von vierzig Schritten sich genähert hatte. Er sah nun zum ersten male das edle Thier, von welchem er so oft gehört und nach dessen Anblick er so sehnlich verlangt hatte. Ein mächtiger Stier, der, indem er fraß, mit seinem kohlschwarzen Barte den Rasen fegte, war eine Strecke vorausgeschritten und seine Augen glänzten unter einer ungeheueren Masse von zottigen Haaren hervor, welche seinen Hals und seine Schultern bedeckten. Seine Haut erschien in dieser Entfernung glatt wie eine Hand und hatte eine glänzende schwarzbraune Farbe; seine Rippen waren reichlich mit bebendem Fleische bedeckt. Während er gemächlich von dem kurzen lockigen Grase fraß,

schwang er dann und wann seinen Schwanz in die Luft oder stampfte mit dem Fuße auf den Boden, wenn ihn eine Fliege oder ein Mosquito belästigte, indem er den lästigen Eindringling mit seinem Schwanz abwehrte oder mit dem schwerfälligen Kopfe nach der juckenden Stelle fuhr.

Nachdem La Bonté den Büffel zur Genüge bewundert hatte, erheb er seine Rifle, zielte mit sicherer Hand und drückte ab, in der Erwartung, daß das Ungeheuer bei dem Schusse fogleich zusammenstürzen würde. Aber wie groß war sein Erstaunen und seine Bestürzung, als das Thier in dem Augenblicke, wo es von der Kugel getroffen würde, nur zusammenfuhr, dann aber, von den übrigen begleitet, scheinbar unverletzt davon eilte. La Bonté hatte, wie es bei Neulingen gewöhnlich der Fall ist, zu hoch gezielt, denn es war ihm unbekannt gewesen, daß sich bei einem Büffel die einzige sichere Stelle für die Kugel nur einige Zoll über dem Bruststück befindet und daß ein höher gehender Schuß selten tödtlich ist. Als er sich vom Boden erhob, bemerkte er, daß seine sämmtlichen Gefährten Halt gemacht hatten und Zungen seiner verunglückten Jagd waren und laut war das Gelächter, innig das Bedauern der Hungrigen über seinen ersten misslungenen Versuch, als er sich zu ihnen gesellte.

Sie wußten aber jetzt, daß sie sich in der Fleischgegend befanden, und als sich einige Meilen weiter eine andere Schaar von herumstreifenden Büffeln zeigte, machten drei von den Jägern Jagd auf sie, während La Bonté ein Maulthier führte, um das exalte Fleisch aufzupacken. Er sah seine Gefährten bald der Erde

nahe kriechen; dann verkündeten ihm zwei plötzlich aufsteigende Rauchwölkchen und das scharfe Krachen der Büchsen, daß sie sich ihrer Beute auf Schußweite genähert hatten, und als er an sie heranritt, sah er zwei schöne Büffel ausgestreckt auf dem Boden liegen. Bei dieser Gelegenheit wurde er zum ersten mal in die Geheimnisse des Schlachtens oder Zerlegens eingewieht. Er beobachtete die Jäger, als sie das zerlegte Wild auf den Bauch legten und dessen Beine ausstreckten, um es auf beiden Seiten zu stützen. Es wurde hierauf über den Nacken ein Querschnitt gemacht, mit der einen Hand das lange Haar des Höckers gepackt und das Fell von der Schulter gezogen. Alsdann wurde die Haut von hier aus längs des Rückgrates bis zum Schwanz geöffnet, von den Seiten getrennt und bis zum Bruststück abgezogen, wo sie hängen blieb und auf den Boden ausgebreitet wurde, um die zerlegten Theile aufzunehmen. Hierauf wurden die Schulterstücke losgetrennt, die Oberschale längs des Rückgrates abgeschnitten und die Fleischrippen mit dem Tomahawk zerhauen. All diese Theile wurden auf die Haut gelegt und nachdem man die „Boudins“ aus dem Magen gezogen und die Zunge — einen großen Lickerbissen — aus dem Kopfe geschnitten hatte, wurde das Fleisch auf das Maulthier gepackt und von den erfreuten Jägern nach dem Lager gebracht.

Es herrschte an diesem Abende große Lustigkeit im Lager und die Art, wie die Jäger ihren Appetit befriedigten oder, wie sie sich in ihrer eigenen Sprache ausdrücken, das Fleisch „kalt machen“, würde das Herz eines Dyspeptischen mit Freude oder mit Neid

erfüllt haben. Man schmausete bis tief in die stille ruhige Nacht hinein und die fettbekleidete „Depouille“ sah ihre Fleischmasse unter den zerlegenden Klingen der hungrigen Gebirgsmänner immer mehr zusammenschmelzen; köstliche lange Streifen gebräunter „Boudins“ schlüpften schnell und leicht in die Tiefe des Schlundes hinab; eine köstliche Rippe nach der anderen wurde abgenagt und den Wölfen zugeworfen, und als die menschliche Natur mit hilfloser Dankbarkeit und in der Überzeugung, daß nichts von vorzüglicher Essbarkeit mehr übrig sei, das fettige Messer, das so gute Dienste geleistet hatte, träge abwischte — sah man einen erfahrenen Jäger mit selbstzufriedenem Lächeln die tiefe Asche des Feuers aufwühlen und ein Paar Zungen hervorziehen, die so köstlich gebraten, so weich, so lieblich und so überaus schmackhaft waren, daß wir über die Wirkungen, welche ihr Genuss auf das Gemüth unseres Neulings La Bonté hervorbrachte und über das Entzücken, welches sie in der Brust dieses bis jetzt noch ganz unerfahrenen Gebirgsmannes erweckten, vorsichtig einen Schleier werfen wollen.

Er staunte und bewunderte staunend, während er aß, daß die Natur, indem sie ihm so gründliche gastronomische Kräfte und so vortreffliche Verdauungsfähigkeiten verliehen, auch noch für eine Speise gesorgt hatte, die seinem ungehöheren Appetite so wunderbar angemessen war, daß er sich, nachdem er fast sein eigenes Gewicht an kräftigem fetten Büffelfleisch verzehrt hatte, so leicht und unbelästigt fühlte, als hätte sein Abendessen aus Erdbeeren und Sahne bestanden.

Köstlich schmeckte nach einem solchen Schmause die

Verdauungspfisse; sanft und vest war der Schlummer, der an diesem Abende die Augen der befriedigten Trapper schloß. Es sei nun erst wieder beim Alten, sagten sie, da sie endlich wieder unter das „Fleisch“ gekommen wären, und da sie sich jetzt dem gefährlichen Theile ihres Weges näherten, so fühlten sie sich wieder heimisch, obgleich sie jetzt, wenn sie sich des Abends auf ihre Büffelhäute legten, nicht mehr sicher waren, ob sie in diesem Leben wieder erwachen würden, denn sie wußten recht wohl, daß in der Nähe wilde, nach ihrem Blute lüsternde Indianer lauerten.

Es ließen sich jedoch bis jetzt noch keine Feinde sehen, und die Jäger zogen ruhig und ungestört den Fluß hinauf, wo ungeheuere Büffelherden die Ebenen rings umher verdunkelten und den Reisenden einen reichen Überfluß des köstlichen Fleisches boten; aber sie tödtenen davon, zu ihrer Ehre sei es gesagt, nicht mehr als unabweslich nöthig war, jenes grausame Schlachten verschmähend, das in diesen Ebenen die meisten weißen Reisenden sich zu schulden kommen lassen, die nicht einmal des eigentlichen Jagdvergnügens wegen, sondern bloß in kaltblütiger unsinniger Mehelei diese edlen Thiere muthwillig vernichten. La Bonté besaß Geschicklichkeit und Uebung genug, um es in der Kunst des Jagens zur Vollkommenheit zu bringen und er galt, ehe man noch die Büffelgegend verlassen hatte, für einen vorzüglichen Jäger. Eines Abends hatte er das Lager verlassen, um Fleisch zu erbitten. Er näherte sich zu diesem Zwecke, in dem Bette einer trocknen Prairiehöhling sich fortschleichend, einer Herde von Büffelkühen, als er sie plötzlich auf sich zu-

springen und unmittelbar darauf wohl zwanzig berittene Indianer zum Vorscheine kommen sah, die sich ihm durch ihre Kleidung sogleich als Pawnees und Feinde zu erkennen gaben. Er froh, in der Hoffnung, von ihnen nicht bemerkt zu werden, tiefer in die Schlucht, aber ein Geräusch in seinem Rücken veranlaßte ihn, sich umzusehen. Sein Blick fiel auf fünf bis sechs Indianer, die in dem Bette des ausgetrockneten Baches herankamen, während mehre andere auf den Uferhöhen ritten. Die schlauen Wilden hatten ihm den Rückweg zu seinem Maulthiere abgeschnitten, das, wie er bemerkte, bereits von einem der Indianer eingefangen worden war. Aber seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht, und sogleich erkennend, daß er so gut wie in einer Falle gefangen, hätte er verbleiben wollen, wo er sich eben jetzt befand — denn die Indianer konnten bis an den Rand der Uferhöhe vorrücken und von oben herab nach ihm schießen — entfloh er nach der offenen Prairie, weit entschlossen, seine Schädelhaut wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen und sich wacker zu verteidigen. Die Indianer sprengten mit lautem Geschrei auf ihn zu, blieben aber plötzlich stehen, als sie sahen, daß der herzhafte Jäger ruhig und entschlossen niederkniete, seine Büchse auf den Ladestock legte und ein sicheres Ziel nahm. Die Pawnees haben auf ihre Kosten die Erfahrung gemacht, daß ein Gebirgsjäger nie losdrückt, ohne daß seine Kugel ihre Bestimmung erreicht, und weit überzeugt, daß wenigstens einer von ihnen fallen müßte, schienen sie einen Augenblick unschlüssig zu sein, ob sie den Angriff wagen sollten. Der Weiße zog sich, das Gesicht dem Feinde

zufehrend, ruhig zurück und erhob seine Büchse zur Schulter, sobald irgend einer von den Indianern bis auf Schußweite sich näherte, während diese um ihn herumsprengten und ihre wenigen Gewehre in weiter Entfernung aber ohne Erfolg auf ihn abfeuerten. Ein junger „Tapferer“, verwegener als die anderen, sprengte, den Haufen verlassend, auf den Jäger zu, indem er sich, als er nur noch einige Schritte von ihm entfernt war, aus dem Sattel warf und sich auf die entgegengesetzte Seite seines Pferdes hing, so daß von seiner Gestalt nur noch der linke Fuß zu sehen war. An La Bonté vorüber reitend schoß er unter dem Halse des Pferdes mit so sicherem Ziele seinen Bogen ab, daß der durch die Luft schwirrende Pfeil den Schaft der Büchse traf, welche der Jäger an seine Schulter gelegt hatte, und von diesem abspringend, in den Arm drang, aber glücklicher Weise nur eine unbedeutende Wunde verursachte. Auf's neue wendete der Indianer durch den lauten Schlachtruf der anderen ermutigt, sein Pferd und spannte, in noch geringerer Entfernung an La Bonté vorüber reitend, noch einmal seinen Bogen. Aber diesmal entdeckte das Adlerauge des Weißen das gefährliche Vorhaben und plötzlich von seinem Knie sich erhebend, als der Indianer, der nur am Fuße über die entgegengesetzte Seite des Pferdes hing, sich näherte, sprang er mit ausgebreiteten Armen und einem lauten Schrei dem Pferde entgegen, so daß es scheu einen Seitensprung machte. Der Indianer verlor den Stützpunkt seines Fußes und fiel nach einem fruchtlosen Versuche sich wieder aufzuraffen, zu Boden. Aber er sprang augenblicklich auf seine Füße und bot, mit der Hand auf

die braune Brust schlagend und mit einem lauten her-ausfordernden Kriegsgeschrei dem Gebirgsmanne mutig die Stirne. Im nächsten Augenblicke hatte sich La Bonté's Büchse ihres Inhalts entledigt und der tapfere Wilde sprang in die Luft empor und fiel dann todt zu Boden, als eben die anderen Jäger, welche das Schießen vernommen hatten, herbei gesprengt kamen. Bei ihrem Anblicke ergriffen die Parnees mit einem lauten Geschrei getäuschter Rache schnell die Flucht.

An diesem Abend nahm La Bonté zum ersten Mal „Haare“.

Einige Tage später erreichten die Gebirgsmänner die Stelle, wo der Platteflüß sich in zwei große Arme theilt. Der nördliche, nach Nordwesten sich erstreckend, berührt den östlichen Fuß der „Schwarzen Berge“, wendet sich dann südwärts und entspringt in der Nähe des Gebirgsthales, Namens New-Park, wo er den Lazarus-, Medizinbogen- und Süßwasser-Greek aufnimmt. Der andere oder südliche Arm wendet sich in südwestlicher Richtung nach dem Gebirge, verfolgt den Fuß der Hauptkette des Felsengebirges und entspringt, mehrere kleine Flüßchen in sich aufnehmend, in dem Hochlande des Bajou-Salade, in dessen Nähe auch der Arkansas seine Quelle hat. Bis zu den Armen des Platte hat das Thal dieses Flusses auf beiden Seiten eine Ausdehnung von drei bis zu fünf Meilen und ist von steilen sandigen Höhen eingeschlossen, von deren Gipfeln sich die Prairien in breiter wellenförmiger Ausdehnung nach Nord und Süd erstrecken. Der Thalgrund ist nur dünn mit Holz bedeckt; nur hier und da stehen einige zerstreute Baumwollenbäume; aber einige von den in

dem breiten Bette des Stromes liegenden Inseln sind reichlich bewaldet und lassen folgern, daß die Bäume an den Ufern von jenen Indianern gefällt worden seien, welche früher in der Nähe dieses Flusses ihr erwähltes Jagdgebiet hatten. Da es während der langen Winter in dieser Gegend nur spärliches und vertrocknetes Weidegras gibt, so füttern die Indianer ihre Pferde mit den Rinden der süßen Baumwollenbäume, von welchen sie leben können und sogar fett werden. Daher kommt es, daß überall, wo sich ein indianisches Lagerdorf befunden hat, der Boden mit den Stämmen dieser Bäume bedeckt ist, deren obere Theile und kleinere Astete ihrer Rinde beraubt sind und so glatt und weiß aussiehen, als wären sie mit einem Messer geschält worden.

An den Armen des Flusses wird die Waldung dagegen dichter und verschiedenartiger, denn einige der Bäche sind mit Eschen und Kirschbäumen bewachsen, welche die Eintönigkeit der unaufhörlichen Gruppen von Baumwollenbäumen unterbrechen.

Die Ebenen waren noch immer von dichten Büffelherden verdunkelt, während zahlreiche Schaaren von Wölfen die Gränen der ungeheueren Heerden umschlichen, die franken und verwundeten Thiere überfielen und diejenigen Kälber raubten, die durch die Büchsen und Pfeile der Jäger ihre Mütter verloren hatten. Der weiße Wolf ist der beständige Begleiter des Büffels und wo eines dieser beharrlichen Thiere sich zeigt, ist sicherlich auch der Büffel nicht fern. Außer dem Büffelwölfe gibt es noch vier verschiedene andere in den Ebenen gewöhnliche Wolfsarten, die alle mehr oder we-

niger den Büffeln nachgehen. Es sind dieß der schwarze, der graue, der braune Wolf und der kleine Cayote oder Cayote der Gebirgsjäger, der „Wachunkamanet“ oder Medizinwolf der Indianer, die dem letzteren eine große Ehrfurcht zollen. Dieser kleine Wolf, der ein sehr dickes und schönes Fell hat, ist von winziger Gestalt, aber merkwürdig klug, so daß er durch Schlauheit ersezt, was ihm an physischer Kraft abgeht. Die Cayuten stellen sich häufig in Scharen von drei bis zu dreißig auf die Spuren des Rothwildes und der Antilopen, so daß sie eine Linie von mehren Meilen bilden, und sobald die Beute aufgetrieben, verfolgt sie jeder Wolf bis er erschöpft ist, worauf er die Jagd einem anderen Relai überläßt und langsam nachläuft, bis sich endlich alle um das niedergehockte Thier versammeln und ihre Beute schnell verzehren*). Der Cayute wird jedoch von seinen größeren Brüdern häufig als Werkzeug benutzt, wenn er in dieser Beziehung nicht vielleicht aus freiwilliger Gutmuthigkeit handelt. Wenn ein Jäger ein Wild erbuntet hat und es zerlegt, sitzen diese kleinen Wölfe geduldig harrend in der Nähe, während die größeren, die weißen oder grauen Wölfe in etwas ehrerbietigerer Entfernung lüstern herumschleichen und in hungriger Erwartung ihr Maul lecken. Der Jäger wirft häufig dem kleineren Thiere ein Stück Fleisch zu, das von diesem augenblicklich ergriffen und davon getragen wird. Aber ehe noch der Cayute seine Beute mehre Schritte weit fortgebracht hat, fällt der größere Wolf knurrend über ihn her, um sie ihm abzunehmen.

*) Siehe „Wildes Leben in Central-Amerika“ von George Byam. (Dresden R. Kunze.)

Der Cayute läßt das Fleisch fallen und kehrt hierauf nach seinem früheren Platze zurück, um seine Mildthäufigkeit so lange fortzuführen, als der Jäger ihm etwas zuwirft.

Wölfe sind in den Ebenen und dem Gebirge so gewöhnlich, daß es der Jäger nie der Mühe werth hält, an sie einen Schuß zu verschwenden, obgleich diese gefräßigen Thiere ihn unaufhörlich belästigen, in der Nacht bis an sein Lagerfeuer heranschleichen, seine Sättel und Satteldecken zernagen, die Hautseile, womit die Pferde und Maulthiere an ihre Pfähle befestigt sind, und nicht selten sogar die Beinschlingen verzehren, und häufig selbst die Thiere tödten oder gänzlich unbrauchbar machen.

Während der Nacht hält der Cayute in der Nähe des Lagers unermüdliche Wache und der Reisende fährt nicht selten erschrocken von seinem Lager auf, wenn plötzlich die klägliche schauerliche Stimme des Wölfses in sein Ohr dringt und das langgezogene Geheul von anderen aufgenommen wird, bis es in weiter Ferne erstirbt, wenn nicht noch ein einzelner Wolf im Vorüberlaufen den Ton beantwortet.

Unsere Reisegesellschaft überschritt den südlichen Arm ungefähr zehn Meilen von seiner Vereinigung mit dem Hauptstrom, nahm ihren Weg über die Prairie und erreichte nach einer Tagereise den nördlichen Arm des Flusses. An der Mündung eines mit Eschen bewaldeten Baches stießen die Jäger auf Indianerspuren und da sie sich jetzt in der Nähe der verrätherischen Sioux-Indianer befanden, so erforderte ihre Reise doppelte

Vorsicht und Frapp und Gonnewille, zwei erfahrene Gebirgsmänner, ritten jetzt immer eine Strecke voraus.

Die Jäger waren gegen Mittag nach dem linken Ufer des Fluharmes übergegangen, um an einem großen Creek zu lagern, wo einige frische Bibersspuren die Aufmerksamkeit einiger Trapper erregt hatte, und als eine genauere Untersuchung vermuten ließ, daß sich in geringer Entfernung zwei oder drei Baue dieses Thieres befinden müssten, so wurde beschlossen, hier einige Tage zu verweilen und Fallen zu stellen.

Gonnewille, der alte Luke und La Bonté waren an dem Flüßchen hinaufgegangen und suchten an den Ufern sorgfältig nach Fährten, als ersterer, der voranging, plötzlich stehen blieb und aufmerksam nach dem Flusse hinaufblickend, seine Hand erhob, um seinen Gefährten bemerklich zu machen, daß sie stehen bleiben sollten.

Luke und La Bonté blickten nach der Richtung, welcher der eifrigste veste Blick ihres Gefährten zugewendet war. Ersterer brummte mit unterdrücktem Tone den bedeutungsvollen Ausruf: „Wagh!“ — der andere sah nichts als eine Waldente, die, von ihrer flaumigen Nachkommenschaft begleitet, schnell auf dem Wasser herabgeschwommen kam.

Gonnewille sah sich um, deutete mit ausgestrecktem Arme zweimal stromaufwärts und flüsterte: „Le sauvages!“

„Ganz gewiß Indianer und noch dazu Sioux“, sprach Luke.

La Bonté blickte noch immer nach derselben Richtung, ohne mehr als die Ente mit ihren Jungen zu entdecken, die jetzt schnell herankam — und während

er hinschaute, erhob sich der Vogel plötzlich zum Fluge, schlug mit den Flügeln das Wasser, indem er eine kurze Strecke stromabwärts zurücklegte und ließ sich dann wieder nieder.

„Indianer?“ fragte La Bonté. „Wo sind sie?“ „Wo sie sind?“ entgegnete Luke, den Stein seiner Büchse schärfend und die Pfanne öffnend, um nach dem aufgeschütteten Pulver zu schauen. „Was brächte wohl eine Eute in solcher Eile den Fluß herab, wenn nicht Menschen hinter ihr wären und was gibt es hier für Menschen außer Indianern und noch dazu von der schlimmsten Art? Es wäre wohl besser, nach dem Lager zurückzukehren, denke ich, wenn uns daran gelegen ist, unsere Schädelhaut zu behalten.“

Dies war für sämtliche Jäger fürwahr „Spur“ genug, als sie davon benachrichtigt wurden. Sie trieben schnell ihre Thiere ein, pflöckten sie an und waren kaum hiermit fertig, als eine Bande von Indianern an den Ufern erschien und von dort nach der Höhe galoppirte, die in einer Entfernung von ungefähr sechs hundert Schritten das Lager überragte. Auf dieser in einer Anzahl von vierzig und darüber sich sammelnd, schwangen sie mit lautem herausfordernden Kriegsgeschrei ihre Speere und Büchsen. Die Trapper hatten mit ihrem Gepäck eine kleine Brustwehr in der Gestalt eines Halbkreises gebaut, dessen Sehne von den in einer Reihe neben einander stehenden, fest angepflockten und gefesselten Thieren gebildet wurde. Hinter dieser Verschanzung standen mit ihren Büchsen in der Hand schweigsam und entschlossen die Gebirgsleute. Die Indianer stiegen augenblicklich zu Füße von der Höhe

herab, indem sie ihre Thiere unter der Obhut einiger ihrer Begleiter zurückließen, und näherten sich, aus einander gehend, unter dem Schutze des Gebüsches, welches den Thalgrund bedeckte, bis auf ungefähr zweihundert Schritte den Weißen. Hierauf trat ein Häuptling unter den übrigen hervor und verlangte durch ein Zeichen eine Besprechung mit den Langmessern, die natürlicher Weise erst berathschlagten, ob es ratsam sei, diese zu gewähren. Sie waren im Zweifel, welchem Stämme diese Indianer angehörten, da einige Scharen der Sioux freundlich gesinnt, andere wieder bittere Feinde der Weißen sind.

Gonneville, welcher der Sioux-Sprache kundig war und dieses Volk genau kannte, versicherte, sie gehörten zu einem Stämme Namiens Yankataus, welcher als der feindlichste dieses verrätherischen Volkes bekannt war; ein anderer versicherte, sie wären Brulés, und der vorgetretene Häuptling sei der wohlbekannte Zah-schattunga oder Stierschwanz, ein sehr freundlich gesinnter Häuptling dieses Stammes. Die Mehrzahl vertraute jedoch der Aussage Gonnevilles und dieser erbot sich, dem Häuptling entgegen zu gehen und zu vernehmen, was er zu sagen habe. Bis auf sein Messer alle Waffen ablegend, ging er hinaus, um sich dem Wilde zu nähern, der, in die Falten seiner Decke gehüllt, ihn erwartete. Gonville erkannte an der eigenthümlichen Beschaffenheit der Mocassins und an den Farben, womit der Wilde sein Gesicht beschmiert hatte, augenblicklich einen Yankatau.

„Hewgh!“ riefen beide, als sie einander gegenüber standen und nach einem kurzen Schweigen begann der

Indianer zu fragen: „Warum die Langmesser sich hinter ihrem Gepäck verborgen hätten? Ob sie sich fürchteten oder ob sie zu Ehren ihrer Freunde einen Hundeschmaus veranstalten wollten? Die Weißen zögen durch sein Gebiet, verbrennten sein Holz, tränkten sein Wasser und tödtenen sein Wild, aber er wisse, daß sie jetzt gekommen wären, um für das von ihnen angerichtete Unheil Entschädigung zu bieten, und daß die Pferde und Maulthiere, die sie mitgebracht, zu einem Geschenk für ihre rothen Freunde bestimmt wären. Er sei Mah-to-ga-schane“, sagte er, „der tapfere Bär; seine Zunge sei kurz, aber lang sein Arm und er spreche lieber mit seinem Bogen und seiner Lanze, als mit der Waffe eines Weibes. Er hätte es gesagt, die Langmesser hätten Maulthiere und Pferde bei sich und das Weißgesicht möge zu seinen Leuten gehen und mit den Thieren zurückkehren oder er, der tapfere Bär, würde sonst kommen und sie holen, und seine jungen Tapferen würden wüthend werden und Blut in ihren Augen fühlen und dann könne er keine Macht mehr über sie üben und die Weißen würden untergehen müssen.“

Der Gebirgsjäger antwortete mit kurzen Worten. „Die Langmesser“, sagte er, „hätten die Pferde für sich selber mitgebracht; ihre Herzen wären großmuthig, aber nicht gegen die Yanka-taus und wenn sie Thiere überlassen müßten, so würden sie dieselben Männer, nicht Weiber überlassen. Sie wären keine „Wah-keitscha““*),

*). Die französischen Kanadier werden „Wah-keitscha“ — „schlechte Medizin“ genannt, denn die Indianer halten sie für hinterlistig und rachsüchtig, aber zugleich für minder mutig und verwegen als die amerikanischen Jäger.

sondern Langmesser und so kurz die Zungen der Yankataus auch sein möchten, die ihrigen wären noch kürzer und ihre Büchsen desto länger. Die Yankataus seien Hunde und Weiber und die Langmesser müßten sie anspeien."

Mit diesen Worten wendete der Trapper sich um und kehrte zu seinen Gefährten zurück, während der Indianer langsam zu seiner Schaar ging, die bei der Kunde von der verächtlichen Aufnahme ihrer Drohungen ihren Zorn durch lautes Geschrei zu erkennen gab und jeden Schuß, der sich ihr darbot, bemühtend, alsbald ein zerstreutes Feuer gegen das Lager der Weißen begann. Die letzteren sparten ihre Schüsse und behandelten die Kugeln, welche um das Lager pfiffen, mit ruhiger Gleichgültigkeit; als aber die Indianer, durch diese scheinbare Unthätigkeit ermutigt, weiter vor drangen und sich dem Bereichre der Kugeln aussetzten, trachten aus dem Lager der Angegriffenen ein halbes Dutzend Büchsen und zwei Indianer sanken todt zu Boden, während einige andere verwundet wurden, wohl aber hatten mehre von den Thieren durch die Kugeln und Pfeile der Feinde Wunden empfangen. Die Indianer blieben in zu weiter Entfernung, als daß die Schüsse aus ihren gebrechlichen Flinten einen Erfolg hätten haben können, und mußten ihre Gewehre zu bedeutend erheben, damit ihre Kugeln nur bis ins Lager reichten. Nachdem drei von ihrer Schaar getötet und mehre andere verwundet worden waren, begann ihr Feuer etwas nachzulassen und sie zogen sich offenbar in der Absicht, den Rückzug anzutreten, in größere Leben im fernen Westen.

Entfernung zurück. Auf ihrem Rückwege nach dem Hügelhorn schoßten sie in einer letzten Salve noch einmal ihre Gewehre ab, bestiegen hierauf ihre Pferde und galoppirten, ihre Verwundeten mit sich fortnehmend, eilist von dannen. Diese letzte Salve, obgleich nichts mehr als eine bloße Prahlerei, brachte trotzdem einem der weißen Jäger den Tod. Gonneville stand eben auf einem Pack, um zu einem letzten Schusse einen freieren Blick zu gewinnen, als eine der aufs Geradewohl abgefeuerten Kugeln in seine Brust drang. La Bonté fing ihn in seinen Armen auf, als er eben zusammen sinken wollte, legte den verwundeten Trapper sanft auf den Boden und öffnete den hockledernen Jagdrock, um die Wunde zu untersuchen. Ein einziger Blick überzeugte ihn, daß sie tödtlich war. Die Kugel war durch die Lungen gegangen und in einigen Augenblicken hob und färbte sich die Kehle des Verwundeten von dem aufsteigenden Blute. Aus der Wunde selber quollten nur einige purpurrothe Blutsstropfen — ein böses Zeichen — und die Augen des Gebirgsjägers erstarnten bereits unter der eisigen Berührung des Todes. Seine Hand umfaßte noch immer den Lauf der Büchse, die in dem Kampfe so gute Dienste geleistet hatte. Dann und wann versuchte er zu sprechen, aber von dem andringenden Blute erstickt, konnte er nur einige undeutliche Laute hervorbringen, welche die Ohren seiner über ihn gebeugten Gefährten erreichten.

„Aus — ge — löst — endlich!“ hörten sie ihn sprechen. Die Worte gurgelten in seiner mit Blut angefüllten Kehle, und noch einmal die Augen öffnend, um sie mit einem Scheideblicke zur strahlenden Sonne

zu erheben, wendete sich der Trapper auf die Seite und hauchte seinen letzten Seufzer aus.

Mit keinem anderen Werkzeuge als ihren Skalpirmessern versehen, gruben die Jäger an dem Ufer des Creek's ein Grab und während einige mit dieser Arbeit beschäftigt waren, suchten andere die Leichen der Indianer, die sie beim Angriffe erlegt hatten, und kehrten bald darauf mit drei rauhenden Schädelhäuten, den Siegeszeichen des Kampfes zurück. Man hüllte die Leiche des gefallenen Jägers in eine Büffelhaut, legte die Schädelhäute auf seine Brust,bettete ihn in die seichte Gruft und bedeckte ihn schnell mit Erde, ohne ein betendes Wort, ohne einen Seufzer des Kummers; denn was seine Gefährten auch fühlen mochten, ihrem Munde entchlüpfte kein Laut. Die zusammengebissene Lippe, die finstere Stirne verriethen mehr Zorn als Kummer — denn sie schworen in ihrem Innern blutige dauernde Rache, wodurch sie, wie sie glaubten, dem Geiste des Todten größere Gerechtigkeit widerfahren ließen als durch fruchtlose Bekümmerniß.

Das zugesetzte Grab wurde versteckt und mit einem Haufen schwerer Steine bedeckt; hierauf bepackten die Jäger ihre Maulthiere, warfen der einsamen Ruhestätte ihres Gefährten einen letzten Blick zu und verließen den Fluß, der seitdem immer den Namen „Gonneville's Creek“ geführt hat.

Wenn der Leser einen Blick auf eine der neueren Karten des westlichen Landes wirft, welche die Züge der Gegenden darstellen, die das Felsengebirge und die an ihrem Fuße liegenden Prairien umfassen, so wird

ihm nicht entgehen, daß viele Creeks oder kleinere Flüsse, welche sich in die größeren — den Missouri, Platte und Arkansa ergießen, nach bekannten englischen wie französischen Eigennamen benannt sind. Diese Bäche oder Flüßchen sind jederzeit nach unglücklichen Gebirgsjägern getauft worden, welche hier in dem Kampfe mit den Indianern ihren Tod fanden, oder beim Biberfange von lauernden Wilden verrätherisch ermordet wurden. Nur auf diese Weise wird das Andenken dieser mutigen Männer verewigt — wenigstens das Andenken derjenigen, über deren Schicksal man Gewißheit hat; denn viele kehren nie von ihren Jagdzügen zurück, sondern finden einen plötzlichen Tod durch die Hand der Indianer, oder erliegen einem langsameren Mißgeschick durch Unfälle oder Krankheit in irgend einer einsamen Gebirgsschlucht, wo außer ihrem eigenen kein Schritt oder nur der schwerfällige Tritt des graulichen Bären die tiefe Ruhe der schauerlichen Einsamkeit stört. Wenn dann Winter auf Winter vergeht, ohne daß dieses oder jenes von alten bekannten Gesichtern bei dem lustigen Rendezvous sich einstellt, so ruft ihre lange Abwesenheit wohl dann und wann die Frage hervor, was aus diesem oder jenem bekannten Gebirgsmanne geworden sein möge, worauf dann nur zu oft die zufällige Erwiderung: „Vielleicht untergegangen“ — eine kurze, aber bestimmte Antwort ist.

Unsere Jäger verließen die Stätte, wo der unbetrauerte Gefährte seinen Tod gefunden hatte, mit all der Philosophie verhärteter Herzen. La Bonté aber, dessen menschliches Gefühl durch das Gebirgsleben noch nicht ganz abgestumpft war, legte seine harte Hand über

seine Augen, als aus seinem rauhen aber gutmüthigen Herzen eine freiwillige Thräne emporstieg. Er konnte den Gefährten, den er verloren hatte, nicht so schnell vergessen — den Genossen auf der Jagd oder am fröhlichen Lagerfeuer, den Erzähler so mancher Geschichte von erlebten Gefahren, von den Qualen des Hungers, der Kälte, des Durstes und ungepflegter Wunden — von Indianer-Nöthen und anderen Drangsalen. Aus dem Auge des jungen Jägers tropste eine Thräne und perlte über seine Wange — die letzte für viele lange Jahre.

In den Gabeln des nördlichen Platte-Armes, welche durch den Zufluß des Laramie gebildet werden, fanden die Jäger in der Nähe der Station einer Pelz-Compagnie ein großes Dorf der Sioux-Indianer. Hier trennten sie sich; mehre, die sich durch den Alkohol der Händler fesseln ließen, blieben einige Zeit an diesem Orte, während La Bonte, Luke und ein Trapper Namens Marcelline nach wenigen Tagen ihren Weg nach dem Gebirge nahmen, um am Süßwasser- und Medizin-Bogen-Creek ihre Falle aufzustellen. Sie hatten jedoch Zeit, all die Niederträchtigkeiten zu beobachten, womit der indianische Handel betrieben wird, obgleich er zu dieser Jahreszeit (im August) noch kaum begonnen hatte. Es war jedoch jetzt schon eine Schaar Indianer mit mehren Ballen Häuten vom vorigen Jahre angelangt, und da sie so schnell als möglich wieder umzukehren wünschten, so hatte ein Händler aus einem der Forts in dem Dorfe seine Hütte aufgeschlagen. Er ging sogleich ans Werk, die Indianer zum Handel zu veranlassen. Zunächst erwählt bei solchen Gelegenheiten

ein Häuptling drei sogenannte Soldaten, welche die Pflicht haben, des Händlers Hütte gegen Zudringlichkeit zu schützen, und diesen Wächtern ist innerhalb der diebischen Brüderschaft immer zu trauen. Dann werden die Indianer zu einem Trunke eingeladen und es wird allen von dem Geuerwasser zu kosten gegeben, um sie zum Handel zu veranlassen. Sobald die um den Eingang der Hütte sich drängende Menge zunimmt und die hinteren ungeduldig werden, drängt sich ein großmäuliger Wilder, der einen tüchtigen Schluck von dem Geistwasser erhalten hat, mit reichlich gefülltem Munde und aufgeschwellten Backen durch die Umstehenden und wird augenblicklich von seinen näheren Freunden in Anspruch genommen. Das Gesicht jedes einzelnen der Reihe nach dicht an das seinige haltend, spritzt er in den geöffneten Mund eines jeden seiner Freunde einen kleinen Theil von der in seinen Backenhöhlen befindlichen Flüssigkeit, bis der Vorrath erschöpft ist, worauf er zurückkehrt, um mehr zu holen und dann seine großmuthige Vertheilung fortfestzt.

Wenn die Händler für die Felle bezahlen, messen sie den Branntwein in einem zinnernen Halbnößel zu und halten dabei den Daumen oder ihre vier Finger in das Maß, damit es an Gehalt verliere, oder füllen wohl auch in derselben Absicht den Boden nicht selten mit geschmolzenem Büffelfett. Die Indianer sind so begierig, daß sie den Betrug nie bemerken und hat erst der Branntwein seine Wirkung bei ihnen hervorgebracht, dann sind sie nicht mehr im Stande, zwischen dem ersten Becher mit verhältnismäßig starkem Geistwasser und den folgenden, deren Inhalt um fünfhun-

dert Procent verdünnt und noch dazu verfälscht ist, einen Unterschied zu erkennen.

Es folgen Trunkenheit, Schwelgereien und blutige Händel bis die Handelsgeschäfte beendigt sind. Im Winter nehmen diese Geschäfte mehre Wochen in Anspruch und während dieser Zeit gleichen die Indianer unter dem entsittlichenden Einflusse des Branntweins mehr dämonischen als menschlichen Wesen.

IV.

La Bonté und seine Gefährten verfolgten ihren Weg stromaufwärts, indem sie die Schwarzen Berge, in welchen mehre in den nördlichen Arm sich ergießende Greeks oder Zuflüsse entspringen, zur Linken liegen ließen. Längs der Ufer dieser Flüßchen suchten sie vergebens nach Bibersspuren und es war offenbar, daß die Frühlingsjagd die Thiere in dieser Gegend fast vertilgt hatte. Das Hirsch-Greek bis zum Rücken der Schwarzen Berge verfolgend, gingen sie über das Gebirge nach dem Wasser des Medizin-Bogens; hier entdeckten sie die ersten Bäue und La Bonté stellte seine erste Falle auf. Sie fanden in der Nähe ihres Lagers „Untergrabungen“ und verfolgten die Spur längs des Ufers bis Luke's geübtes Auge eine „Bahn“ entdeckte, auf welcher der Biber das Ufer erstiegen hatte, um den Stamm eines Baumwollenbaumes zu zernagen und die Rinde in seinen Bau zu bringen. Eine Falle aus seinem Sacke nehmend, legte sie der alte Jäger, nachdem er den Bügel gespannt hatte, sorgfältig an der Stelle unter das Wasser, wo die „Bahn“ in den Fluß lief, und befestigte sie mit einer Kette an ein junges Bäumchen, während sein mit einer Schnur an die Falle gebundener Stock auf dem Wasser schwamm, um die Stelle zu bezeich-

nen, wo die Falle zu suchen sei, wenn sie ein Biber entführen sollte. Nicht weit davon und in der Nähe eines anderen Ganges wurden drei Fallen aufgestellt und über diese legte Luke einen kleinen Stab, welchen er zuvor in ein geheimnißvolles Fläschchen getaucht hatte, worin sich seine „Medizin“ *) befand.

Als die Jäger am nächsten Morgen ihre Fallen besuchten, hatten sie die Genugthuung, in den ersten drei derselben drei schöne Biber zu finden und die vierte, die entführt worden war, fanden sie mit Hilfe des Stockes eine kleine Strecke stromabwärts, wo sie mit einem großen ertrunkenen Biber zwischen ihren Zähnen aus dem Wasser gezogen wurde.

Den erbunteten Thieren wurde sorgfältig das Fell abgezogen und die Jäger lehrten mit den besten Theilen des Fleisches und den Schwänzen in das Lager zurück, um aus diesen Leckerbissen ein üppiges Abendessen zu bereiten. La Bonté mußte bekennen, daß seine Meinung von der Vortrefflichkeit des Büffelfleisches sehr wankend wurde, indem er von dem köstlichen Biberchwanz genoß, dessen vortreffliches Fleisch er für ein „Hauptessen“ erklären mußte, das weder durch die zarten Lendenstücke des Büffels, noch durch Boudins, noch durch irgend ein anderes Fleisch, welches er bis jetzt gekostet, übertroffen wurde.

Die Gegend, wo La Bonté und seine Gefährten jetzt ihre Fallen stellten, liegt innerhalb der weiten Biegung des Platte, welche im Norden die Schwarzen

*) Eine Substanz, die aus einer Drüse in dem Scrotum des Bibers gewonnen und dazu benutzt wird, das Thier zur Falle zu locken.

Berge umschließt und den großen ausgedehnten und unebenen Landstrich begränzt, welcher unter dem Namen der Paramie-Ebene bekannt und im Süden durch den Fuß des Medizinbogen-Gebirges begränzt ist. Von dem nordwestlichen Ende der Biegung erstreckt sich eine unbedeutende Bergkette westwärts, die allmälig höher emporsteigt, bis sie zu einer Hochebene gelangt, welche einen Absatz in der mächtigen Kette des Felsengebirges bildet und den leichten Uebergang gewährt, der jetzt unter dem Namen des großen oder südlichen Passes bekannt ist. Es erhebt sich dieser Gebirgsthell so stufenartig und allmälig, daß der Reisende kaum glauben kann, daß er die Gebirgs scheide jener Gewässer überschreitet, welche sich in den atlantischen Ocean und das stille Meer ergießen, und daß er innerhalb weniger Minuten in zwei benachbarte Bäche zwei Stöcke werfen kann, von welchen der eine von den östlichen nach dem Meerbusen von Mexiko fließenden Gewässern viele tausend Meilen hinweggeführt werden kann, während der andere in geringerer Entfernung vielleicht den californischen Meerbusen erreicht.

Es hausen in dieser Gegend vorzugsweise die Krähen- und Schlangen-Indianer, welche mit den Shians und Sioux beständig Krieg führen und sie häufig weit am Platte hinab verfolgen, wo es schon viele blutige Schlachten gegeben hat. Die Krähen gelten für Freunde der Weißen, aber wenn sie auf Krieg und „Haare“ ausgehen, ist es jederzeit und besonders in den entlegeneren Gebirgsgegenden, wo sie keine Wiedervergeltung vermuthen, überaus gefährlich, auf Indianerschaaren zu stoßen.

Als die warnenden Stürme des heranrückenden Winters die Jäger ermahnten, das Gebirge zu verlassen, wendeten sie sich, nachdem sie in dieser Gegend nicht ohne Erfolg ihre Falle aufgestellt hatten, nach dem Green-River, einem der Zuflüsse des Colorado, um sich einem Winter-Rendezvous in einem eingeschlossenen Thale, der sogenannten „Brown's-Höhle“, anzuschließen, die reich an Wild und auf allen Seiten von hohen Gebirgen geschützt, ein beliebter Winteraufenthalt der Gebirgsjäger ist. Es waren hier bereits mehre Trappergesellschaften angelangt und ein Händler aus dem Uintah-Lande mit Vorräthen von Pulver, Blei und Tabak war bereit, ihnen ihre mühsam erworbenen Pelze abzunehmen.

Die Gebirgsjäger kamen einzeln und in Schaaren von zwei bis zu zehn Mann zu dem Rendezvous — einige mit vielen Ballen von Biberfellen, andere mit größeren oder geringeren Vorräthen — und manche, die ihre Thiere und ihr Pelzwerk durch diebische Indianer verloren hatten, erschienen zu Fuß. Es waren hier bald viele Gebirgmänner versammelt, deren Namen in der Geschichte des „fernen Westens“ berühmt sind. Fitzpatrick und Hatcher und der alte Bill Williams, wohlbekannte Anführer von Trappergesellschaften. Sublette kam mit seinen Leuten vom Yellow-Stone herein und auch von Wyeths Neu-Engländern waren viele anwesend. Chabonard brachte mit seinen halbbürtigen Leuten, nur aus Wah-keitschas bestehend, seine Pelze aus dem Niederlande. Ferner erschien ein halbes Dutzend Shawnee- und Delaware-Indianer und ein Mexikaner aus Taos, ein gewisser Marcelline, ein

schöner stattlicher Mann, der bestzte Trapper und Jäger im ganzen Gebirge und immer der erste im Kampfe. Ferner erschienen auch die stattlicher ausgerüsteten „Bourgeois-Händler“ der sogenannten Nordwest-Compagnie, um den Trappern für entsprechende Preise die erbeuteten Biberfelle abzuhandeln. Der Handel nahm bald seinen Anfang und das Lager gewann ein geschäftiges Ansehen.

Es war hier eine wunderliche Gesellschaft aus den verschiedensten Ländern zusammen gewürfelt. Ein Sohn des schönen Frankreichs zündete seine Pfeife mit dem Feuer an, das ihm ein Eingeborener Neu-Mexikos reichte. Ein Engländer und ein Sandwich-Insulaner schnitten sich von derselben Rolle einen Mundvoll Tabak ab. Ein Schwede und ein Alt-Virginier passten mit einander. Ein Shawnee ließ mit einem Sprößlinge der „Sechs Nationen“ eine friedliche Wolke aufsteigen. Einer aus dem Lande der Kuchen, ein pfiffiger Bursche, suchte im Handel einen gewandten Yankee zu übertölpeln, konnte aber nicht „scheinen“.

Die Biberfelle wurden schnell abgesetzt und man zahlte für das Pfund sechs Dollars in Waaren — denn auf dem Gebirgsmarke, wo Biberpelze die Münze sind, für welche die von den Händlern dargebotenen Gegenstände eingetauscht werden, wird nur selten mit Geld bezahlt. In sehr kurzer Zeit war sämmtliches Pelzwerk entweder durch Eintausch, durch Kartenspiel oder Wetten aus einer Hand in die andere gegangen; denn unter den Gebirgsleuten werden alle Fragen, selbst die unbedeutendsten, durch Wetten entschieden.

Ehe noch der Winter vergangen war, hatte La Bonté jede Spur von feinerer Gesittung abgelegt und sich gerechte Ansprüche erworben, für einen eben so tüchtigen Kerl zu gelten, wie irgend einer von den damals anwesenden Gebirgsmännern. Lange vor Anfang des Frühlings hatte er sämmtlichen Ertrag seiner Jagd und seine beiden Thiere verloren, die er jedoch durch einen glücklichen Zufall wieder gewann und weislich für die Zukunft zu bewahren suchte. Den endlich beginnenden Frühling freudig begrüßend, verließ er mit vier Gefährten die sogenannte „Brown's-Höhle“, um in dem Lande der Uintah- und Schlangen-Indianer und an den Zuflüssen der größeren Flüsse zu jagen, welche in jenen Gegenden ihre Quellen haben und sich in den kalifornischen Meerbusen ergießen.

In dem Thale des Bärenflusses stießen sie auf zahlreiche Biberspuren und zogen sich, ihre Fallen stellend, westlich, bis sie in jene berühmte Gegend der Bier- und Sodaquellen gelangten, deren natürliche Mineralwässer bei den Trappern als „Medizin“ der vorzüglichsten Art gelten.

Als sie eines Abends bei Sonnenuntergang die Bärenquelle erreichten, fanden sie einen einsamen Gebirgsjäger, der an dem felsigen Becken saß und mit großer Aufmerksamkeit und Erfurcht die eigenthümliche Erscheinung des sprudelnden Gases beobachtete. Hinter ihm lagen seine Sättel und ein Ballen von Fellen und in geringer Entfernung weidete unter den Cedern, welche die Quelle umgaben, ein mit Beinfesseln versehenes indianisches Pferdchen. Der einsame Trapper schien die drei Jäger, als sie von ihren Thieren stiegen,

kaum zu bemerken, denn sein Blick blieb aufmerksam auf das Wasser gerichtet. Als er sich endlich umsah, wurde er von einem der Gefährten La Bonté's augenblicklich erkannt und als „alter Rube“ begrüßt. Er war vom Kopfe bis zu den Füßen in Bockleder gekleidet und sein Gesicht, sein Hals und seine Hände schienen von demselben ledernen Stoffe zu sein, so ähnlich waren sie der Farbe seiner Kleidung. Sein Körpermaß betrug in seinen Mocassins mindestens sechs Fuß und zwei bis drei Zoll; er war gerade und straff gewachsen, hatte lange Arme mit ungeheuer derben Händen und eine reiche Fülle von schwarzem Haar, das straff und ungelockt über seine Schultern hing. Seine Züge, die unbestreitbar recht hübsch waren, hatten einen komisch ernsten Ausdruck und verzogen sich nie zu einem Lächeln, in welchem sich ein breiter gutmütiger Mund grinsend von einem Ohr zum anderen erstreckt haben würde.

„Wie, Jungen?“ rief er — „Wollt Ihr so einfältig sein, hier an diesen Quellen Guern Lagerplatz zu wählen? Es ist nie gut abgelaufen, wenn man hier geschlafen hat, sage ich Euch, und es hausen in diesem sprudelnden Wasser Teufel von der schlimmsten Art.“

„Gi nun, alter Kerl,“ rief La Bonté, „was führt dann Euch hierher und noch dazu zum Lagern?“

„Dieses Menschenkind,“ antwortete Rube mit feierlichem Tone, „hat zu viel gesehen und erfahren, als daß es durch das, was aus diesem Wasser kommen kann, erschreckt werden dürfte; und es zischt kein Teufel darin, der mir „scheinen“ könnte, sage ich Euch.“

Ich habe mich einst draußen am Gustis *) mit ihm gemessen und ihn bekämpft und wenn ich gegen solches Gesindel wieder mein Messer ziehe, dann nehme ich sein Haar, das ist so sicher wie mein Schuh."

Die Jäger schlügen an diesem Orte trotz der ihm zugeschriebenen Gefahren ihr Lager auf und tranken manchen Schluck des kostlichen, perlenden Wassers zu Ehren der „Medizin“ dieser Quelle. Rube blieb jedoch, seine riesenhafte Gestalt über die nach Indianer-Art verschrankten Beine beugend und seine langen knöchernen Finger über ein nahe an der Quelle angezündetes Feuer haltend, mürrisch und schweigsam auf seinem Platze sitzen. Endlich erfuhr man von ihm, daß er diesen Ort aufgesucht hatte, um „Medizin zu machen“, da er selbst schon zu Anfang seiner Jagdzeit von ungewöhnlichem Mißgeschick heimgesucht worden war; denn die Indianer hatten ihm zwei von seinen drei Thieren und drei von seinen sechs Fällen gestohlen. Er hatte daher diese Quellen aufgesucht, um die Quellengeister zu beschwören, welche nach seiner besten Ueberzeugung, denn er war in seinem schlichten Herzen ein vollkommener Indianer, dieses geheimnißvolle Wasser bewohnten. Nachdem die anderen, wie er glaubte, eingeschlafen waren, sah La Bonté, daß der unglückliche Jäger eine eigenthümlich geschnitzte rothe steinerne Pfeife aus seiner Tasche zog und sie sorgfältig mit Tabak und Kinnikinnik stopfte. Hierauf der Quelle sich nähernd, ging er dreimal um sie herum und setzte sich dann

*) Ein kleiner See an den Quellen des Yellow-Stone, in dessen Nähe sich merkwürdige warme Quellen von tintenschwarzem Wasser befinden.

ernsthaf*t* nieder, zog Stahl und Feuerstein hervor, um Feuer zu machen, zündete seine Pfeife an, neigte das Rohr dreimal nach dem Wasser, füllte seine Backen mit Rauch und stieß ihn, sich zurückbeugend und emporblickend, in die Luft. Hierauf blies er eine zweite Wolke nach den vier Punkten des Compasses, schüttete den Inhalt seiner Pfeife in die Hand und warf die geweihte Asche, einige indianische kabbalistische Medizin-Worte sprechend, in die Quelle. Nachdem er die Ceremonie zu seiner Zufriedenheit vollbracht hatte, kehrte er zu dem Feuer zurück, rauchte eine Pfeife auf eigene Rechnung und hüllte sich, in der Überzeugung, eine höchst wichtige Obliegenheit erfüllt zu haben, in seine Büffelhaut.

Die Jäger kamen auf ihrem Zuge, von dem mit der Gegend genau bekannten Rube begleitet, an den großen Salzsee, einen Binnensee, dessen salziges Wasser eine Fläche von hundert und vierzig Meilen Länge und achtzig Meilen Breite bedeckt. Von mehreren Zuflüssen gespeist, unter welchen der große Bärenfluss der bedeutendste ist, bietet dieser See die wunderbare Erscheinung einer großen Wassermasse ohne irgend einen bekannten Abfluß. Nach der Angabe der Trapper scheidet eine Insel, von welcher sich eine hohe Gebirgskette erhebt, fast den ganzen nordwestlichen Theil des Sees, während eine kleinere, ungefähr zwölf Meilen vom nördlichen Ufer entfernt, sechs hundert Fuß über die Wasserfläche emporsteigt. Rube erzählte seinen Gefährten, daß die größere Insel nach der Behauptung der Indianer von einem Riesengeschlechte bewohnt sei, mit welchem noch kein Sterblicher verkehrt habe,

und von dessen Dasein die Welt jedenfalls nie etwas erfahren haben würde, wenn nicht dann und wann die Stämme riesenhafter von ungeheuer großen Alexten gefällter Bäume an die Ufer des Sees getrieben worden wären. Diese Riesen sollten überdies von weißer Farbe sein wie sie selber, von Korn und Früchten leben, auf Elefanten reiten u. s. w.

Einen kleinen Bach am südwestlichen Ende des Sees verfolgend, stießen die Jäger auf eine Schaar jener elenden Indianer, die unter dem Namen der „Gräber“ (Diggers) bekannt sind, weil sie vorzugsweise von Wurzeln leben. Sie entflohen beim Anblick der Weißen augenblicklich aus ihren elenden Hütten nach dem Gebirge, aber einer von den Jägern, der ihnen auf seinem Pferde nachsprengte, versperrte ihnen den Weg und trieb sie wie Schafe in das Dorf zurück. Es kamen einige dieser elenden Geschöpfe bei Sonnenuntergang in das Lager und man bewirthete sie mit den Fleischspeisen, welche der Vorrath darbot. Sie schienen keine anderen Lebensmittel in ihrem Dorfe zu haben als Säcke mit getrockneten Ameisen und deren Larven, sowie einige Yampah-Wurzeln. Ihre Hütten bestanden aus Strauchwerk, das sie als eine Art Windschutz aufgehäuft hatten und unter welchem sie in ihren schmutzigen Decken zusammenkrochen. Während der Nacht schlichen sie ins Lager, stahlen zwei Pferde und am anderen Morgen war keine Spur mehr von ihnen zu sehen. Jetzt wurde La Bonté Zeuge eines Rechtsverfahrens im Gebirge und der praktischen Wirkungen des Vergeltungsrechtes im fernen Westen.

Die Spur der entflohenen „Gräber“ führte nach Leben im fernen Westen.

Nordwesten oder längs des Saumes einer unfruchtbaren wasserlosen Wüste, die sich von den südlichen Ufern des Salzsees weit hinaus bis zu den Gränzen von Ober-Kalifornien erstreckt. La Bonté und drei andere beschlossen die Diebe zu verfolgen, ihre Thiere wieder einzufangen und an einem Flüschen, das von ihrem gegenwärtigen Lagerplatze ungefähr zwei Tagereisen entfernt war, mit ihren anderen zwei Gefährten — Luke und Rube — sich wieder zu vereinigen. Bei Sonnenaufgang aufbrechend, verfolgten sie mit schnellemritte den ganzen Tag lang die Indianerspur, welche unmittelbar nach Nordwesten durch eine elende Sandgegend ohne Wild und Wasser führte. Nach der Spur zu urtheilen mußten ihnen die Indianer noch immer mehre Stunden voraus sein, als sich die Jäger durch die Ermattung ihrer Pferde, welche der Mangel an Gras und Wasser erschöpft hatte, genöthigt sahen, an einem kleinen Wasserbette zu lagern, wo sie glücklicher Weise eine mit etwas Wasser angefüllte Höhlung fanden, in deren Nähe eine breite, scheinbar stark benutzte Indianerspur bemerkbar war. Lange vor Tagesanbruch sahen sie wieder auf ihren Thieren und nachdem sie einige Meilen zurückgelegt hatten, erblickten sie in geringer Entfernung mehre Feuer. Sie machten Halt, während einer von den Jägern zu Fuße als Späher vorausging. Er kam bald mit der Nachricht zurück, daß sich die verfolgte Indianerschaar einem aus dreißig bis vierzig Hütten bestehenden Dorfe beigesellt hätte.

Die Gurte lockerer schnallend, ließen sie ihre erschöpften Thiere auf die magere Weide gehen, die sich hier darbot, während sie selber an einer Pfeife Tabak

sich erquickten, denn sie hatten nicht die geringsten Lebensmittel bei sich und die Gegend war ohne Wild. Als im Osten sich das erste Licht des Tages zeigte, bestiegen sie, nachdem sie zuvor ihre Büchsen untersucht hatten, aufs neue ihre Pferde und näherten sich vorsichtig dem indianischen Dorfe. Da es zu ihrer Unternehmung kaum hell genug war, so warteten sie hinter einem nahen Sandhügel, bis sich die Gegenstände deutlicher unterscheiden ließen und sprengten dann, mit lautem Geschrei aus ihrem Versteck hervorbrechend, neben einander mitten in das Dorf.

Die erschrockenen Indianer hatten kaum ihre Lager verlassen und leisteten daher den verwegenen Gebirgsmännern nicht den geringsten Widerstand, während diese auf den fliehenden Haufen eindringend, in geringer Entfernung ihre Büchsen abfeuerten, dann von ihren Pferden sprangen, die Indianer mit dem Messer angriffen und das Werk der Schlächterei nicht eher aufgaben, als bis neun von ihren Feinden todt auf dem Boden lagen. Die Frauen hatten halbtodt vor Angst mittlerweile mit kläglichem Geschrei auf dem Boden gekauert; jetzt näherten sich die Gebirgsjäger auch ihnen, schwangen ihre Lassos über ihren Köpfen, warfen die offenen Schlingen mitten in den Haufen, zogen drei von den Weibern heraus und banden sie, nachdem sie ihnen mit dem Stricke die Arme gefesselt hatten, an einen Baum. Hierauf schickten sie sich an, die getöteten Indianer zu skalpiren, und während sie hiermit beschäftigt waren, trat hinter einer Klippe plötzlich ein alter Indianer von welkem und scheußlichen Aussehen, kaum größer als ein Affe, hervor, der in seiner linken Hand einen Bogen und

ein Bündel Pfeile hielt, von welchen er einen bereits auf die gespannte Sehne gelegt hatte. Auf die Jäger zulaufend, schoß er, fast ehe sie ihn bemerkten, in geringer Entfernung seinen Pfeil ab, der kaum einen Fuß breit von La Bonté's Kopfe, als sich dieser eben über einen Indianer beugte, um ihn zu skalpiren, in den Boden fuhr. Kaum war das Zischen dieses Pfeiles verstummt, als ein zweiter durch die Luft schwirzte und in La Bonté's rechte Schulter drang. Aber ehe der Indianer einen dritten Pfeil auf den Bogen legen konnte, sprang La Bonté auf ihn zu, fasste ihn in der Mitte seines Leibes, schwang die Pigmäen-Gestalt leicht wie ein Tomahawk um seinen Kopf und schleuderte ihn mit furchtbarer Gewalt zu Boden, so daß er unmittelbar vor die Füße eines der Jäger fiel, der, sich niederbeugend, dem Indianer kaltblütig sein Messer in die Brust stieß und ihm schnell die Schädelhaut nahm.

Als die Mehelei zu Ende war, wendeten sich die Jäger, ohne den gefangenen Weibern einen Blick zu schenken, nach dem Dorfe, um sich nach Lebensmitteln umzusehen, die sie sehr nothwendig brauchten. Sie fanden jedoch nichts als einige Säcke mit getrockneten Ameisen, die sie, nachdem sie begierig aber mit schiefem Munde daran gekostet hatten, wieder bei Seite warfen, weil es nach ihrer Behauptung noch schlechteres Futter war als mageres Ochsenfleisch. Sie fanden jedoch die Thiere, welche man ihnen geraubt hatte, und außerdem noch zwei andere, die allerdings sehr elend und halb verhungert waren. Auf die letzteren setzten sie ihre Gefangenen und traten nun eiligst den Rückweg zu ihren Gefährten an, von welchen sie jetzt ungefähr drei Tage-

reisen entfernt zu sein glaubten. Aber sie wollten eine gerade Richtung einschlagen und hofften auf diesem Wege bessere Weide für ihre Thiere, sowie Wasser zu finden und gleichzeitig wenigstens eine halbe Tagereise zu ersparen. Leider bewährte dieser Versuch auf ihre Kosten das alte Sprüchwort: „Ein kurzer Durchschnitt ist immer ein langer Weg“ — wie wir sogleich erfahren werden.

Es ist erwähnt worden, daß von dem südwestlichen Ende des großen Salzsees eine ungeheuere Wüste sich ausdehnt, die viele hundert Meilen weit nicht die geringste Vegetation zeigt, kein Wild und kein Wasser darbietet und aus einer weiten, nur von rauhen Felsen unterbrochenen Sandfläche besteht, wo nur hier und da einige dünn stehende Zwergfichten oder Cedern die einzigen Spuren eines Pflanzenlebens sind. In diese Wüste nahmen die der Gegend unkundigen Jäger ihren Weg, um ihrer geraden Richtung zu folgen. Sie reisten den ganzen Tag und als es Abend wurde, mußten sie lagern, ohne Weide und Wasser für ihre erschöpften Thiere gefunden zu haben, ohne ihren eigenen Hunger und Durst stillen zu können. Am anderen Tage sanken drei ihrer Thiere zusammen und sie mußten sie gern oder ungern zurücklassen; da sie aber glaubten, daß sie bald auf einen Bach stoßen müßten, so zogen sie bis gegen Mittag weiter, aber noch immer war kein Wasser und keine Spur von irgend einem Wilde zu sehen. Die Thiere waren völlig erschöpft und ein Pferd, das den langsamem Schritten der anderen kaum noch folgen konnte, wurde getötet. Die Jäger tranken gierig sein Blut, verzehrten einen Theil seines Fleisches roh und nahmen das übrige für künftige Nothfälle mit.

Am anderen Morgen lagen zwei von den Pferden todt bei ihren Pflocken; es war daher den Jägern jetzt nur noch eines von ihren Thieren geblieben und dieses befand sich in so kläglichem Zustande, daß es kaum noch sechs Meilen hätte zurücklegen können. Man tödete es daher und trank sein Blut, das jedoch von den gefangenen Weibern verschmäht wurde. Die Jäger fingen an, die Wirkungen ihres verzehrenden Durstes zu empfinden, welchen das heiße Pferdeblut nur noch vermehrte; ihre Lippen verdornten und schwollen an, ihre Augen waren mit Blut unterlaufen und von Zeit zu Zeit traten Schwindel und Nebelbefinden ein. Gegen Mittag bemerkten sie zur Rechten eine Höhe, die etwas dichter bewachsen zu sein schien. Sie schlossen hieraus, daß dort Wasser zu finden sein müßte und nahmen, ihre Richtung verlassend, ihren Weg dorthin, obgleich die Entfernung ziemlich zwei Stunden betrug. Am Fuße der Höhe angelangt, konnten sie jedoch trotz der sorgfältigsten Nachforschung keine Spur von Wasser entdecken und der Pflanzenwuchs bestand einzig und allein aus Zwergfichten und Cedern. Durch die Anstrengung, welche sie aufgewendet hatten, um die Höhe zu erreichen, nur noch mehr erschöpft, traten sie den Rückweg nach ihrer seitherigen Richtung an, aber jeder Schritt gab Zeugniß von ihrer Hinfälligkeit. Die Sonne war sehr mächtig, der Sand, über welchen sie dahinwankten, war tief und beschwerlich und um ihre Leiden noch empfindlicher zu machen, wurde er ihnen von einem Winde auch noch ins Gesicht getrieben, so daß der Staub ihnen Mund und Nase füllte.

Dennoch verfolgten sie mit männlicher Beharrlich-

keit ihren Weg und kein Murren ließ sich vernehmen, bis endlich ihr Hunger die „zweite Station“ auf dem Wege zum Hungertode erreicht hatte. Sie hatten jetzt drei Tage ohne Lebensmittel oder Wasser hingekommen und Entbehrungen dieser Art kann die Natur kaum länger ertragen. Am vierten Morgen sahen die Jäger im höchsten Grade verhungert aus; ihre Gefangenen folgten ihnen mit mürrischer Gleichgültigkeit, und bückten sich dann und wann, um einen Käfer zu fangen, den sie begierig verzehrten. Einer von den Jägern, Namens Forey, ein halbbürtiger Canadier, war der erste, welcher zu klagen begann. „Wenn das noch bis zu einem anderen Sonnenuntergange fortdauere,“ sagte er, „so müßte irgend eines von ihnen ausgelöscht werden. Man müßte irgendwo Fleisch zu gewinnen suchen und er für seinen Theil wisse, wo er Nahrung zu suchen habe, wenn sich bis zum Aufbruche am nächsten Morgen kein Wild gezeigt hätte — und Fleisch sei Fleisch, gleichviel wie es gewonnen werde.“

Er erhielt keine Antwort, obgleich seine Gefährten ihn recht gut verstanden; ihr Gefühl sträubte sich noch gegen das letzte Hilfsmittel. Die drei Squaws, sämtlich junge Mädchen, folgten ihren Erbeutern ohne ein klagendes Wort und mit jener stoischen Gleichgültigkeit gegen Schmerz und Leiden, welche dem stolzen Delaware des Nordens, wie dem elenden verbutteten Gräber der Wüsten des fernen Westens eigen ist. Am Morgen des fünften Tages saßen die Jäger an einem kleinen Feuer von Fichtenholz — kaum im Stande, sich zu erheben, und aufs neue ihre Wanderung anzutreten, während die gefangenen Weiber in einiger

Entfernung zusammen hockten — als Forry abermals darauf hindeutete, daß ihnen, wenn sich nichts darböte, nur die Wahl bliebe, entweder zu verhungern — denn sie könnten nicht hoffen, noch einen neuen Tag auf diese Weise hinzubringen — oder zum letzten empörenden Mittel zu greifen und einen von der Gesellschaft zu opfern, um das Leben der übrigen zu retten. Aber dieser Vorschlag erweckte ein Gemurmel der Mißbilligung und man kam am Ende zu dem Entschluß, daß alle sich aufmachen und auf die Jagd gehen sollten, denn man hatte in der Nähe des Lagers eine Rothwildspur entdeckt, die zwar nicht frisch war, aber doch wenigstens bewies, daß sich Wild in der Nähe befand. So schwach und erschöpft sie auch waren, griffen sie dennoch nach ihren Büchsen, um in verschiedenen Richtungen ihren Weg nach den benachbarten Höhen zu nehmen.

Die Sonne war fast ihrem Untergange nahe, als La Bonté zu dem Lager zurückkehrte, wo er bereits einen seiner Gefährten an dem Feuer mit Kochen beschäftigt sah. In der freudigen Aussicht auf einen Schmaus seine Schritte beschleunigend, bemerkte er, daß die Weiber verschwunden waren, aber es fiel ihm zugleich auch ein, daß sie wahrscheinlicher Weise während der Abwesenheit ihrer Erbunter entflohen sein könnten. Er näherte sich dem Feuer und sah, daß Fory etwas Fleisch auf der glühender Asche briet, während nicht weit davon eine Fleischmasse lag, die La Bonté für den Körper eines Hirsches hielt.

„Hurrah, Junge!“ rief er, an das Feuer tretend — „Du hast etwas aufgetrieben, wie ich sehe.“

„Gi wohl,“ erwiderte der andere, indem er mit der Spitze seines Messers das Fleisch umwendete. „Dort liegt das Fleisch — helft Euch selbst, alter Junge.“

La Bonte zog sein Messer aus der Scheide und trat zu der Stelle, auf welche sein Gefährte gedenkt hatte, aber wie groß war sein Entsezen, als er den noch zuckenden Körper eines der indianischen Weiber erblickte, der bereits eines großen Theiles seines Fleisches beraubt war, welches Foren eben jetzt gierig verzehrte. Seiner Hand entfiel das Messer und es war ihm als wollte sein Herz sich aus seiner Brust heben.

Am nächsten Tage erreichte er mit seinem Gefährten das Flüßchen, wo Rube und der andere Jäger sie zu erwarten versprochen hatten. Sie fanden ihre Freunde im Lager, wo diese reichlich mit Fleisch versorgt und eben im Begriff waren, wieder aufzubrechen, da sie die anderen Gefährten bereits als verloren aufgegeben hatten. Die zwei anderen Gefährten La Bonte's waren vom Tage der Trennung an verschollen; wahrscheinlich waren sie der völligen Erschöpfung erlegen und nicht im Stande gewesen, in das Lager zurückzukehren. So endigte der Kriegszug gegen die „Gräber.“

Man mag es wohl fast für unmöglich halten, daß Menschen mit veredeltem Blute in ihren Adern an den unglücklichen Indianern so muthwillige und kaltblütige Gewaltthätigkeiten verüben könnten, wie sie oben geschildert worden sind; aber es ist erwiesen, daß die Bergsjäger keine Gelegenheit versäumen, diese elenden „Gräber“ niederzumeheln und ihre Dörfer anzugreifen, manchmal nur in der Absicht, um ihre Weiber zu fangen, die sie hinweg führen und an andece Stämme

oder unter sich selber verhandeln. Bei solchen Ueberfällen wird weder Geschlecht noch Alter geschont und unser Gebirgsjäger tödtet ein Indianerweib mit derselben Gewissensruhe, womit er einem Krähen- oder Schwarzfuß-Krieger seine Kugel durch den Kopf schießt.

La Bonté war jetzt seiner Thiere beraubt und auf seine eigene Füße beschränkt; es blieb ihm daher nichts weiter übrig, als eine Trappergesellschaft aufzusuchen und sich an diese zu vermieten. Er begegnete glücklicher Weise bald den Trapper Roubideau auf dem Wege nach Uintah und erhielt von diesem einige Thiere. Auf diese Weise ausgerüstet schloß er sich auf's neue einer großen Trapperschaar an, die nach dem Grand-River und Gila zog. Hier stießen sie auf ein anderes Indianervolk, von welchem die unzähligen Stämme ausgehen, welche das nördliche Mexiko und einen Theil von Kalifornien bewohnen. Diese Indianer waren im allgemeinen freundschaftlich gesinnt, ließen aber trotzdem keine Gelegenheit unbenußt, Pferde oder andere im Lager umherliegende Gegenstände zu stehlen. Als die Jäger eines Tages an einem nördlichen Zuflusse des Gila gelagert waren und eben an ihrem Feuer saßen, wurden sie durch eine Anzahl Pfeile überrascht, welche einige von ihnen verwundeten. Der Angriff wurde jedoch nicht wiederholt und am nächsten Tage wurde das Lager weiter stromabwärts aufgeschlagen, wo es ziemlich viele Biber gab. Vor Sonnenuntergang erschien eine Anzahl von Indianern, die man, da sie durch Zeichen ihre friedliche Gesinnung zu erkennen gaben, ins Lager einließ.

Die Jäger saßen an den Feuern bei ihrem Abendessen und die Indianer schauten ernsthaft drein, als

man den Gedanken aussprach, daß man jetzt eine gute Gelegenheit habe, sich für die vielfachen Belästigungen zu rächen, welche die Indianer durch ihre unaufhörlichen Angriffe auf das Lager ihnen verursacht hätten. Der Vorschlag fand allgemeine Billigung und wurde augenblicklich ausgeführt. Die Jäger sprangen empor, ergriffen ihre Büchsen und das Blutbad begann. Von panischem Schrecken ergriffen flohen die Indianer ohne Widerstand und viele von ihnen stürzten unter den tödbringenden Büchsen der Gebirgsjäger. Ein Häuptling, der auf einem Steinblocke in der Nähe des Feuers gesessen hatte, an welchem der Anführer der Jäger saß, war von diesem zunächst als Opfer ausgewählt worden.

Der Jäger setzte dem Indianer die Mündung seiner Büchse auf das Herz und drückte ab, aber der Indianer raffte sich mit merkwürdiger Lebenszähigkeit empor und rang mit seinem Gegner. Der Weiße war ein großer kräftiger Mann, aber der Indianer war ihm trotz der tödtlichen Wunde, die er empfangen hatte, an Körperkraft gewachsen. Die nackte Gestalt des Indianers wand und drehte sich unter den Händen des Jägers, als sie dessen erhobenem Messer zu entschlüpfen suchte. Es kamen mehre von den Gefährten des letzteren herbei, um dem Wilden den Gnadenstoß zu geben, aber der Trapper rief ihnen zu, davon abzulassen — „wenn er mit dem Indianer nicht fertig werde,“ sagte er, „wolle er untergehen.“

Endlich gelang es ihm, seinen Gegner zu Boden zu werfen und nachdem er ihm das Messer sieben Mal in den Leib gestoßen und die Schädelhaut genommen hatte, eilte er hinweg, um die fliehenden Indianer zu

verfolgen. Nach einigen Stunden saßen sämmtliche Jäger wieder an ihren Feuern, auf's neue mit ihrer Abendmahlzeit beschäftigt, die durch den eben beschriebenen Ueberfall unterbrochen worden war. Walker, der Anführer der Gesellschaft, setzte sich an das Feuer, an welchem er mit dem Indianer-Häuptling gerungen hatte, dessen blutiger Körper nur wenige Schritte davon entfernt lag, und war eben im Begriff, einem seiner Gefährten ausführlich von seinem Kampfe zu erzählen, indem er ihm sagte, daß der Indianer eben so viel Leben in sich gehabt hätte wie ein Büffelstier, als sich zum Schrecken aller Anwesenden der Wilde, welcher zu einem zwanzigfachen Tode hinreichende Wunden erhalten hatte, plötzlich wieder in eine sitzende Stellung erhob und als ein grauenhaftes Bild von dem hellen Lichte des Feuers beleuchtet wurde. Das Gesicht war gänzlich mit geronnenem Blute bedeckt, das von dem gehäuteten Schädel herabfloß, während aus acht klaffenden Wunden in der nackten Brust dicke Blutstropfen hervorquollen.

Die furchtbare Gestalt erhob sich allmälig zu einer sitzenden Stellung und, sich langsam zum Feuer biegend, öffnete sie mit einem hohlen Gurgeln weit ihren Mund.

„Hölle!“ rief der Jäger und außpringend richtete er sein Pistol auf den gespenstischen Kopf, dessen Augen weit und ernst in die seinigen starrten, drückte ab und zerschmetterte des Indianers Schädel.

Der Gila fließt durch eine unfruchtbare sandige Gegend, die nur wenig Wild bietet und nur hier und da von mehren verschiedenen Stämmen des großen

Volkes der Apachen bewohnt ist. Er ist, und hierin bildet er eine Ausnahme von den übrigen Flüssen dieser westlichen Gegend, für den größten Theil seines Laufes und besonders oberhalb ganz frei von Gehölz und das Thal, durch welches er sich ergießt, bietet nur eine spärliche Weide vom größten Grase. Auf der Reise längs dieses Flusses verlor die Trapperschaar in Folge der unzureichenden Weide, noch mehr aber durch die räuberischen Ueberfälle der schlauen Indianer mehre Thiere. Diese Verluste wurden jedoch jederzeit wieder ausgeglichen, so oft die Jäger auf ein Indianerdorf stießen — und man ließ keine Gelegenheit unbenutzt, sich mit Zinsen bezahlt zu machen.

Trotz der unfruchtbaren Beschaffenheit dieser Gegend bemerkten die Jäger, als sie den Gila hinauf zogen, zu ihrem Erstaunen, daß dieses dürre und öde Thal einst von einem Menschengeschlechte bewohnt gewesen war, welches die Nomadenstämme, die es gegenwärtig durchwandern, weit übertroffen hatte. Sie blickten mit einer Anwandlung von Ehrfurcht auf die zertrümmerten Mauern großer Städte, auf die Ueberreste von Häusern, deren gewichtige Pfeiler und Querbalken die Geschicklichkeit und den Fleiß bekundeten, womit sie erbaut waren; ungeheure Gräben und Bewässerungskanäle, jetzt mit wucherndem Pflanzenwuchse bedeckt, durchzogen die benachbarten Ebenen und bezeichneten die Stätten, wo einst grüne wogende Maisfelder und freundliche Gärten jene Räume bedeckt hatten, die jetzt eine nackte sandige Wüste sind. Ueberall lagen Ueberreste von bunt gemaltem Töpfergeschirr und Hausräthe auf dem Boden umher und die erstaunten Jäger

hoben häufig steinerne Speer- und Pfeilspitzen, zierlich geschnitzte Göthenbilder und Frauenschmuck von Alchat und Obsidian auf, um diese Gegenstände mit kindlicher Neugier zu betrachten und dann gleichgültig wieder wegzwerfen. *)

Ein Taos-Indianer, der sich bei der Jägerschaar befand, wurde offenbar von einem Gefühl wehmüthiger Ehrfurcht angewandelt, als er diese ehrwürdigen Denkzeichen seines alten Volkes erblickte. Um Mitternacht erhob er sich von seiner Decke und verließ das Lager, welches sich in der Nähe der verfallenen Stadt befand. Er schlüch sich leise durch die Reihe der auf dem Boden liegenden schlummernden Jäger und der aufmerksame Wächter des Lagers bemerkte, daß er sich mit langsamem und ehrerbietigen Schritten den Trümmern näherte. In die verfallenen Mauern eintretend, blickte er schweigend in den Räumen umher, wo vor Jahrhunderten seine Vorfahren stolz einhergegangen — ein civilisiertes Geschlecht, dessen seinem Volke wohlbekannte Ueberlieferung nur dazu diente, den gegenwärtigen gedrückten Zustand desselben noch bitterer und augenscheinlicher zu machen. Unter dem Schatten einer bröckelnden Mauer niederkauernd, zog der Indianer seine Decke über den Kopf und ließ vor seinem geistigen Auge die ehemalige Größe und Macht seines Geschlechtes — jenes kriegerischen Volkes auftauchen, das aus Gründen, von welchen jetzt auch nicht die dunkelste Ueberlieferung mehr

*) Wie man vermuthet, wurde diese Stadt von den Azteken auf ihrem Wanderzuge nach dem Süden erbaut; es ist jedoch kaum zu bezweifeln, daß die Gegend, die sich vom Gila bis zum großen Salzsee erstreckt und die Provinz Neu-Mexiko umfaßt, das Land war, von welchem sie auszogen.

vorhanden, sein Land verließ, in den fruchtbaren und üppigen Thälern des Südens einen Boden und ein Klima suchte, welches seiner eigenen Heimat nicht eigen war und die dieses Land bewohnenden wilden barbarischen Horden vertreibend, hier ein mächtiges in Reichthum und Gesittung blühendes Reich gründete.

Der Indianer beugte sein Haupt und beklagte die gefallene Größe seines Volkes. Sich erhebend, hüllte er sich langsam in seine zerrissene Decke und war eben im Begriff, den Ort zu verlassen, als seine Aufmerksamkeit durch den Schatten einer sich fortbewegenden Gestalt gefesselt wurde, die an einer in der verfallenen Mauer befindlichen und vom Mondlichte beleuchteten Öffnung vorüber schlich. Er stand wie an den Boden gewurzelt starr wie eine Bildsäule, denn er hielt die Gestalt für den überirdischen Schatten eines früheren Bewohners dieser Stadt, der gekommen sei, um die Stätte zu besuchen, welche einst sein Körper so wohl gekannt hatte. Seine Hand, die den Bogen hielt, zitterte vor Furcht, als der Schatten näher kam, aber sie faßte die Waffe nur um so stärker und kräftiger, als er die Gestalt aus dem Schatten der Mauer hervortreten sah und den nackten Körper eines Apache erkannte, der mit Bogen und Pfeil bewaffnet, verstoßen durch die düsteren Trümmern schlich.

Der unbemerkt im Schatten der Mauer stehende Taos erhob seinen Bogen, legte einen Pfeil auf und spannte die Sehne, als der andere, der sich unter den Schutz der Mauer beugte und sich auf diese Weise der in geringer Entfernung stehenden Wache zu nähern suchte, plötzlich den auf den Boden fallenden Schatten erblickte.

Er richtete sich empor, ließ, da er sah, daß Entrinnung unmöglich war, seine Arme herab hängen und stieß mit unterdrücktem Tone den eigenthümlichen Ausdruck: „Wagh!“ aus.

„Wagh!“ rief auch der Taos, senkte aber schnell seine Pfeilspitze, indem er die Spannung seines Bogens wieder aufgab. „Was beabsichtigt mein Bruder,“ fragte er, „daß er wie ein Wolf um die Feuer der weißen Jäger schleicht?“

„Ist meines Bruders Haut nicht roth?“ entgegnete der Apache. „Und dennoch thut er eine Frage, die keiner Antwort bedarf. Warum folgt der Medizinwolf dem Büffel und Hirsche? Um des Blutes willen — und um des Blutes willen verfolgt der Indianer den tückischen Weizen von Lager zu Lager, um Streich mit Streich zu vergelten, bis der Tod der treulos Getöteten völlig gerächt ist.“

„Mein Bruder spricht mit muthigem Herzen und seine Worte sind Wahrheit, und obgleich der Taos und der Pimo (Apache) gegen einander ihre Gesichter schwärzen*), so ist doch hier auf den Grabstätten ihrer gemeinsamen Väter Friede zwischen ihnen. Mein Bruder gehe.“

Der Apache ging schnell von dannen und der Taos kehrte zu den Lagerfeuern seiner weißen Gefährten zurück.

Den Lauf des Gila nach Osten verfolgend, gingen die Jäger über eine Kette der Sierra Madre, einer Fortsetzung des Felsengebirges, und erreichten unterhalb der Ansiedelungen von Neu-Mexiko das Wasser des

*) Mit einander Krieg führen.

Rio del Norte. An diesem Flusse ging es ihnen sehr wohl; sie fingen nicht nur eine große Anzahl Biber, sondern hatten auch Wild aller Art in Ueberfluss und die Höhen an den gut bewaldeten Ufern waren mit üppigem Grase bedeckt, an welchem ihre abgezehrten Thiere sich bald wieder erholten.

Sie lagerten einige Wochen am rechten Ufer des Flusses und verloren während dieser Zeit einen von ihren Gefährten, der von einem Pfeile getötet wurde, während er schlafend in geringer Entfernung von dem Lagerfeuer lag.

Es streifen an diesem Theile des Flusses, der durch die Ansiedelungen von Neu-Mexiko fließt, beständig Ne- vajos herum, welche die feigen Einwohner plündern und deren Thiere hinwegtreiben, wenn diese in hin- reichend verlockender Anzahl ihnen ausgesetzt werden. Den Fluss hinanziehend stießen die Jäger auf eine An- zahl dieser Indianer, die mit einer großen Heerde von Maulthieren und Pferden, welche sie einer mexikanischen Stadt geraubt hatten und mit mehren Frauen und Kindern, die sie als Sklaven entführten, in ihre Ge- birgsheimat zurückkehrten. Die Hauptshaar der Jäger machte Halt und zehn von ihnen verfolgten und über- fielen die Indianer, die wenigstens aus sechzig Mann bestanden, tödteten sieben derselben und befreiten die Gefangenen und die ganze Cavallada von Pferden und Maulthieren. Groß war die Freude, als sie in die Stadt Socorro einzogen, aus welcher die Weiber und Kinder entführt worden waren, eben so laut waren aber auch die Vorstellungen und Einwendungen, als die Jäger, nachdem sie Frauen und Kinder ihren Fa-

— Leben im fernen Westen.

milien übergeben hatten, wieder von dannen zogen und fünfzig der besten von den befreiten Thieren als Lohn für ihre Dienste davon trieben. Man sendete Boten nach Albuquerque, um den Vorfall zu melden und da dort Truppen lagen, so wurde der Befehlshaber angegangen, die unverschämten Weissen zu bestrafen.

Als dieser Krieger erfuhr, daß die Jägerschaar nur aus fünfzehn Mann bestand, wurde er ungeheuer muthig und ließ seine ganze verfügbare Streitmacht, ungefähr zweihundert Dragoner aussziehen, um die verwegenen Gebirgsjäger aufzufangen. Einige Tage später, als die Letzteren gegen Mittag eine kleine Stadt zwischen Socorro und Albuquerque verließen, sahen sie die imposante Streitmacht der Dragoner auf einer vor ihnen liegenden Ebene heranziehen. Als die Jäger näher kamen, ließ der Befehlshaber Halt machen und schickte einen Trompeter ab, um diese zu ermahnen, sein Heranrücken zu erwarten. Der Herold wurde mit lautem Gelächter abgewiesen; die Jäger zogen weiter, sahnen, den Soldaten näher kommend, ihre Thiere in Trab, während zehn von ihnen vor den bepackten und freigehenden Thieren eine Angriffslinie bildeten, und drangen mit der Büchse in der Hand und mit lautem Kriegsgeschrei auf die Dragoner ein. Dies war für die Neumexikaner genug. Ehe noch der Feind bis auf Schußweite sich ihnen genähert hatte, ergriffen die tapferen Kriegsleute die Flucht, stürzten sich in den Fluß und kletterten dann wie gebadete Ratten am jenseitigen Ufer empor, während die siegreichen Jäger ihnen ein lautes Gelächter nachsendeten, als Zeichen ihrer höchsten Verachtung ihre Büchsen in die Luft abfeuerten und ruhig weiter zogen.

Ehe die Trapper die Hauptstadt dieser Provinz erreichten, wendeten sie sich aufs neue westwärts und verfolgten einen kleinen Fluß bis zu seiner Vereinigung mit dem Green-River. An diesem Flusse zogen sie ab dann hinauf, stellten auf dem Wege nach der Uintah- oder Schlangengabel ihre Fallen und erreichten zu Anfang des Herbstes Roubideau's Rendezvous, wo sie ihr Pelzwerk schnell absetzten und abermals „ungebunden“ waren.

Hier heirathete La Bonté eine Schlangen-Indianerin, mit welcher er über das Gebirge nach dem Platte ging. Auf dem Wege durch das Bajou-Salade kaufte er von den Untas eine bequeme Hütte mit dem nöthigen Zubehör an Stangen u. s. w., und da er jetzt „reich“ an Maulthieren und Pferden und an allen zum „otium eum dignitate“ erforderlichen Dingen war, so nahm er sich noch ein anderes Weib, was nach dem Gebirgsrecht erlaubt war, und zog auf diese Weise ausgerüstet mit seinen zwei besseren Hälften, die in all ihrem Schmucke prangten, freudig und wohlgemuth weiter.

In einem unter dem Schatten des Gebirges liegenden behaglichen kleinen Thale, das von dem Vermilion-Creek bewässert wurde und in welchem Schaaren von Büffeln, Glenthieren, Hirschen und Antilopen auf dem üppigen Grase weideten, schlug La Bonté seine Hütte auf und beschäftigte sich hier mit der Jagd, während seine Frauen vollauf zu thun hatten, die Felle der von ihm erlegten zahlreichen Thiere zuzurichten. Hier lebte er vortrefflich bis zu Anfang des Winters, wo er über die Nord-Gabel zu gehen und seine Pelze zu verhandeln beschloß, deren er so viele gesammelt hatte als seine

Thiere tragen konnten. Eines Tages verließ er sein Lager, um einige Tage in dem Gebirge zu jagen, wohin sich die Büffelstiere jetzt zurückgezogen hatten, und es war seine Absicht, bei seiner Rückkehr nach dem Platte aufzubrechen. Seine Jagd führte ihn jedoch tiefer in das Gebirge als er vermuthet hatte, und er trat erst am dritten Tage bei Sonnenuntergang wieder in das kleine Thal, in welchem seine Hütte stand.

Ueber das Flüschchen gehend, fühlte er sich nicht wenig beunruhigt, als er auf der entgegengesetzten Seite in der Richtung nach seiner Hütte frische Indianerspuren entdeckte, und seine schlimmsten Besorgnisse bestätigten sich, als er im Angesicht des kleinen Plateaus, auf welchem die kegelförmige Spitze seiner weißen Hütte seither immer seinen Blicken begegnet war, nichts weiter erkannte als eine schwarze, auf dem Boden umhergestreute Masse und die verbrannten Ueberreste der Stangen, welche seine Hütte gestützt hatten.

Weiber, Thiere und Pelze, alles war dahin — und ein auf dem Boden liegender Arapacho-Mocassin sagte ihm, wer sie ihm geraubt hatte. La Bonté war weder ergrimmt noch ärgerlich, sondern nahm seinem Packthiere die Bürde ab, entzäumte sein Pferd, sammelte die schwarzen Enden seiner Hüttenstangen und machte ein Feuer; hierauf führte er seine Thiere an's Wasser und fesselte sie, warf ein Stück Büffelfleisch auf die Kohlen, setzte sich nieder und brannte seine Pfeife an. Unser Jäger war ein echter Philosoph. Obgleich er auf einen Streich seine Hütte, seine Weiber und seine Pelze verloren hatte, so störte doch der Verlust kaum seinen Gleichmuth und ehe der Taback in seiner Pfeife

halb verbrannt war, beschäftigte sein Mißgeschick kaum noch seine Gedanken. Wohl mochte ihm bei der Zubereitung des zarten Lendenbratens ein Seufzer ent-schlüpfen, als er der Kunstfertigkeit gedachte, womit sein Shoshone-Squaw Sah-qua-manisch selbst das härteste Stierfleisch weich und schmackhaft zu machen wußte — wohl mochte er die Sorgsamkeit vermissen, womit sein Yuta-Weib Chil-co-thee oder „das biegsame Rohr“ die Löcher in seinen zierlichen Mocassins, dem Werke ihrer gewandten Finger, zugestopft hatte. Aber er aß und rauchte, rauchte und aß und schließt troß seines Mißgeschicks, dachte, ehe er seine Augen schloß, ein Wenig an seine verlorenen Weiber und vielleicht mehr an das biegsame Rohr als an Sah-qua-manisch oder an sie, „die mit dem Strome läuft,“ hüllte sich vest in seine Decke, legte seine Rifle zur Hand und war schnell in Schlaf versunken.

Während der müde Jäger schwer atmend und schlafend auf dem Boden liegt, ohne sich darum zu kümmern, ob ein lebendes Wesen sich in seiner Nähe befindet, spürt sein Maulthier plötzlich die Ohren und stiert in die Dunkelheit, aus welcher bald eine Gestalt hervortritt und mit geräuschlosen Schritten dem schlafenden Jäger sich nähert. Sie wirft einen einzigen Blick auf den Schlafenden, tritt an das Feuer, legt einen Scheit auf und setzt sich dann zu den Füßen des Jägers nieder, wo sie unbeweglich wie eine Bildsäule sitzen bleibt. Als der Jäger am Morgen erwachte, war er, sich die Augen reibend nicht wenig überrascht, die behagliche Wärme des Feuers an seinen nackten Füßen zu fühlen, die nach indianischem Brauche der Flamme

zugekehrt waren. Er wußte, daß das Feuer, an welchem er eingeschlafen, jetzt längst erloschen sein mußte. Träge sich aufrechtend und auf seinen Elbogen stützend, sah er eine ihm den Rücken zukehrende Gestalt am Feuer sitzen, welche, obgleich er sein „Wagh! wahrlich laut genug ausrief, völlig unbeweglich blieb, bis er sich erhebend, seine Hand auf ihre Schulter legte, worauf sie sich umsah und seinem erstaunten Auge die Züge seines Yuta-Weibes Chil-co-thee zeigte. Das „biegsame Rohr“ war in der That den Arapachos, ihren Erbeutern, entronnen und fastend und allein zu ihrem weißen Gatten zurückgekehrt.

Die indianischen Frauen, welche sich den weißen Jägern anvertrauen, zeichnen sich durch ihre Zuneigung und Treue gegen ihre Gatten aus, welche Tugenden allerdings meist nur auf ihrer Seite sind, denn die Gebirgsjäger machen sich mit wenigen Ausnahmen selten ein Gewissen daraus, ihre indianischen Weiber zu verlassen, wenn es ihnen einfällt, und ihre Harems zu verändern, und man weiß, daß die auf diese Weise verstoßenen Frauen bei solchen Gelegenheiten, von Eifersucht und Verzweiflung ergriffen, häufig nicht nur an ihren treulosen Gatten, sondern auch an den glücklichen Schönheiten, welche sie in deren Zuneigung verdrängt haben, schwere Rache üben. Es gibt jedoch in Bezug auf solche Grausamkeit einige ehrenvolle Ausnahmen, und viele Gebirgsjäger bleiben ihren rothhäutigen Gattinnen unter allen Umständen treu, indem sie ihren besseren Hälften in der häuslichen Verwaltung der Hütten und in allen Familienangelegenheiten nicht selten die Oberhand lassen; und hat es die Dame einmal zur

Herrſchaft gebracht, dann wird ſie leicht der ehrteſte Zankteufel, der je einen unglücklichen Ehemann unter ſeinem Pantoffel gehalten hat.

Wenn die Gebirgsjäger ſeinerer Art, nachdem ſie mehre Jahre als Junggesellen gelebt haben, auf den Gedanken kommen ſich mit einer besseren Hälften zu verſehen, unternehmen ſie häufig einen Zug nach den Anſiedelungen von Neu-Mexiko, wo ſie, um zu der erforderlichen Rüſte zu gelangen, häufig mit großer Keckheit zu Werke gehen, indem ſie nicht ſelten mit Gewalt mitten aus einem Fandango in Fernandez oder dem El Rancho von Taos eine dunkelfarbige Schönheit entführen, ohne viel nach deren Einwilligung zu fragen, und ihre schöne Beute über das Gebirge bringen, wo ſie ſich bald an das freie Wanderleben gewöhnt, welches das Schicksal ihr beschieden hat.

Die amerikanischen Frauen haben im Gebirge nur einen fehr geringen Werth. Sie sind zu zart und taudhaft; ſie können weder Mocassins fertigen noch Pelze oder Hämte zurichten, und sind nicht ſo vollkommen an strengen Gehorsam gegen ihre Herren und Meister gewöhnt, daß ſie der „Hüttenſtangenſtrafe“ ſich unterwerfen würden, womit die westlichen Herren der Schöpfung ihre Squaws für irgend eine Vernachlässigung der häuſlichen Pflichten nicht ſelten zu bedenken für nöthig erachten.

Aber kehren wir zu La Bonté zurück, der ſich in der That glücklich schätzte, nur eine von ſeinen Frauen, und zwar die ſchlechteste von beiden verloren zu haben. „Das ist das Schöne bei der Sache,“ philoſophirte er, „wenn man zwei Ladestöcke zu ſeiner Büchſe hat

— wenn der eine beim Eintreiben einer Kugel zerbricht, bleibt immer noch der Hickory, um seine Stelle zu ersezten.“ Obgleich er mit seinen Thieren und Pelzen einen Werth von mehren hundert Dollars verloren hatte, so seufzte und murrte er doch nicht. „Es gibt Rothhäute, die dafür zahlen werden,“ sprach er zu sich selber und damit war er fertig.

Alles, was ihm von seinem Habe noch übrig war, auf sein Maulthier packend, setzte er Chil-co-thee auf sein Büffelpferd, hing seine Rifle über die Schulter und brach nach dem Platte auf. Am Horse-Creek stießen sie auf eine Gesellschaft französischer Trapper*) und Jäger, die mit ihren Hütten und indianischen Squaws gelagert waren und ein vollständiges Dorf bildeten. Es gab unter ihnen mehre alte Bekannte und es wurde, um die Ankunft eines alten Gefährten zu feiern, ein glänzender Hundeschmaus veranstaltet. Die Frauen verließen zu diesem Zwecke ihre Hütten, um mehre von den jüngeren und feisteren Hunden einzufangen, welche für den beabsichtigten Schmaus den Kessel füllen sollten. Von einem Vorgefühl des sie erwartenden Schicksals ergriffen, schlichen die Köter mit eingezogenen Schwänzen davon und verschmähten es, den dringenden Ermahnnungen der eifrig bemühten Frauen Gehör zu geben. Diese legten ihre Tomahawks auf die Schulter und verfolgten die Fliehenden; aber die schlauen Hunde entwischten ihnen und würden den Kesseln entronnen sein, wenn nicht einige Jäger mit ihren Büchsen dazu gekommen wären und schnell ein halbes Dutzend dem

*) Creolen von St. Louis und französische Canadier.

Messer überliefert hätten. Ein Cayute, der von der Blutwitterung angelockt, sich in die Nähe des Lagers wagte, wurde ebenfalls den Hunden beigegeben und mit ihnen in den siedenden Kessel geworfen.

Es wurde an diesem Abende lange geschmaust, und das gedämpfte Fleisch war so wohlgeschmeckend, dem Gaumen der hungrigen Jäger so wohlthuend, daß in dem Augenblick, wo das letzte Stück aus dem Kessel genommen wurde und alle beklagten, daß nicht mehr Hunde geschlachtet worden seien, ein wolfartig ausschender Kötter, der seine Nase unvorsichtig durch die Hüttenhaut steckte, von dem nächsten Jäger augenblicklich erfaßt, mit dem Messer abgethan und einem Squaw zugeworfen wurde, das ihn häuten und für den Kessel zubereiten sollte. Der Wolf oder Cayute war schon längst begierig verzehrt worden und alle hatten erklärt, daß sein Fleisch so gut sei wie Hundefleisch.

„Fleisch ist Fleisch“ ist eine gewöhnliche Redensart im Gebirge, und der Gebirgsjäger nimmt mit allem vorlieb vom Büffel bis zur Klapperschlange mit Inbegriff von allen vierfüßigen Thieren, die laufen und allem Geflügel, das fliegt, und allem Gewürm, das kriecht. Alle Anwendungen von Ekel und Bedenklichkeiten eines eigensinnigen Magens vergessend, muß man bekennen, daß Hundefleisch in der wunderbaren Speisemannichfaltigkeit, welche das Gebirge dem Tresser wie dem Wohlgeschmecker bietet, einen hohen Rang einnimmt. Es steht auf dem Verzeichniß der Genüsse, wo der Küchenzettel so verführerische Speisen wie Büffelfleisch, Rothwild, Gebirgshammel, Truthühner, Heidehühner, Hasen, Kaninchen, Biber und Biverschwänze darbietet,

als Nummer Zwei und hieraus kann man seinen Werth erkennen, denn Nummer Eins ist das Fleisch des Panthers, das in Bezug auf Feinheit des Geschmackes, auf Kräftigkeit und andere gute Eigenschaften jedes andere Fleisch übertrifft.

„Pantherfleisch kann hiergegen nicht aufkommen,“ pflegt der Jäger zu sagen, wenn er den köstlichen Geschmack eines ganz besonders vortrefflichen Stückes von der Lende oder der Oberschale bezeichnen will.

La Bonté brach zu Anfang des November's mit seinem Squaw nach der nördlichen Gabel auf und erreichte den Laramie zu derselben Zeit, als eben die Sioux ihr großes Dorf auffschlugen, um ihren Winterhandel zu beginnen. Zwei andere Dörfer, den Brulés und Yanka-taus gehörig, die jetzt mit den Weißen auf freundlicherem Fuße lebten, hatten weiter unten am Platte sich angesiedelt. Die erste Indianerschaar zählte mehre hundert Hütten und ihr in regelmäßigen Reihen angelegtes Dorf, in welchem die Hütte jedes Hänftlings durch dessen besonderes Totem bezeichnet war, gewährte einen ziemlich imposanten Anblick. Für die Händler war ein abgesonderter Theil des Dorfes bestimmt, und die zu diesem Zwecke abgesteckte Linie wurde von den Soldaten, welchen die Beschützung der Weißen übertragen war, aufs Strengste bewacht. Da viele mit einander wetteifernde Händler und zahlreiche „Waldläufer“ *) vorhanden waren, so war ein lebendiger Markt zu erwarten, um so mehr, da eine große Quantität von geistigen Getränken auf dem Platze war,

*) Sogenannte „coureurs des bois,“ haufirende Händler.

die man, um den Widerstand so vieler mitbewerbender Käufer zu besiegen, mit reichlicher Hand auszutheilen gedachte.

Bei Gröffnung des Handels wird zuerst eine Quantität Branntwein „auf die Prairie“^{*)} gegeben, wie sich die Indianer in Worten auszudrücken pflegen, während sie, um dasselbe durch ihre Zeichensprache zu verstehen zu geben, mit der einen Handfläche schnell über die andere streichen. Haben die Indianer einmal von dem verderblichen Getränke gekostet, so werden sie den Händlern bald gefügig und nicht selten wird der Branntwein auch noch mit allerlei schädlichen Zusätzen vermischt, um die unglücklichen Indianer noch unfähiger zu machen. Durch den Trunk toll und wüthend gemacht, begehen diese Unglücklichen gegen einander zuweilen die abscheulichsten Greuelthaten, indem sie einander morden und verstümmeln, und trachten häufig selbst nach dem Leben der Händler. Von dem Geiste des Branntweins berauscht, griff einst eine Schaar der Sioux-Indianer ein Handelsfort der amerikanischen Pelz-Compagnie an, wobei sie es förmlich ausplünderte und den Händler über seinem eignen Feuer schmorte.

Das Prinzip, nach welchem dieser schändliche Handel betrieben wird, besteht darin, daß man die Indianer, welche eine gewisse Anzahl von Büffelhäuten besitzen, dieses Schatzes so schnell als möglich zu berauben sucht. Die Gesetze der Vereinigten Staaten verbieten es zwar, geistige Getränke über die indianische Gränze zu bringen, und bedrohen densjenigen, der den Indianer-Stämmen

^{*)} „Auf die Prairie,“ indianischer Ausdruck für ein Geschenk.

Branntwein zuführt, mit einer harten Strafe, aber dieses Gesetz wird täglich übertreten, und fast vor den Augen der Regierungsbeamten, die längs der Gränze aufgestellt und berufen sind, die zum Schuze der Indianer erlassenen Gesetze aufrecht zu erhalten.

Das Elend, welches für dieses Volk aus diesem ungesezlichen Handel erwächst, muß man mit eignen Augen schauen, um es ermessen zu können. Unter den Wirkungen des giftigen „Feuerwassers“ verschwinden die Indianer von der Erde, wie Schnee unter der Sonne. Die Unglücklichen wissen zwar, wie verderblich dieser Genuss für sie ist, aber sie haben nicht moralischen Muth genug, daß sie der Versuchung widerstehen könnten, durch diesen Genuss eine wilde Aufregung und ein flüchtiges Vergessen ihrer vielfachen Leiden und Entbehrungen zu erlangen. Bei solchen offensbaren Folgen ist es ziemlich wahrscheinlich, daß der ungesetzliche Handel von denjenigen nachgesehen wird, deren Politik es von jeher gewesen ist, die Indianer allmälig aber sicher zu vertilgen und ihren Anspruch auf die unbedeutenden Ländereien, die ihnen jetzt an den Gränzen der Gesittung noch angewiesen sind, auf jede Weise zu beseitigen. Gewiß ist es, daß jährlich große Quantitäten von Branntwein in das Indianerland eingeführt werden, daß die verderblichen Folgen dieses nachtheiligen Verfahrens deutlich genug hervortreten und daß die amerikanische Regierung keine Schritte thut, diesem Unwesen zu steuern. Es gibt einige Stämme, die bis jetzt der großen Versuchung widerstanden und sich entschieden geweigert haben, Branntwein in ihre Dörfer zu lassen. Der auffallende Unterschied zwischen dem

besseren Zustand dieser Stämme und der moralischen und physischen Versukenheit derjenigen, welche der gefährlichen Leidenschaft des Trunkes sich hingeben, beweiset zur Genüge die verderblichen Folgen des Branntweinhandels bei den unglücklichen, verführten Eingebornen und es ist bedauerlich, daß in den Vereinigten Staaten noch kein Menschenfreund sich erhoben hat, um für die Rechte der rothen Menschen zu streiten und die Aufmerksamkeit auf das Unrecht zu lenken, welches ihnen durch die Hand derjenigen zugefügt wird, von welchen sie aus dem Besitzthum ihrer Väter verdängt worden sind.

Ihrer Heimat und ihrer Jagdgebiete beraubt und durch die Eingriffe der Weißen in ferne Gegenden vertrieben, in welchen sie kaum ihr Leben fristen können, schmelzen die Indianer unter den geistigen und körperlichen Leiden, welche ihre gesitteten Verfolger ihnen auferlegen, täglich und allmälig zusammen. Von allen verfolgt, gehen sie ihrem Ende entgegen und der Tag dürfte nicht mehr fern sein, wo der amerikanische Indianer nur noch in den Ueberlieferungen seines blaßgesichtigen Besiegers leben wird.

Die damals am Platte handelnden Indianer waren größtentheils von dem Volke der Sioux, mit Einschluß der Stämme der Burntwoods; der Yankataus, der Pian-Kaschas, der Assinaboons, der Oglallahs und der zerbrochenen Peile, welche sämmtlich zu dem großen Volke der Sioux, oder, wie sie sich selber nennen, La-cotahs d. h. Gurgelabschneider gehörten. Es waren außerdem auch einige den Sioux verbündete Cheyennen und einige republikanische Pawnees anwesend.

Ehe der Handel begann, vertrieb man sich die Zeit mit Pferderennen, Spiel und Ballwerfen und es gingen viele Ballen zugerichteter Häute aus einer Hand in die andere. Bei dem üblichen „Handspiel“ wird der Einsatz, der alle Kostbarkeiten der Spieler enthält, in zwei Haufen nahe zur Hand gelegt und der Gewinner zieht nach Beendigung des Spieles die eingesetzten Gegenstände an sich, indem er häufig einen kleinen Theil davon dem Verlierenden „auf die Prairie“ zurückgibt, damit dieser mit einem anderen Spieler aufs neue sein Glück versuchen kann.

Das Handspiel wird zwischen zwei Personen gespielt; Einer von den Spielenden, welcher den Anfang macht, legt einen Pflaumen- oder Kirschkern in die durch beide Handflächen gebildete Höhlung, schüttelt den Kern einige Augenblicke, trennt dann die Hände plötzlich und der andere Spieler muß raten, in welcher Hand sich jetzt der Kern befindet.

Man setzt bei diesem Lieblingsspiele häufig bedeutende Wettpreise, und wenn es von den Squaws gespielt wird, was häufig der Fall ist, stehen die Männer dabei, ermuntern sie zu Wetten und lachen laut über ihre seltsame Aufregung.

Ein Burntwood-Sioux, Tahtunganischa, einer der tapfersten Häuptlinge seines Stammes, befand sich einst in seiner Jugend allein auf einen Kriegszug gegen die Krähen-Indianer. Eines Abends näherte er sich einer gewissen Medizinquelle, wo er zu seinem Erstaunen einen Krähenkrieger traf, der eben beschäftigt war, seinen Durst zu stillen. Tahtunganischa war im Begriff seinen Bogen zu spannen, als er sich der Heiligkeit dieser Stätte

erinnerte. Er machte das Zeichen des Friedens, näherte sich furchtlos seinem Feinde und schickte sich ebenfalls an, seinen Durst zu stillen. Es wurde eine Pfeife Kinnik-Kinnik hervorgezogen und die Indianer beschlossen, zum Handspiele zu greifen und sich auf diese Weise den Abend zu vertreiben. Sie setzten sich an die Quelle und das Spiel begann.

Das Glück war auf der Seite des Krähen-Indianers; er gewann Pfeil auf Pfeil von dem Burntwood-Tapferen; dann folgten dessen Bogen, Keule, Messer, Hautdecke und Alles und der Sioux saß nackt auf der Ebene. Zuletzt setzte er noch gegen den Gewinnst seines Gegners — seine Schädelhaut. Er spielte und verlor, beugte seinen Kopf und der Krähen-Indianer zog sein Messer und nahm seinen blutigen Gewinnst. Der unglückliche Sioux erhob sich ohne Murren, um sich zu entfernen; zuvor aber musste ihm sein Gegner das Versprechen geben, sich noch einmal auf derselben Stelle einzufinden, und aufs neue sein Glück zu versuchen.

Neu ausgerüstet kam der Burntwood an dem bestimmten Tage an die Quelle; der Krähen-Indianer erschien ebenfalls und sie begannen ihr Spiel. Diesmal war das Glück auf der anderen Seite; der Sioux gewann seine früheren Verluste wieder und der Krähen-Indianer wurde bis auf die Haut entblößt.

Jetzt stand Schädelhaut gegen Schädelhaut auf dem Spiele, aber diesmal musste der Krähen-Indianer dem Messer des Burntwoods seinen Kopf preisgeben und beide Krieger standen ohne Schädelhaut auf der Ebene.

Jetzt hatte der Krähen-Indianer nur noch über einen einzigen werthvollen Preis zu gebieten und er zögerte

nicht, diesen aufs Spiel zu setzen. Er setzte sein Leben gegen den Gewinnst des anderen. Sie spielten und er verlor. Er bot seine Brust seinem Gegner dar; der Burntwood stieß ihm bis an das Hest sein Messer in das Herz, kehrte mit seiner Beute in sein Dorf zurück und trägt jetzt noch seine eigene Schädelhaut und die seines Feindes in seinen Ohren.

Das Dorf gewährte, so lange der Handel dauerte, den gewöhnlichen Anblick der Verirrung. Raufen, Banken, Schreien und Tanzen und alle andern Folgen der Trunkenheit dauerten bis zum letzten Tropfen des Branntweinfasses und die Rückwirkung nach einer solchen Aufregung war fast noch schlimmer als das Uebel selber. Während dieser Zeit war alle Arbeit den Frauen übertragen, die vollauf beschäftigt waren, die Pferde zu besorgen und Holz und Wasser aus ziemlich weiter Entfernung herbeizuschaffen. Da es in der Nähe nur wenig oder gar kein Gras gab, so wurden die Thiere einzig und allein von den Rinden der Baumwollenbäume erhalten, und um diese zu gewinnen, waren die Weiber täglich beschäftigt, ungeheuere Bäume zu fällen oder sie zu erklettern, um die oberen Zweige abzuschlagen; sie sprangen dabei wie Eichhörnchen von Zweig zu Zweig, was in ihrer engen Tracht eine sehr schwere Aufgabe zu sein schien.

Den drolligsten Anblick gewährte es jedoch, wenn eine Anzahl von Weibern mit ihren langnasigen, wolfartigen Hunden, welche an die Travées oder „Trabogans“ gespannt werden, in den Wald zog. Die Hunde, die recht gut wissen, welcher Dienst von ihnen verlangt wird, weigern sich, den Lockungen der Weiber zu folgen,

fürchten sich aber auch zugleich durch die Flucht den Zorn ihrer Gebieterinnen zu erwecken. Sie führen daher mit weit heraushangender Zunge, ein Bild der Unentschlossenheit, auf ihren Hinterbeinen und laufen nur eine kleine Strecke weiter, wenn das erzürnte Weib sich nähert. Sind sie aber einmal an das Travée gespannt, das ganz einfach aus zwei an den Seiten des Hundes befestigten Hüttenstangen besteht, an deren Ende zum Tragen der Last einige Querlatten befestigt sind, so lassen sie sich von den Kinderschaaren, welche die Weiber stets begleiten, ziemlich geduldig dahin treiben. Auf dem Platze angelangt, wo ihre eigentliche Arbeit beginnen soll, zeigen die Hunde wiederum einen höchst klemischen Widerwillen, sich dem aufgehäusften Baumwollenholze zu nähern; sie legen sich halbstarrig nieder, winseln vor Unruhe und suchen, die langen Stangen hinter sich her schleppend und von den schreienden und halb wahnwünnigen Weibern verfolgt, nicht selten das Weite.

Wenn die Travées beladen sind, ziehen die Weiber, keuchend unter ihrer schweren Holzburde, voran, während die Hunde von den die Nachhut bildenden mit Büffelfleisch gefütterten feisten Buben angerieben werden. Die Hunde wissen die hilflose Lage ihrer Gebieterinnen zu benutzen, machen zu deren Lockungen taube Ohren, legen sich aller Minuten nieder, und zanken und beißen sich, an welchen Streitigkeiten jeder Kötter sich betheiligt, wild unter den kläffenden Haufen fährt, die laut schreienden Kinder umreißt und die Verwirrung noch bunter macht. Bei solcher Gelegenheit werfen die Weiber ihre Bürden ab, eilen mit Hüttenstangen bewaffnet zu Hilfe und theilen Leben im fernen Westen.

unter den kampffüchtigen Hunden tüchtige Schläge aus, wodurch endlich wieder eine gewisse Ordnung hergestellt wird.

„Tzoo — tzoo!“ schreien sie — „wah, kaschne, keitscha — vorwärts ihr teuflischen Bestien — tzoo — tzoo!“ — und sie ohne Gnade bearbeitend, bringen sie die Thiere in Galopp, der, wenn er einmal angetreten ist, gewöhnlich fortgesetzt wird, bis sie ihre Bestimmung erreicht haben.

Die indianischen Hunde werden jedoch von den Weibern immer gut behandelt, da sie diesen geduldigen, mit übermäßiger Arbeit belasteten Geschöpfen täglich wesentlich behilflich sind, Brennholz nach der Hütte zu schaffen, und auf der Wandering viele Haushaltgeräthschaften und andere bewegliche Habe tragen, die sonst das Weib selber ihrem Rücken aufzubürden müßte. Jede Hütte zählt ein halbes Dutzend bis zwanzig Hunde theils zum Ziehen, theils zum Schlachten, denn Hundefleisch ist bei einem indianischen Schmause unentbehrlich. Die ersten sind kräftige starke Thiere, halb Wolf halb Schäferhund, die zum Ziehen förmlich abgerichtet werden; die letzteren sind dagegen von kleinerer Art, mehr zum Fettwerden geeignet und bestehen aus allen Spielarten des Hundegeschlechtes. Mehre südliche Stämme besitzen eine gänzlich unbehaarte Hundeart, die jedenfalls aus Südamerika stammt und für den Kessel von hohem Werthe ist. Ihr Fleisch hat hinsichtlich seines Aussehens und seines Geschmackes viel Ähnlichkeit mit jungem Schweinefleische, ist aber bei Weitem kräftiger und zarter.

Die Sioux-Indianer verstehen es sehr gut, ihre Wohnungen behaglich einzurichten und verwenden auf deren Erbauung mehr Mühe als die meisten anderen Indianer. Ihre Hütten sind sämmtlich von kegelförmiger Gestalt; zuerst wird ein Gerüst von geraden schlanken Stangen errichtet, welche ungefähr wie Hopfenstangen aussiehen und zwanzig bis fünfzig und zwanzig Fuß lang sind, und um dieses Gerüst wird ein Uebergang von weich gegerbten, durch Rauch wasserdicht gemachten Büffelhäuten gelegt. Die Spitze, an welcher die Enden der Stangen hervorsehen, bleibt offen, damit der Rauch hinausziehen kann, und auf der einen Seite wird eine Öffnung angebracht, die gerade breit genug ist, einen Menschen hindurch zu lassen und welche man mit einer Thüre vom Büffelhaut bedeckt. Eine Hütte von gewöhnlicher Größe enthält ungefähr zwölf bis vierzehn Häute und kann bequem eine Familie von zwölf Personen aufnehmen. Das Feuer brennt in der Mitte unmittelbar unter der Dachöffnung und eine Klappe der oberen Häute wird nach Belieben geschlossen oder geöffnet, um als Schornsteinkappe den Zug zu regeln und den Rauch ungehindert abziehen zu lassen. An dem Feuer und ihm die Füße zukehrend, schlafen die Bewohner der Hütte auf Fellen und Büffelhäuten, die während des Tages zusammen gerollt im Hintergrunde der Hütte liegen.

Auf der Wanderung werden die Hüttenstangen in gleichen Theilen zu beiden Seiten eines Pferdes bevestigt und die Häute auf Querstangen gelegt, welche an den auf dem Boden schleifenden Enden angebracht sind, während auf denselben Pferde noch zwei bis drei

Weiber oder Kinder sitzen oder die kleinsten der letzteren in den Hunde-Travées gefahren werden. Ein Gestell von Hüttenstangen hält ungefähr drei bis sieben Jahre, wenn nicht das Dorf beständig auf der Wanderung sich befindet, wobei die Stangen durch das Schleifen über die sandige Prairie allerdings bald abgenutzt werden. Sie sind gewöhnlich von Eschenholz, das an vielen der Gebirgsbäche wächst, und es werden regelmäßige Wanderzüge unternommen, um die Vorräthe herbei zu holen, deren man entweder für die eigenen Hütten oder zum Handel mit denjenigen Stämmen bedarf, welche in den Prairien und weit von jener Gegend wohnen, wo diese Stangen gewonnen werden.

Eben so gibt es auch gewisse Bäche, wohin die Indianer sich begeben, um Vorräthe von Kinnik-kinnik, der inneren Rinde der rothen Weide, einzusammeln, die sie als Tabaksurrogat benutzen und die einen aromatischen und scharfen Geschmack hat. Sie wird zu diesem Zwecke in dünnen lockigen Flocken von dem zarten Schößlinge abgeschabt, am Feuer geröstet, wie Blättertabak zwischen den Händen gerieben und in Hautsäcke zum Gebrauche aufbewahrt. Das Kinnik-kinnik bringt bei allen, die nicht an seinen Gebrauch gewöhnt sind, eine sehr narkotische Wirkung hervor und erzeugt eine manchmal fast an Betäubung gränzende Schwere, welche sich von der beruhigenden Wirkung des Tabaks wesentlich unterscheidet.

Da die Büffel von ihren seitherigen Weideplätzen immer mehr verschwinden, so sind die Indianer alljährlich geübt, sich gegenseitig im Besitze ihrer Jagdgebiete zu beeinträchtigen, was zu unaufhörlichen Kriegen

zwischen den verschiedenen Stämmen Veranlassung gibt. Es ist seltsam aber erwiesen, daß die Büffel vor den Weihen sich zurückziehen, während die Nähe der Indianer sie nicht im mindesten zu stören scheint. Sobald sich auf einem Handelsplatze oder sonst wo einige weiße Jäger versammeln und an demselben Orte verweilen, werden die Büffel zuverlässig die Gegend verlassen und sich anderwärts eine Weide suchen. Hierin lässt sich deutlich die „Wahkeitscha“ oder schlechte Medizin der Weihen erkennen, wie die Indianer behaupten, die hierauf ihre gerechten Klagen über das Eindringen der weißen Jäger in ihre Jagdgebiete gründen.

Im Winter sind manche Stämme fast dem Hungertode preisgegeben, wenn sich der Büffel aus ihrem Lande nach dem ihrer Feinde gewendet hat. Sie haben in solchem Falle keine andere Wahl als zu bleiben, wo sie sind, und zu darben oder dem Büffel in das feindliche Gebiet zu folgen, was immer einen Krieg mit all seinen Schrecken nach sich zieht.

Unbekümmert um die Zukunft und nur darauf bedacht, Häute für die Händler zu gewinnen und sich das verderbliche Feuerwasser zu verschaffen, erlegen die Indianer jährlich mutwilliger Weise eine ungeheure Anzahl von Büffelkühen — denn nur die Häute der weiblichen Büffel werden zugerichtet — und vermehren hierdurch nur die Nebel, welchen sie entgegen gehen. Wenn man sie hierüber befragt und ihnen wegen eines solchen Mangels an Vorsicht und Fürsorge Vorwürfe macht, so antworten sie, daß der rothe Mann, so schnell der Büffel auch verschwinden möge, immer noch schneller „untergehen“ werde; daß der große Geist bestimmt habe,

daß beide zu einer und derselben Zeit von dem Angesichte der Natur „ausgelöscht“ werden sollten — daß Pfeile und Kugeln für den Büffel nicht verderblicher seien als Pocken und Feuerwasser für sie selber und daß, ehe noch der Schnee vieler Winter geschmolzen sei, von dem Büffel und dem rothen Manne keine anderen Spuren mehr übrig seín würden, als ihre auf den Ebenen umherliegenden Gebeine.“ — Sie erwarten jedoch eine Zukunft, in welcher sie nach einer langen Reise die glücklichen Jagdgebiete zu erreichen gedenken, wo die Büffel wieder die Prairien verdunkeln, wo die Bleichgesichter sie nicht zu belästigen wagen werden — wo kein winterlicher Schnee den Boden bedecken und wo es immer fette Büffel in Menge geben wird.

Sobald die Flüsse wieder geöffnet waren, trat La Bonté, der jetzt nur noch zwei Thiere und vier Fallen besaß, auf's neue seine Wanderung an und nahm dießmal seinen Weg nach dem gefährlichen Lande der Schwarzfüßer an den Quellen des Yellow-Stone und des oberen Missouri. Er war von drei anderen Jägern begleitet, unter welchen sich ein Mann Namens Wheeler und ein gewisser „Kreuzadler“, ein Schwede, befand, der sich seit vielen Jahren im Westen herum getrieben hatte. Als sie die Gabeln eines kleinen Flusses erreichten, die beide sehr reich an Bibersspuren waren, verfolgte La Bonté den linken Arm allein, indem er sein Squaw in der Gesellschaft einer Sioux-Indianerin zurück ließ, welche dem Schweden angehörte; die übrigen zogen, ihre Fallen stellend, am rechten Arme hinauf und alle wollten dann, nachdem sie die Flüsse bis zu ihren Quellen verfolgt, an der Vereinigung der beiden Arme wieder

zusammen treffen. Die größere Hälfte der Gesellschaft erreichte den Sammelpunkt zuerst und nahm an dem Ufer des Hauptflusses ihr Lager, um die Rückkehr ihres Gefährten La Bonté zu erwarten.

Um Morgen nach ihrer Ankunft, als sie sich eben von ihren Decken erhoben hatten und sich träge am Feuer pflegten, wurden sie plötzlich durch mehre von dem Ufer des Flusses kommende Schüsse erschreckt. Zwei von den Jägern stürzten todt zu Boden, während in demselben Augenblicke das betäubende Geschrei feindlicher Indianer in die Ohren der erschrockenen Weiber drang. Kreuzadler ergriff seine Büchse und flüchtete sich, obgleich schwer verwundet, nach einem hohlen Baume, der sich in der Nähe befand; er kroch hinein und vertheidigte sich hier den ganzen Tag mit der größten Hartnäckigkeit, indem er fünf Indianer tödete und mehre andere verwundete. Nicht im Stande, den tapferen Jäger aus seinem Zufluchtsorte zu vertreiben, benutzten die Indianer einen plötzlich sich erhebenden günstigen Wind und steckten das lange trockene, den Baum umgebende Gras in Brand. Der verdornte Baumstamm fing Feuer und der Jäger sah sich endlich genöthigt, seinen Zufluchtsort zu verlassen. Seine Büchse wie eine Keule erfassend, stürzte er unter die Indianer und erlag endlich, von unzähligen Wunden durchbohrt, aber erst nachdem er noch zwei andere von seinen Feinden getötet hatte.

Die beiden Weiber wurden hinweg geführt und eine von ihnen wurde kurze Zeit nachher auf einem Handelsplatze am Platze an einige Weiße verkauft; aber La Bonté vernahm nie wieder auch nur die lei-

seste Kunde von seinem biegsamen Rohre. So war denn der Gebirgsjäger auf's neue seiner besseren Hälfte beraubt und als er endlich den Sammelplatz erreichte, verzehrte eben eine Schaar von Wölfen die Körper seiner Gefährten und der im Kampfe gefallenen Indianer, während ihm die Einzelheiten des Kampfes erst lange Zeit nachher von einem Trapper mitgetheilt wurde, der zufällig anwesend gewesen, als das erwähnte Squaw auf dem Handelsplatze verkauft worden war, und aus ihrem Munde den Bericht von dem traurigen Schicksale ihres Gatten und seiner Gefährten an den Gabeln jenes Flüschen vernommen hatte, welches seitdem La Bonte's Namen trägt, da er der Anführer jener Trapper-Gesellschaft gewesen war.

Durch sein Mißgeschick nicht entmuthigt, setzte der Gebirgsjäger seine einsame Jagdwanderung mitten durch das Land der Krähen und Schwarzfüßer fort. Er hatte mannigfache Gefahren zu bestehen und wurde häufig von den Indianern verfolgt, wußte ihnen aber immer glücklich zu entrinnen. Seine beiden Thiere waren bald mit Biberpelzen beladen und er dachte nun daran, seinen Weg nach einem der Handelssammelplätze auf der anderen Seite des Gebirges, an der Lewis-Fork des Columbia oder an einem anderen seiner zahlreichen Zuflüsse, zu nehmen, wo die Agenten der großen Nordwest-Pelz-Compagnie die mit dem Ertrage ihrer Jagd beladenen Trapper erwarten. Für den Winter wollte er sich nach einem der Handelsplätze der Compagnie im Oregon-Gebiete wenden, das er bis jetzt noch nicht betreten hatte.

V.

Wir haben La Bonté einen Philosophen genannt. Er ertrug das Mißgeschick, von welchem sein Gebirgsleben begleitet war, mit vollkommener Ruhe, wenn nicht mit stoischer Gleichgültigkeit. Nichts vermochte seinen gegen jede Gefahr gestählten Gleichmuth zu erschüttern; keine plötzliche Aufregung störte sein Gemüth. Wir haben gesehen, wie ihm seine Weiber entrissen wurden, ohne daß er darüber seufzte oder murte — obgleich man sagen könnte, daß solche Unfälle kaum in den Bereich unglücklicher Ereignisse gehören dürften; wir haben gesehen, wie der Verlust seiner Maulthiere und Pferde, welche ihm von den Indianern geraubt wurden, ihn in das größte Unglück des Gebirgslebens — in die Notwendigkeit zu Fuß zu gehen, versetzte — wie sein Gepäck und seine Pelze, die mühsam erworbenen Beute seiner gefährlichen Jagdzüge, durch einen einzigen Griff räuberischer Indianer ihm abgenommen wurden. Hunger und Durst waren, wie wir wissen, gewöhnliche Begleiter des Gebirgsjägers. Sein abgehärtetes Fleisch fühlte kaum noch die schmerzhaften Wunden von Pfeilspitzen und Kugeln und im Kampfe mit den Indianern konnte kaum eine zarte Anwandlung von Gefühl das Gelüste seiner Finger nach seines Feindes Schädelhaut

mildern, eben so wenig als irgend ein Ueberrest von dem Widerwillen eines gesitteten Menschen ihn abhalten konnte, sein Messer wiederholt in das Herz eines indianischen Wilden zu stoßen.

Trotzdem leuchtete in einem dunklen Winkel seines Herzens dann und wann ein matter Funken von dem, was früher ein hell loderndes Feuer gewesen war. Weder die Zeit, jene Vernichterin aller Dinge, noch die Veränderung, jene bereitwillige Gehilfin der Vergessenheit, noch gefahrvolle und aufregende Erlebnisse, die stille Erinnerungen schwächen, konnten diesen kleinen Funken ersticken, der von Zeit zu Zeit, wenn in dem Leben des Gebirgsjägers auf wildere Aufregungen eine selten erscheinende Ruhe folgte und er sich auf kurze Zeit von Sorgen befreit, seinen eigenen Gedanken überlassen sah — plötzlich aufflackerte, alle Winkel und Ecken seiner erhärteten Brust erhelle und seinem geistigen Auge Kunde gab, daß in seinem Innern noch immer eine tiefgewurzelte, wenn auch vernachlässigte Erinnerung lebte, daß trotz Zeit und Veränderung, trotz allen Wechselfällen das Lebens und des Glückes die erste Liebe ewig unvergänglich bleibt.

„On revient toujours à ses premiers amours.“

Wenn La Bonté mit verschränkten Beinen und mit der Pfeife im Munde an seinem einsamen Lagerfeuer saß und die blauen Rauchwölkchen zu dem klaren Himmel emporsteigen sah, dann war es ihm häufig, als wenn aus den wirbelnden Rauchwolken eine wohlbekannte Gestalt ihn anschaut. Alte Erinnerungen drängten sich dann in seine Seele und alte Regungen, seiner Brust längst entfremdet, gestalteten sich gleichsam

zu längst vergessenen, jetzt aber wieder vertrauten Gefühlen. Er fühlte auf's neue den milden besänftigenden Einfluß, den einst in längst vergangenen Tagen eine gewisse Leidenschaft auf sein Gemüth und seinen Körper ausgeübt hatte, und oft ergriff ihn ein Beben und Zittern wie ehemals bei dem plötzlichen Anblitze einer gewissen Maria Brand, deren dunkle traumartige Erscheinung so häufig, ohne daß er sie herausbeschwor, sein einfames Lager umschwebte, oder, auf der schauerlichen Wacht während der langen stürmischen Winter-nächte seine Seele erheiterte.

Aufänglich wußte er nur, daß ihm in den Träumen der Nacht und in den wenigen Augenblicken des Tages, wo er seinen Gedanken sich hingeben konnte, ein Antlitz nahe war — und dieses Antlitz lächelte lieblich und erquickend. Den Namen hatte er fast vergessen — oder er erinnerte sich seiner nur dunkel; er legte wenig Werth darauf und dachte daher nicht mehr an ihn.

Viele Jahre nachdem La Bonté seine Heimat verlassen hatte, war ihm der Gedanke treu geblieben, einst wieder dorthin zurück zu kehren. Während dieser Zeit hatte er nie seine Braut vergessen und mancher ausgesuchte Pelz war sorgfältig für Maria Brand zurückgelegt worden — manches Liebespfand von eigen-thümlicher Gestalt, aus gefärbten Stachelschweinborsten und buntfarbigen Perlen von den gewandten Fingern indianischer Frauen gefertigt, war zu gleichem Zwecke in sein Telleisen gewandert — in der Hoffnung, daß einst eine Zeit kommen würde, wo er diese Gegenstände ihr würde zu Füßen legen können.

Jahr auf Jahr verging und er verfolgte noch immer seinen gefährlichen Beruf, immer inniger und vester an das wilde Gebirgsleben sich gewöhnuend. Er fühlte es, wie sehr er sich dem Yoche des gesellschaftlichen Umgangs und der Gesittung entwöhnt hatte; er vergaß auch nicht, wie sehr er sich in seinem Wesen und seiner Erscheinung verändert haben müßte, und wollte nicht glauben, daß er vor den Augen seiner ehemaligen Geliebten noch Gnade finden könnte; wußte er doch, so unerfahren er in dergleichen Dingen auch war, gerade genug von dem weiblichen Geschlechte, um sich überzeugt zu fühlen, daß Zeit und Entfernung schon lange hinreichend gewirkt haben würden, selbst wenn die natürliche Unbeständigkeit des Weibes nicht sich geltend gemacht hätte. So geschah es, daß er Maria Brand vergaß, wohl aber blieb ihm eine Erinnerung jenes alles in sich aufnehmenden Gefühles, das sie einst in seiner Brust hervorgerufen hatte und dessen Schatten in den sich ringelnden Rauchwölkchen seines einsamen Lagerfeuers so häufig Züge und Gestalt annahm.

Wollen wir die Wahrheit gestehen, so müssen wir zugeben, daß La Bonté als Gebirgsjäger seine Fehler hatte, und daß — nach dem Jägergesetze eine unverzeihliche Sünde — in den Tiefen und Winkeln seiner Brust, die von dem inneren Auge nur selten erforscht wurden, noch viel von dem Sauerteige einer sanften Menschennatur vorhanden war, die er dann und wann unwillkürlich hervorblitzen ließ und die von seinen Gefährten verächtlich aufgenommen, von dem Gebirgsjäger selber mit Erböthen unterdrückt wurde. So behandelte

er in seinen verschiedenen Chestandsverhältnissen seine dunkelfarbigen Weiber mit all der Rücksicht, welche dieses Geschlecht von Seiten des Mannes nur immer verlangen konnte. Keine seiner Frauen hatte je den Rücken gekrümmt um eines häuslichen Versehens wegen eine eheherrliche „Hüttenstangenstrafe“ in Empfang zu nehmen; oft aber sah seine Gehilfin mit Erröthen, wie ihr bleichgesichtiger Herr und Gebieter der Arbeit des Weibes sich unterzog und ungeheuere Haufen Brennholz auf seinem Rücken herbeitrug, Bäume fällte und schwerfällige Büffel zerlegte, was alles in den Bereich der Pflichten eines Indianer-Weibes gehört. Er wurde daher von allen mannabaren jungen Spuaws der Schwarzfüßer, der Krähen, der Shoshone, der Yutas, Shians und Arapahos für einen ausgezeichneten Chemann gehalten; aber nach seinem letzten ehelichen Misgeschick stählte er sein Herz gegen alle Reize und gegen die Gefallsucht der indianischen Schönen und lebte lange Zeit in einsamer Witverschafft.

Wir müssen von dem Augenblicke an, wo wir La Bonté auf seinem Wege nach dem Wasser des Columbia verließen, mit ihm einen Zeitraum von fast zwei Jahren überspringen, in welchem er fast ununterbrochen von gutem Glücke begleitet war, mit dem besten Erfolge an den Zuflüssen des Columbia und des Yellow-Stone — der gefährlichsten Jagdgegend — seine Fallen aufstellte und auf den Handelsplätzen der Nordwest-Compagnie für seine Pelze einen guten Markt fand — denn das Stück wurde hier mit fünf bis sechs Dollars bezahlt. Es war dieß noch das „goldene Zeitalter“ der Trapper, das leider nie wiederkehren wird

und nur noch in der Erinnerung der Gebirgsjäger lebt. Diese herrliche Zeit war zu gut, als daß sie hätte von Dauer sein können. „Solche Haufen fetten Fleisches konnten nicht lange scheinen,“ würde es in der GebirgsSprache lauten.

La Bonté war jetzt einer Gesellschaft von acht Trappern angehörig, deren Jagdgebiet sich in der Nähe der Quellen des Yellow-Stone befand, welcher, wie wir bereits erwähnt haben, durch das Land der Schwarzfüßer zieht. Seine Gefährten waren Killbuck, Meek, Marcelline und drei andere; der Anführer der Schaar war Bill Williams — jenes „alte Haus“ — der schon seit mehr als vierzig Jahren im Gebirge gelebt hatte, bis er endlich so zäh geworden war, wie die Büffelhautshöhlen seiner Mokassins. Es waren lauter brave Männer, echte erfahrene Jäger und wohlerprobte Gebirgsleute. Nachdem sie an allen ihnen bekannten Flüssen ihre Fallen gestellt hatten, wurde beschlossen, nach einer Gegend des Gebirges sich zu wenden, wo es nach dem Gange der Berge, wie der alte Williams versicherte, hinreichendes Wasser geben müßte, obgleich noch keiner von der Gesellschaft diese Gegend besucht hatte, oder von ihr zu sagen vermochte, ob sie Wild für sie selber oder Weide für ihre Thiere bieten würde. Die Jäger packten jedoch ihre Pelze auf und nahmen ihren Weg nach der vorgeschlagenen Richtung, während ihnen ein hoher über die regelmäßigeren Gebirgsketten sich erhebender, aber nur undeutlich sichtbarer Gipfel als Landmark diente.

Während der ersten Tage lag der Weg unserer Trapper zwischen zwei Berg Rücken und indem sie ein

kleines Thal längs der Ufer eines Flüßchens verfolgten, blieben sie auf ebenem Boden und ersparten dadurch ihren Thieren nicht unbedeutende Anstrengungen. Williams ritt stets voran; sein Körper war über den Sattelknopf gebeugt, über welchem quer eine lange schwerfällige Bürche lag und sein scharfes graues Auge schaute unter dem herabhängenden Rand eines biegsamen, von Fett glänzenden Filzhutes hervor. Sein Jagdhemd von Bockleder, das durch Schmuck und Gebrauch das Ansehen von Glanzleder erhalten hatte, hing in weiten Falten um seinen knochigen Körper, dessen untere Theile mit Beinkleidern von demselben Stoffe bekleidet waren; der abgenutzte Fransenbesatz an der äußeren Seite der letzteren war allerdings bedeutend beschnitten, denn es waren Striemen zum Ausbessern der Mocassins oder der Packstättel daraus gefertigt worden, und die Bekleidung selber lag, von der Nässe zusammengezrumpft, eng an den langen, mageren nervigen Beinen. Die Füße des Trappers ruhten in merikanischen hölzernen Steigbügeln von der Größe einer Kohlenwanne und an seinen Fersen waren mittels eines mit Perlen besetzten vier Zoll breiten und über den Spann gehenden Riemens ein Paar ungeheuere Speren befestigt, an deren Rädern klingende Gehänge hingen. An dem Achselgürtel, welcher das Pulverhorn und den Kugelsack trug, waren die verschiedenen Instrumente und Werkzeuge befestigt, deren ein Gebirgsmann bedarf. An der Hinterseite dieses Gürtels hing eine Axt mit einem Hirschhörnegriffe, deren Spitze in einer selbstgeschnittenen Scheide von Kirschbaumholz verwahrt war, neben ihr ein Kräuter zum Reinigen der Bürche und

darunter eine plumpen Kugelform, deren Griffe mit Streifen von Bockleder umwickelt waren, um bei dem Kugelgießen die Finger gegen Verbrennung zu schützen, sowie ein kleines Fläschchen, aus der Spitze eines durch Abschabung durchsichtig gemachten Antilopenhorns gefertigt, in welchem sich die „Medizin“ oder Röderflüssigkeit für die Biberfallen befand. Das Gesicht des alten Burschen war schmal und hager; die lange Nase und das Kinn berührten sich fast und sein Kopf war stets vorgebeugt, so daß man hätte glauben können, der Jäger sei buckelig. Wie es schien, sah er weder links noch rechts, aber sein kleines blitzendes Auge war in der That überall. Er sah niemals denjenigen an, mit welchem er sprach, sondern schien immer an etwas anderes zu denken, als den Gegenstand des Gespräches und sprach mit einer weinerlichen, leisen und gebrochenen Stimme und in einem Tone, welcher den Zuhörer im Zweifel ließ, ob er lachte oder weinte. Für dießmal hatte sich der alte Jäger gegen seinen gewöhnlichen Gebrauch — denn er jagte fast immer allein — der erwähnten Trappergesellschaft angeschlossen und natürlicher Weise das Amt eines Aufführers übernommen, da sich Bill nie einem Fache fügen wollte. Sein Charakter war hinlänglich bekannt. Mit allen Gegenden des fernen Westens und allen Indianerstämmen, welche ihn bewohnten, innig vertraut, war er immer glücklich genug, seine rothen Feinde zu überlisten und erschien, von seinen einsamen Jagdzügen zurückkehrend, immer reich mit Biberfellen beladen auf den Sammelplätzen, während andere Trapperschaaren zu Füße anlangten, und ihrer Packe und Thiere vielleicht gerade durch

dieselben Indianer beraubt worden waren, durch deren Gebiet der alte Williams ungesehen und unbelästigt seinen Weg genommen hatte. Wenn Bill in Gesellschaft anderer Trapper von Indianern überschlagen worden war, hatte er stets manhaft und mit jener Kaltblütigkeit gekämpft, die aus vollkommener Gleichgültigkeit gegen Tod und Gefahr entspringt — aber immer nur auf eigene Faust. Seine Büchse krachte bei solchen Gelegenheiten flink und lustig und ihr Mund sprach nie ohne Erfolg — während sein scharfes Messer, wenn es zum wirklichen Angriffe kam, die Haut manches Schwarzfüßers durchbohrte. Sobald er aber in einem solchen Falle erkannte, daß Vorsicht die bessere Tapferkeit war und daß der mißliche Stand der Dinge einen zeitigen Rückzug rathsam mache, sprach er zunächst in kurzen und bestimmten Wörtern seine Meinung aus und ging dann, seine Büchse auf die Schulter hängend, davon, um sich so wirksam zu verbergen, daß jede Nachforschung vergeblich gewesen sein würde. So kam es, daß Bill, wenn er sich bei einer großen Trapperschaar befand und bedenkliche Gefahren oder eine größere Anzahl von Indianern witterte als er für seine Thiere für gut hielt, gewöhnlich ausrief:

„Seht Ihr es, Jungen, es sind Spuren in der Nähe. Ich spüre Neigung, mich zu verbergen.“ Und ohne weitere Worte, taub gegen alle Vorstellungen, bepackte er hierauf ohne Weiteres seine Thiere und sprach dabei mit einem alten stutzohrigen mageren Pony, das ihm als Sattelpferd diente und hinsichtlich seiner Halsstarrigkeit und eisernen Rüstigkeit ein würdiger Gefährte seines eigenwilligen Herrn war. Sobald Bill

Leben im fernen Westen.

liams seine Satteldecke ergriff, um sie auf den wund geriebenen Rücken des Thieres zu legen, gab dieses sein Mißvergnügen durch das Krümmen seines Rückens und durch ein Zucken und Schütteln des Widerristes zu erkennen, welche Bewegung stets den Zorn des alten Trappers erregte; kaum aber hatte er die Satteldecke sanft auf die wunde Haut gelegt, als ein Schütteln des Thieres sie wieder abwarf.

„Hörst du nun, du verdammte Bestie,“ winselte er dann wohl — „kannst du deine alte Haut nicht stille halten? Will dieser alte Kerl sich nicht aus dem Staube machen, um dich vor den verdammten Indianern in Sicherheit zu bringen, he?“ — Seine Arbeit fortsetzend und ohne seine Gefährten zu beachten, die dabei standen und über den eigenthümlichen alten Trapper spöttelten, sprach er weiter: „Hörst du endlich — dieser Bursche wittert etwas — ja, ja; er würde bald zu Füße gehen müssen, wenn er seine Augen nicht offen hielte — das würde er. Es gibt rings umher Indianer — und noch dazu Schwarzfüßer. Aber sie können dieses Menschenkind nicht übertölpeln — das können sie nicht — Wagh!“ Nachdem er dann endlich seine Packthiere vest an den Schwanz seines Pferdes gebunden hatte, stieg er auf, legte seine Glinte über das Sattelhorn, stieß seinem Pferde die klingelnden Sporen in die Seite und ritt, ohne seine Gefährten zu beachten, von dannen, indem er vor sich hin murmelte: „Sie können dieses Menschenkind nicht übertölpeln — das können sie nicht.“ Hierauf war vielleicht Monate lang nichts wieder von ihm zu hören, bis ihn seine Gefährten, die in der Klemme, welche er vor-

aus gesehen hatte, vielleicht um ihre Thiere gekommen waren, in irgend einem einsamen Thale fanden, wo er mit sicher angepfleckten Thieren und wohl erhaltenem Pelzwerke sein einjames Lager aufgeschlagen hatte.

Sobald dagegen Williams bei einer Trappergesellschaft anhielt, fühlten sich alle unter seiner Obhut vollkommen sicher. Sein eisenwestiger Körper kannte keine Erschöpfung und bei Nacht war seine Liebe zu sich selber und zu seinen Thieren hinreichende Bürgschaft für eine zuverlässige Bewachung des Lagers. Indem er verantritt, mit seinen klingenden Sporen bei jedem Schritte die Seite seines alten Pferdes stachelnd, wußte er mit bewundernswürdigem Scharfschlage seinen Weg durch die besten Gegenden zu wählen und alle Schluchten und beschwerlichen Unebenheiten zu vermeiden, welche sonst sein Vorrücken unterbrechen haben würden. Dieser Scharfschlag schien bei ihm instinetartig zu sein, denn er blickte weder rechts noch links, indem er seinen Weg so gerade als möglich am Fuße des Gebirges hin verfolgte. Bei der Wahl eines Lagerplatzes bewährte er einen gleichen Scharfschlag. Wenn die Sonne sich zum Untergange neigte, waren seine Gedanken auf Holz, Wasser und Weide gerichtet und sobald diese Erfordernisse zu einem Lagerplatze sich darboten, sprang der alte Williams augenblicklich von seinem Sattel. Hierauf hatte er nichts Eiligeres zu thun, als seine Thiere zu entbürden, sie mit Beinfesseln zu versehen, Feuer anzuschlagen und einige Späne anzubrennen (während er das Herbeischaffen von Brennholz den anderen überließ), seine Pfeife in Brand zu setzen und es sich bequem zu machen.

Auf dem Wege durch ein Thal stießen die Jäger eines Tages auf eine Heerde schöner Büffel-Kühe und bald nachdem man sich einen Lagerplatz gewählt, kamen zwei von der Schaar mit einem reichlichen Vorrathe fetten Fleisches herbei. Einer von der Gesellschaft war ein Frischling aus einem Fort am Platte, der sich auf seinem ersten Jagdzuge befand und in die Geheimnisse der Gebirgskochkunst noch nicht eingeweiht war. Bill, der behaglich seine Pfeife rauchte, bat diesen, da er zufällig der nächste war, ihm ein Stück Fleisch abzuschneiden und in seinen Topf zu thun. Markhead ergriff den Fleischklumpen und begann in seiner Unschuld eine tüchtige Portion loszuschneiden, als ein schauendes Gebrüll des alten Trappers ihn so sehr erschreckte, daß er sein Messer plötzlich fallen ließ.

„Hoh!“ brüllte Williams, „hört Ihr wohl, Ihr verdammter Frischling — wird bei Euch zu Hause fettes Kindfleisch auf diese Weise verdorben? Dergleichen ist hier nicht Brauch, Junge — hört Ihr wohl? Was, Fleisch quer durch den Strich schneiden — wo soll das Blut da hin, Du vortrefflicher Spanier? Nach dem Striche, sage ich,“ fuhr er mit ernstem vorwurfsvollen Tone fort, „und die Stücke müssen hübsch lang sein, damit der Saft nicht heraus läuft — hört Ihr wohl?“ Aber das keizerische Versehen brachte den alten Trapper fast um seinen Appetit und er brummte den ganzen Abend mit Entsetzen über eine solche Mißhandlung fetten Kuhfleisches.

Als sie nach zwei bis drei Tagen das Ende des Thales erreichten und ihren Zug über das Gebirge begannen, traten ihrer Reise alle möglichen Hindernisse

entgegen, obgleich sie eine Stelle gewählt hatten, an welcher die Gebirgskette von einer Art Schlucht durchschnitten zu sein schien, die auch in der That der einzige benutzbare Uebergang in dieser Gegend war. Sie verfolgten das Thal eines Armes des Yellow-Stone, wo dieser sich in das Gebirge zog; aber von dieser Stelle an wurde das Wasser ein wilder Gießbach und sie erreichten den Gipfel des Gebirgsrückens nur mit unglaublicher Anstrengung. Wild war in dieser Gegend nur äußerst spärlich vorhanden; die Jäger mußten daher viel Hunger leiden und mehr als einmal zu den Büffelhautsöhlen ihrer Mocassins ihre Zuflucht nehmen. Der alte Williams murkte trotzdem niemals; er kaute seine Schuhsohlen sogar mit einem gewissen Behagen und war ein glücklicher Mann, so lange sein Beutel noch eine Pfeife Tabak enthielt. Vom Verhungern war man jedoch noch weit entfernt, denn man besaß noch alle Thiere; da sich aber die Jäger in einer Gegend befanden, wo es schwer hielt, sich wieder heritten zu machen, so nahm jeder Anstand, eines seiner Pferde seinem Appetite zu opfern.

Von dem Gipfel des Gebirgsrückens erkannte Bill das Gelände auf der anderen Seite als eine ihm wohl bekannte Gegend und er erklärte, daß sie sehr biberreich sei, aber auch einen minder wünschenswerthen Ueberfluß an herumstreifenden Indianern besäße. Dieß war das Thal in der Nähe der Seen, welche jetzt den Namen Gustis und Biddle führen; es entspringen hier viele warme und mineralische Quellen, die den Trapern als die Soda-, Bier- und Schwefelquellen wohl bekannt sind, von ihnen mit nicht geringer Scheu für

die Ruheplätze seiner satanischen Majestät gehalten werden und überdies die kräftigste „Medizin“ liefern sollen, die in dem Gebirge zu finden ist. Der alte Bill schien in der That wenig Lust zu haben, diese Gegend zu betreten, die nach seiner Behauptung von bekannter „schlechter Medizin“ war, aber er erklärte dennoch seine Begeitwilligkeit, die Gesellschaft nach dem bisherreichsten Theile zu führen.

Eines Tages erreichten sie ein Flüßchen, an welchem es reichliche Biberspuren gab, und beschlossen, hier ihr Hauptquartier aufzuschlagen und in der Nachbarschaft ihre Fallen aufzustellen. Es muß hier bemerkt werden, daß die Indianer zu dieser Zeit, wo unter den verschiedenen Handelsgesellschaften im indianischen Gebiete eine bedeutende Mitbewerbung herrschte, mit großen Vorräthen von Waffen und Schießbedarf versehen und in ihren Angriffen auf die weißen Jäger, welche durch ihr Gebiet zogen, ungewöhnlich verwegend und beharrlich geworden waren, so daß die Trapper sich genöthigt sahen, zu ihrem gegenseitigen Schutz in größeren Scharen herum zu ziehen, wobei sie offenen Angriffen allerdings weniger ausgesetzt waren, aber auch mit um so größerer Schwierigkeit, ohne entdeckt zu werden, ihrem Berufe nachgehen konnten; denn wo einer oder zwei unbemerkt hätten dahin ziehen können, konnte die breite auffällige Spur einer größeren Gesellschaft mit ihren Thieren den scharfen Augen der schlauen Indianer nicht so leicht entgehen.

Sie hatten sich kaum gelagert, als der alte Anführer, der sich entfernt hatte, um in der nächsten Nachbarschaft herum zu spähen, mit einem indianischen

Mocassín in der Hand zurückkehrte und seinen Gefährten erklärte, daß dessen Eigentümer und andere jedenfalls in der Nähe wären.

„Hört Ihr wohl, Burschen, es streifen hier Indianer herum und noch dazu Schwarzfüßer; aber es gibt auch Biber in Menge und dieses Menschenkind gedenkt seine Fallen zu stellen, es sei wie es wolle.“

Seine Gefährten verlangten, eine so gefährliche Gegend zu verlassen, aber der alte Jäger war gegen seine gewöhnliche Vorsicht entschlossen, hier zu bleiben. Indianer gäbe es überall, sagte er, und da sie einmal beschlossen hätten, hier zu jagen, so hätte auch er es sich vorgenommen. Dies war entscheidend und alle waren einverstanden, trotz der Indianer zu bleiben, wo sie waren. La Bonté erlegte in der Nähe des Lagers ein Paar Gebirgsschafe und die Jäger labten sich diesen Abend an dem fetten Hammelfleische, ohne von den Indianern gestört zu werden.

Am anderen Morgen wurden zwei im Lager zurückgelassen, während die übrigen in Abtheilungen von zwei Mann aufbrachen, um Bibersspuren zu suchen und Fallen zu stellen. Markhead war mit einem gewissen Batiste vereinigt, Killbuck entfernte sich mit La Bonté, Meek mit Marecelline und das vierte Paar bildeten zwei Canadier. Bill Williams und ein anderer Jäger blieben zurück, um das Lager zu schützen; aber der letztere ließ den alten Bill, der mit Ausbesserung seiner Mocassins beschäftigt war, allein, um eines der Gebirgsschafe zu erlegen, die in der Nähe sichtbar waren.

Markhead und sein Gefährte, das erste Paar auf der Liste, verfolgten ein Flüßchen, das in einer Ent-

fernung von ungefähr zehn Meilen sich in dassjenige ergoß, an welchem sie ihr Lager aufgeschlagen hatten. Es gab hier reichliche BiberSpuren und sie stellten acht Fallen auf, als Markhead plötzlich auf eine frische Indianer-Spur stieß. Es waren indianische Frauen durch das Gebüsch nach dem Ufer des Flusses gegangen, um Wasser zu schöpfen; er erkannte dieß an einem großen Stein, der bei solchen Gelegenheiten als Tritt in den Fluß gelegt wird, damit die Squaws ihre Kessel in das tiefste Wasser tauchen können. Markhead winkte seinem Gefährten, ihm zu folgen, spannte den Hahn seiner Büchse, theilte vorsichtig das Gebüsch und schritt geräuschlos an dem Ufer hinan. Auf Händen und Füßen kriechend erreichte er endlich den Gipfel der Uferhöhe und erblickte von seinem Versteck aus drei indianische Hütten, die auf einem kleinen Plateau in der Nähe des Flüßchens standen. Aus den von Zweigen gebildeten Dächern stieg Rauch empor, aber die Häute, welche die Stelle der Thüren vertraten, waren sorgfältig verschlossen, so daß der Jäger die Zahl der Bewohner dieser Hütten nicht zu erkennen vermochte. In geringer Entfernung bemerkte er jedoch zwei oder drei Squaws, die Holz sammelten und wie gewöhnlich von ihren Hunden, begleitet waren, deren scharfer Geruchssinn in Bezug auf fremde Gäste sehr zu fürchten war.

Markhead war ein tollkühner verirrtegner junger Mann, der sich aus Indianern nicht viel mehr machte als aus Prairie-Hunden und ohne um die Folgen sich zu kümmern, immer nach der Eingebung des Augenblicks und nach dem Gebote seiner Neigung handelte. Er faßte augenblicklich den Entschluß, in die Hütten

einzu dringen und den Feind zu überfallen, wenn ein solcher vorhanden wäre, während der andere Jäger gern bereit war, ihn zu begleiten. Die Hütten waren leer, aber die Feuer brannten noch und es kochte Fleisch über ihnen, welchem die hungrigen Jäger tüchtig zusprachen, während sie zugleich keinen Anstand nahmen, nach all' jenen beweglichen Dingen in der Gestalt von Leder und Mocassins zu greifen, die ihnen eben anstanden.

Ihre Beute in ein Bündel schnürend, suchten sie ihre Pferde, die sie unter dem Schutze der das Ufer beschattenden Bäume angebunden hatten, stiegen auf und schlugen den Rückweg ein, um ihre Falle einzuziehen und eine so gefährliche Nachbarschaft zu verlassen. Sie näherten sich der Stelle, wo ihre erste Falle aufgestellt war und ein dichtes Eschengebüsch den Fluss verbarg, als Markhead, der voran ritt, in dem Strauchwerke eine Bewegung bemerkte, als schliche sich eben ein Thier hindurch. Er hielt augenblicklich sein Pferd an und sein Begleiter kam an seine Seite, um nach der Ursache dieses plötzlichen Stillstandes zu fragen. Sie befanden sich nur noch einige Schritte von dem Buschgütel, von welchem der Fluss umschlossen war, und ehe Markhead Zeit hatte, seinem Gefährten eine Antwort zu geben, erhob sich über den grünen Schirm plötzlich ein Dutzend dunkelbrauner Köpfe und Schultern und die Jäger sahen eine gleiche Anzahl von Flintenläufen und Pfeilen auf ihre Brust gerichtet. Ehe die Trapper ihre Pferde umwenden und fliehen konnten, platzte eine Rauchwolke aus dem Gebüsch fast unmittelbar in ihr Gesicht. Batié fiel von mehren

Kugeln durchbohrt, todt zu Boden und auch Markhead fühlte sich schwer verwundet. Aber er drückte seinem Pferde die Sporen in die Seiten, schoß auf einen Haufen Schwarzfüßer, die aus dem Gebüsch hervorsprangen, seine Büchse ab und sprengte davon, während ihm die Indianer eine Salve von Kugeln und Pfeilen nachschickten. Er rastete nicht eher, als bis er endlich am Lagerfeuer hielt, wo der alte Bill gemächlich mit der Zurichtung einer Hirschhaut beschäftigt war. Der alte Ehrenmann blickte von seiner Arbeit auf; er sah Markheads blutendes Gesicht und einen Pfeil in seinem Rücken, ein unzweideutiges Zeugniß von einem Zusammentreffen mit Indianern, und fragte: „Hst Dir nun übel zu Muth, Bursche. Wo sind Dir die verdammten Schwarzfüßer begegnet?“

„Zieht mir erst den Pfeil aus dem Rücken, vielleicht kommt mir dann die Lust an, es Euch zu erzählen,“ antwortete Markhead.

„Ei ja doch, wartet nur bis ich diese verwünschte Haut genarbt habe — he, wollt Ihr? Habt Ihr je ein so verdammtes Fell gesehen — es will keinen Rauch annehmen, ich mag es halten wie ich will.“ Und Markhead mußte geduldig warten, bis der gleichmütige alte Trapper endlich Mühe fand, ihn von seinem lästigen Gefährten zu befreien.

Der alte Williams war über Batiste's Schicksal keineswegs verwundert oder bekümmert. Er sagte, es sei einem Frischling ganz ähnlich, mitten unter die verwünschten Schwarzfüßer zu laufen und bemerkte außerdem, daß der gefallene Trapper doch nur ein „Vide-poché“ gewesen und daß daher nicht viel an ihm ver-

loren sei. Bald nachher kamen auch Killbuck und La Benté in das Lager gesprengt. Auch sie waren plötzlich von einer Bande Schwarzsüßer angegriffen worden, hatten sich aber, da sie glücklicher Weise in einer offenen Gegend gewesen waren, unverfehrt aus dem Staube gemacht, nachdem sie zwei ihrer Angreifer getötet und ihre Sattelknöpfe mit deren Schädelhäuten geschmückt hatten. Sie waren in einer Richtung ausgezogen, welche derjenigen, die Markhead mit seinem Gefährten verfolgt hatte, gerade entgegen gesetzt war, und sie sprachen nach den Spuren, welche sie gegeben hatten, die Überzeugung aus, daß die ganze Gegend von Indianern belebt sein müßte. Keiner von diesen beiden Jägern war verwundet worden. Im nächsten Augenblicke erschienen die beiden Kanadier auf der Uferhöhe die in vollem Galopp und mit dem Geschrei: „Indianer — Indianer!“ in das Lager sprangen. Nachdem alle versammelt waren, wurde eine Berathschlagung gehalten und beschlossen, den gefährlichen Lagerplatz augenblicklich zu verlassen. Der alte Bill bepackte bereits seine Thiere und als er seiner alten Resinante den Sattel auflegte, brummte er vor sich hin: „Hört Ihr es — dieser alte Kerl will sich verstecken — gewiß, das wird er.“ Er bestieg hierauf sein Pferd, führte sein Maulthier an einer Fangleine, beugte sich über sein Sattelhorn, drückte seinem Pferde die gewichtigen Räder seiner Sporen in die Seite, ritt ohne ein Wort zu sprechen von dannen und war bald verschwunden.

Die Anderen, die meist ihre Fallen verloren hatten, sammelten schnell ihr Gepäck und verließen, dem Beispiel des alten Williams folgend, so schnell als

möglich ihren Lagerplatz. Von der Höhe aus, die vom Flüßchen emporstieg, bemerkten sie an verschiedenen Punkten dünne Rauchsäulen, über deren Bedeutung sie keinen Augenblick im Zweifel waren. Sie vermieden es jedoch, sich auf Höhen zu zeigen und hielten sich meist unter den Ufern des Flusses, wenn die Beschaffenheit des Bodens es irgend gestattete; da aber die Ufer zuweilen abschüssig vom Saume des Wassers emporstiegen, so sahen sich die Jäger mehr als einmal genöthigt, die Höhen zu erklimmen und ihren Weg oberhalb fortzusetzen, wo sie von den Indianern sehr leicht erspäht werden konnten. Es war nahe an Sonnenuntergang, als sie ihren Lagerplatz verließen, aber sie verfolgten den größeren Theil der Nacht hindurch so eilig als möglich ihren Weg, obgleich sie im Gebirge angelangt, mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, denn ihr Pfad führte stromaufwärts. Gegen Morgen hielten sie eine kurze Rast, brachen aber sogleich wieder auf, als das Tageslicht ihnen gestattete, auf dem unebenen Boden ihren Weg zu finden.

Das Flüßchen nahm jetzt seinen Lauf durch eine enge Schlucht, deren Ufer sehr dicht mit einem Gebüsch von Baumwollenholzung und Bittereschen bewachsen waren. Zu beiden Seiten erhob sich das Gebirge, aber nicht steil und abschüssig, sondern hier und da von Plateaus und abhängigen Prairien unterbrochen. In einem sehr dicht bewachsenen, hier und da mit großem Grase bedeckten Grunde wurde gegen Mittag Halt gemacht und die Jäger nahmen ihren erschöpften Thieren Sättel und Packe ab, um sie an denjenigen Stellen anzupflocken, wo das beste Gras zu finden war.

Nachdem auch La Bonté und Killbuck ihre Thiere auf diese Weise angebunden hatten, verließen sie das Lager, um auf die Jagd zu gehen, denn es fehlte ihnen an jeglichen Lebensmitteln. Sie hatten sich nur erst eine kleine Strecke vom Lager entfernt, als der erstere im Gehölze auf eine frische Mocassin-Fährte stieß. Er untersuchte sie einen Augenblick, erheb dann mit einem grinsenden Lächeln seinen Kopf und deutete, sich zu seinem Gefährten wendend, auf das Gebüsch, in dessen dichtestem Theile sie das wohlbekannte Pferd des alten Bill erblickten, das von dem Laube des Kirschgebüsches fraß. La Bonté brach durch das Gebüsch, um den Herrn des Thieres zu suchen, fuhr aber plötzlich zurück, als er dicht vor seinen Augen die Mündung eines Büchsenlaufes erblickte.

„He, seht doch,“ sprach Bill's seine Stimme — „ich war nahe daran, Euch in die Hölle zu schicken — das war ich. Ich will untergehen, wenn ich Euch nicht für Schwarzfüßer hielt.“

Der alte Bursche war über die schnelle, wenn auch zufällige Entdeckung seines Versteckes nicht wenig erzürnt. Er begab sich jedoch mit seinen Thieren augenblicklich in's Lager und schloß sich auf's neue seinen seitherigen Gefährten an, aber ohne ihnen zu erklären, warum er sie am Tage zuvor ohne Weiteres verlassen hatte.

Die beiden Jäger kehrten nach Sonnenuntergang mit einem Rothwilde zurück und nachdem man den besseren Theil des Fleisches verzehrt und eine Wache ausgestellt hatte, war die ganze Gesellschaft froh, sich in ihre Decken hüllen und die Ruhe genießen zu können,

die ihr so nöthig war. Sie blieben während der Nacht ungestört, aber bei Tagesanbruch wurden die Schläfer durch ein hundertstimmiges wildes Geschrei erweckt, das auf den das Flüßchen umgebenden Höhen erscholl. Dem Geschrei folgte augenblicklich ein krachendes Gewehrfeuer und die Kugeln drangen in die Bäume und zerstülpften die Zweige in der Nähe der Jäger, doch ohne Unheil anzurichten. Der alte Bill erhob sich von seinem Lager, schüttelte sich und stieß den gewöhnlichen Ausruf „Wagh!“ aus, als in diesem Augenblicke eine Kugel in das Feuer fuhr, an welchem er stand, und eine Aschenwolke emporwirbelte. Sämtliche Gebirgsjäger ergriffen ihre Büchsen und suchten eine Schutzwehr; aber es war noch nicht hell genug, um den Feind sehen zu können, dessen Stellung nur durch das Leuchten der Gewehre verrathen wurde. Als jedoch der Morgen anbrach, sahen die Jäger, daß beide Seiten der Schlucht von Indianern besetzt waren und das Flinten-Feuer, welches diese unterhielten, ließ wenigstens auf eine Schaar von hundert Kriegern schließen. Auf Seiten der Trapper war bis jetzt noch nicht ein einziger Schluß gefallen, als es aber heller wurde, spähten sie eifrig nach einem Ziele für ihre zuverlässigen Büchsen. La Bonté, Killbuck und der alte Williams lagen nur wenige Schritte von einander entfernt am Samme eines Dickigs und hatten ihre Büchsen in hierzu geeignete Gabeln des Gebüsches gelegt. Zwischen ihrem Verstecke und der Stellung der Indianer — die jedoch hier und da, wo irgend ein Felsen ihnen Schutz gewährte, zerstreut waren — lag eine Entfernung von ungefähr hundert und fünfzig Schritten oder eine gute Schuß-

weite. Die Jäger waren genöthigt, ihre Streitkräfte zu theilen, da beide Seiten des Flüßchens besetzt waren, aber der Boden war von so günstiger Beschaffenheit, der Schutz, welchen die Felsen und Gebüsche gewährten, so vertrefflich, daß bis jetzt noch nicht eine Handbreit von einem Indianer zu sehen gewesen war. La Bonté fast gegenüber endigte eine abhängige Fläche des Gebirges mit einem steilen Abhange, an dessen Rande mehre Blöcke hingen, die gerade groß genug waren, den Körper eines Mannes zu decken. Da diese Höhe das Lager der Jäger beherrschte, so war sie von den Indianern besetzt worden und jeder dieser Blöcke deckte einen Angreifer. Der Stelle, wo Killbuck und La Bonté lauerten, unmittelbar gegenüber lagen zwei Blöcke neben einander, deren Zwischenraum für einen Flintenlauf gerade breit genug war, und von dieser Deckung aus unterhielt ein Indianer ein überaus lästiges Feuer. All seine Kugeln drangen in sehr gefährlicher Nähe dieses oder jenes Jägers ein und bereits war Killbuck von einer derselben, die besser gezielt war als die anderen, leicht gestreift worden. La Bonté wartete seit einer Weile vergebens auf eine Gelegenheit, diesem beharrlichen Schützen zu antworten, bis sich endlich eine solche darbot, die er denn auch augenblicklich benutzte.

Der Indianer konnte, als es heller wurde, sein Ziel sicherer in's Auge fassen und schoss jetzt mit verdoppeltem Eifer, indem er jeden dieser Schüsse mit einem lauten Geschrei begleitete. Er mochte sich jedoch in seinem Eifer und wahrscheinlich beim Zielen etwas zu heftig an den Felsenblock lehnen, der ihn deckte, denn dieser wisch und rollte in die Schlucht hinab, wodurch

der Körper des Indianers plötzlich bloßgestellt wurde. In demselben Augenblicke fuhr ein Wölkchen aus dem Gebüsch, das die Trapper verbarg, und La Bonté's Büchse gab krachend die erste Antwort auf die Herausforderungen des Indianers. Einige Fuß hinter dem Felsen sank der Indianer todt zusammen, rollte über den Abhang der Schlucht und wurde erst unten im Grunde von einem Busche aufgefangen, in dessen Nähe Markhead im hohen Grase verborgen lag.

Der verwogene Bursche sprang augenblicklich aus seinem Verstecke hervor, fiel, sein Messer ziehend, über den Indianers Leichnam her und hielt im nächsten Augenblicke mit lautem Triumphgeschrei dessen Schädelhaut empor. Sogleich wurden auf den unerschrockenen Jäger wohl zwanzig Büchsen abgefeuert, aber hierbei stellten sich mehre Indianer unvorsichtiger Weise bloß; es krachten gleichzeitig sämtliche Büchsen der versteckten Gebirgsjäger und jeder Schuß kostete einem der Feinde das Leben.

Jetzt veränderten jedoch die Indianer ihre Taktik. Sie sahen, daß sie nicht im Stande waren, die Jäger aus ihrer Stellung zu vertreiben, zogen sich daher vom Gebirge zurück und ihr Feuer verstummte plötzlich. Auf ihrem Rückzuge waren sie genötigt, sich bloßzustellen und die Kugeln der Weißen forderten auf's neue ihre Opfer. Als sich die Indianer mit lautem Geschrei zurückzogen, glaubten die Jäger, der Feind hätte den Kampf aufgegeben, aber eine Rauchwolke, die aus dem unmittelbar unter ihnen liegenden Thalgrunde emporstieg, verrieth ihnen augenblicklich den neuen Kriegsplan, welchen die Indianer ergriffen hatten. Ein scharfer

Wind wehte in der Schlucht herauf und, von diesem unterstützt, setzten die Feinde die Büsche an den Ufern des Flusses in Brand, da sie wohl wußten, daß die Jäger einem solchen Angriffe schleunig würden weichen müssen.

Hätte nicht der Wind das Feuer schnell vor sich hergetrieben, so hätte es auch gegen einen solchen Angriff ein Schutzmittel gegeben, denn die Gebirgsjäger wissen sich in jeder Noth zu helfen. Sie würden das Gebüsch leewärts von ihrer Stellung, sowie das auf der Windseite oder zwischen ihnen und der anrückenden Flamme gelegene in Brand gesetzt und das Feuer augenblicklich wieder ausgelöscht haben, nachdem ein hinreichend großer Raum gelichtet gewesen wäre, welchen die Flamme nicht hätte überspringen können, so daß sie oberhalb und unterhalb ihrer Stellung von dem feindlichen Elemente abgesondert gewesen wären. Im gegenwärtigen Falle konnte ihnen ein solches Verfahren nichts helfen, da der Wind so heftig wehte, daß das einmal angezündete Feuer nicht wieder zu löschen gewesen sein würde; außerdem aber würden sie sich bei einem solchen Versuche in solcher Weise haben ausszehn, daß die Indianer sie leicht niederschießen können. Die Flamme kam, vom Winde getrieben, mit der Schnelligkeit eines Rennpferdes herangebraust, verbreitete sich in der Schlucht und leckte an den Gebirgswänden empor, deren dürres Gras wie Zunder aufzoderie. Vor ihm wälzten sich ungeheuere erstickende Rauchwolken heran und die Jäger bestiegen nach wenigen Minuten ihre Pferde und verließen, ihre Packthiere vor sich herreibend, so schnell als möglich ihren Lagerplatz. Sie

waren rings umher von dichten Rauchwolken umgeben und um diesen zu entgehen, verließen sie das Flüschen, und galoppirten an dem Abhange der Schlucht empor nach dem ebeneren Plateau. Als sie dieses erreichten, wurden sie von einer Schaar berittener Indianer überfallen. Einer von diesen sprengte, eine rothe Decke schwingend, mitten durch die Cavallada und ihm folgten augenblicklich alle freigehenden Thiere der Jäger, während die übrigen Indianer mit lautem Geschrei ihnen nachjagten. Der Angriff kam so plötzlich, daß die Weisen außer Stande waren, die allgemeine Flucht zu verhindern. Bill Williams führte seine Packthiere wie gewöhnlich an der Fangleine; aber trotzdem rissen sie sich, durch das Geschrei der Indianer erschreckt, von ihm los und hätten ihn dabei fast vom Sattel gezogen. Um den Rückzug derjenigen zu decken, die mit ihrer Beute davon eilten, erschien jetzt eine Schaar berittener Indianer, die mit einem Angriffe in der Fronte drohten, während die ersten Angreifer, die, fast hundert Mann stark, jetzt aus dem Thalgrunde herauftürmten, im Rücken angriffen. „Hört Ihr es, Jungen,“ rief der alte Bill, „macht Euch davon oder Ihr geht unter. Dieses Menschenkind wird sich verstecken.“ Und mit diesen Worten eilte er hinweg. Rette sich, wer kann, war die allgemeine Lösung und sie kam kleinen Augenblick zu früh, denn es drängten überwältigende Scharen auf die Jäger ein und das Gebirge wiederhallte von dem Geschrei der Wilden. La Bonté und Killbuck hielten zusammen; sie sahen, wie der alte Bill über seinen Sattel gebeugt mitten in den Rauch ritt, um jedenfalls seinen Weg nach dem Thal-

grunde des Baches zu nehmen; ihre anderen Gefährten entflohen hierhin und dorthin und es war Monate lang nichts wieder von ihnen zu sehen. So wurde eine der kühnsten und glücklichsten Trapperschaaren gesprengt, welche je in dem Gebirge des fernen Westens ihre Falle gestellt hatten.

Es ist eine schmerzliche Aufgabe, die armen Männer zu begleiten, die auf diese Weise des mühsam erworbenen Ertrags ihrer Jagden beraubt, auf einmal all ihren Reichtum verloren hatten. Die beiden Kanadier fanden ihren Tod in der dem Angriffe folgenden Nacht. Erschöpft, hungrig und von Kälte erstarrt, hatten sie an einem Orte, den sie für einen sicherer Versteck hielten, ein Feuer angezündet und waren, in ihre Decken gehüllt, bald in einen Schlaf versunken, aus welchem sie nie wieder erwachten. Ein indianischer Knabe hatte sie verfolgt und ihr Lager belauert. Von dem Gedanken erglüht, so früh schon sich auszeichnen zu können, erwartete er den günstigen Augenblick, schlich dann leise zu den Schlafenden, tödete beide mit seinen Pfeilen und kehrte mit ihren Pferden und Schädelhäuten im Triumph zu seinem Volke zurück.

Da Bonté und Killbuck suchten einen Gebirgspfad, auf welchem sie nach den Quellen des Columbia und zu einigen Händlern oder Trappern der Nordwest-Compagnie zu gelangen gedachten. Sie verirrten sich in einen Theil des Gebirges, wo es weder Wild noch Weide für ihre elenden Thiere gab. Eines derselben wurde getötet, um als Nahrung zu dienen, das andere, nur noch Haut und Knochen, starb den Hunger-

tod. Die Jäger besaßen nur sehr wenig Schießbedarf; ihre Moccasins waren abgenutzt und sie konnten keine Häute gewünscht, um sich neue daraus zu fertigen. Der Winter kam schnell heran; schon war das Gebirge mit Schnee bedeckt und durch die Thäler tobten fortwährend rauhe Stürme, welche die von einer zerissenem Umhüllung nur spärlich geschützten Glieder der Jäger erstarrten. Um das Elend zu vermehren, wurde der arme Killbuck auch noch krank. Er war vor einiger Zeit im Oberbeine von einer Kugel verwundet worden, die sich noch in seinem Körper befand. Die Wunde nahm, durch Anstrengung und übermäßige Kälte verschlimmert, ein gefährliches Aussehen an und machte ihn bald zu jeder dauernden Anstrengung unfähig, da selbst die geringste Bewegung von unerträglichem Schmerze begleitet war. La Bonté hatte seinem kranken Gefährten an einer Stelle, wo ein kleines Flüschen aus dem Gebirge hervorkam und seinen Lauf durch eine kleine Prairie verfolgte, eine Hütte gebaut und aus Fichtenzweigen ein weiches Bett bereitet. Seit drei Tagen war ein Stück Büffelhaut, welches die Rückseite von La Bonté's Kugelsacke bildete, ihre einzige Nahrung gewesen; man hatte es in dem Bache erweicht und begierig verzehrt. Killbuck war außer Stande, sich zu bewegen und versank schnell in gänzliche Er schöpfung. Sein Gefährte hatte, so weit es seine sinkenden Kräfte erlaubten, von früh bis Abend nach Wild gespährt, aber, mit Ausnahme einer alten Büffelsspur, die offenbar von einer vor Monaten über das Gebirge gegangenen Büffelherde herrührte, auch nicht die geringste Wildspur entdeckt.

Am Morgen des vierten Tages erhob sich La Bonté wie gewöhnlich bei Tagesanbruch von seinem Lager, um Holz zu sammeln, damit das Feuer, während er sich auf der Jagd befand, unterhalten werden könnte, als Killbuck ihn zu sich rief und mit fast unvernehmlicher Stimme ihn bat, sich an seine Seite zu setzen.

„Mein Junge,“ hob er an, „es ist diesem alten Kerl als müßte er untergehen, und zwar bald. Du bist noch kräftig und wenn Fleisch bei der Hand wäre, würdest Du bald wieder auftreten. Nun, wie gesagt, Junge, ich werde bald untergehen und wenn Du nicht Fleisch beutest, wirst Du bald in derselben Klemme sein. Ich selber habe nie todtes Fleisch *) gegessen und möchte keinem zumuthen, es zu thun; aber gehörig geschlachtetes Fleisch ist Fleisch, woher es auch kommen möge. Stoße daher diesem alten Menschenkind Dein Messer in die Brust und bediene Dich. Es ist magerer Büffel, das weiß ich, aber vielleicht langt es doch zu, das Leben zu fristen. An den Hüften ist noch etwas Fleisch und vielleicht geben auch meine alten Rippen noch etwas zu nagen.“

„Du bist ein guter alter Kerl,“ antwortete La Bonté, „aber dieses Menschenkind ist noch kein Neger geworden.“

Killbuck bat hierauf seinen Gefährten, ihn seinem Schicksale zu überlassen und sich zu bemühen, zu Wild zu kommen. Aber La Bonté wies auch diesen Vorschlag großmuthig zurück; er suchte den kranken Ge-

*) Nas.

fährten zu erheitern und verließ ihn auf's neue, um sich nach Wild umzusehen. Er war so schwach, daß er sich nur mit Mühe aufrecht erhalten konnte und im voraus von der Erfolglosigkeit seiner Jagd überzeugt, verließ er den Lagerplatz in der besten Zuversicht, daß nach einigen Stunden sein letzter Augenblick kommen müßte.

Raum aber hatte er seinen Blick erhoben, als er, seinen Augen kaum trauend, in einer Entfernung von nur wenigen hundert Schritten einen alten Büffelstier auf der Prairie liegen sah. Vor ihm saßen auf ihren Hinterbeinen zwei Wölfe, welche die Zunge aus dem Halse streckten. Der Büffel ließ seinen ungeheueren Kopf hinfällig von einer Seite auf die andere sinken und stierte mit blutunterlaufenen Augen wild und verzweifelt auf seine Peiniger, während der mit Blut vermischte Schaum von seinen Lippen auf seinen langen zottigen Bart fiel. La Bonté war wie versteinert; er wagte kaum zu atmen, aus Furcht, das Thier zu verschrecken. So schwach es auch sein möchte, so wäre doch der Jäger außer Stande gewesen, es zu verfolgen, und da er wußte, daß sein eigenes Leben wie das seines Gefährten von dem Erfolge seines Schusses abhing, so fühlte er kaum Kraft genug, seine Büchse zu erheben. Er näherte sich dem Thiere bis auf Schußweite mit großer Anstrengung und Vorsicht — die jedoch gänzlich überflüssig war, denn der arme alte Stier war nicht im Stande, sich zu bewegen. Auf dem Boden liegend, nahm hierauf La Bonté ein sicheres Ziel und schoß. Der Büffel erhob seinen Kopf, schüttelte ihn einen Augenblick, streckte dann krampfhaft seine Glieder aus und legte sich todt auf die Seite.

Killbuck hörte den Schuß und sah, aus der kleinen sein Lager bedeckenden Hütte hervorkriechend, zu seiner nicht geringen Überraschung seinen Gefährten mit der Zerlegung eines Büffels beschäftigt. „Hurrah Dir!“ rief er und sank von seiner Anstrengung, vielleicht auch durch die Aufregung erschöpft, in welche ihn die Aussicht auf einen Schmaus versetzte, ohnmächtig zusammen.

Die Erlegung war jedoch das Leichteste der Arbeit gewesen, denn als der ungeheuere Körper todt auf dem Boden lag, hatte unser Jäger kaum Kraft genug, mit seinem Messer die zähe Haut des alten Patriarchen zu zerschneiden. Nachdem er hierauf so viel als er fortbringen konnte von dem Fleische abgeschnitten und mittlerweile mehre Bissen von der Leber, die er zuvor in die Gallenblase tauchte, mit großem Appetit verschlungen hatte, warf La Bonté einen bedenklichen Blick auf die Wölfe, die jetzt, ihre Mäuler leckend, herum schllichen und nur den Augenblick erwarteten, wo er den Rücken wenden würde, um mit einem ähnlichen Heißhunger wie er und zugleich mit größeren Verschlingungs- und Verdauungskräften über ihre Beute herzufallen. La Bonté blickte auf den Büffel und dann auf die Wölfe, erhob seine Blüchse und schoß einen derselben nieder, worauf der andere ohne Zögern die Flucht ergriff.

Mit einer reichlichen Ladung der besten Fleischstücke — denn der Hunger machte ihn stark — auf dem Lagerplatz angelangt, sah er, daß sein Gefährte besinnungslos und scheinbar „untergegangen“ auf dem Rücken lag. Da er weder Riechessenz noch sonst ein ähnliches Mittel bei der Hand hatte, so hielt La Bonté

dem Kranken ein Stück von dem rohen Fleische unter die Nase, was ihn augenblicklich wieder zur Besinnung brachte. Hierauf hob er den armen Gefährten in eine sitzende Stellung und lud den „alten Kerl“ mit liebvollem Tone ein, sich zu sättigen, indem er ihm zu gleicher Zeit ein ziemlich großes Stück roher Büffelleber in die Hand gab, welches der Kranke einige Augenblicke nachdenklich und zweifelhaft ansah und dann begierig verzehrte. Es war Abend, als La Bonté, nachdem er mehrmals einen tüchtigen Imbiß genommen hatte, das letzte Fleisch herbei brachte, das nun einen ziemlich großen Haufen in der Nähe des Feuers bildete.

Das Fleisch war allerdings von ziemlich harter Beschaffenheit, und die Arbeit, ein Stück von der Lende zu kauen, war fast eben so mühevoll wie eine beschwerliche Jagd; den armen verhungerten Jägern schmeckte es aber trotzdem vortrefflich. Sie besaßen noch einen kleinen Blechtopf und in diesem bereitete La Bonté durch unendliches Kochen eine kräftige Suppe, die seinen kranken Gefährten bald wieder aufbrachte. La Bonté selber war, nachdem er eine tüchtige Mahlzeit eingenommen hatte, wieder so kräftig wie zuvor und beschäftigte sich jetzt damit, das übrig gebliebene Fleisch für künftigen Gebrauch zu kochen. Selbst aus dem Wolfe, so dürr er auch war, wurde Fleisch gemacht, das für mehre Tage ausreichte. Der Winter war jedoch mit solcher Strenge herangekommen und Killbuck war noch immer so schwach, daß La Bonté beschloß, bis zum Frühjahre auf dem gegenwärtigen Lagerplatze zu bleiben, da er jetzt bemerkte, daß das Thal häufig von Büffeln besucht wurde, denn es war mehr von

Schnee entblößt als die Niederungen und gewährte diesen Thieren eine bessere Weide. Eines Morgens sah er auch wirklich auf Büchsen schußweite vom Lager entfernt eine Heerde von siebenzehn Stieren, von welchen er bald einen der fettesten erlegte.

Es standen den beiden Jägern trotzdem noch immer schwere Zeiten bevor; denn als der Frühling heran kam, verschwanden die Büffel auf's neue. Der größte Theil des erbeuteten Fleisches war verdorben, da sie nicht hinreichende Sonne gehabt hatten, um es vollständig zu trocknen, und als sie ihre Reise wieder antraten, war ihnen nichts mehr übrig geblieben, das sie für ihre Wanderung durch die vor ihnen liegende wildleere Wüste hätten mitnehmen können. Wir wollen nicht erzählen was sie auszustehen hatten. Sie hatten Hunger und Durst zu leiden, wurden zuweilen von Indianern überfallen und entgingen diesen Feinden manchmal nur wie durch ein Wunder.

VI.

Der von den Händlern und Auswanderern benützte Weg nach Oregon führt an einem Punkte über das Felsengebirge, der als der Südpaf̄ bekannt ist und wo sich in der Gebirgskette eine Deffnung von so mǟßiger und allmäliger Ansteigung befindet, daß man ohne allzu große Mühe mit Wagen darüber hinweg kommen kann. Das Süßwasserthal erstreckt sich fast bis an die Stelle, wo die Bergscheide ihre Gewässer nach dem Stillen und Atlantischen Ocean entsendet. An dem einen Ende dieses Thales und auf der rechten Seite des Süßwassers erhebt sich von der Ebene ein vereinzelter ungeheuerer Granitfelsen bis zu einer Höhe von 300 Fuß und auf der glatten Fläche, welche sich auf einer seiner Seiten befindet, sind mit plumpen Lettern die Namen und Anfangsbuchstaben von Händlern, Trappern, Reisenden und Auswanderern eingeschrieben, die hier das Andenken an ihre Reise durch die Wildniss des fernen Westens verewigt haben. Die Felsenfläche ist mit Namen bedeckt, welche den Gebirgsleuten als die Namen ihrer berühmtesten Genossen bekannt sind, während andere in der Wissenschaft und Literatur der alten Welt einen bekannteren Klang haben, als bei den ungeliehrten Trappern des Felsenge-

birges. Diese ungeheuere Felsenmasse ist für die Indianer und Gebirgsleute eine wohlbekannte Landmark und Reisende und Auswanderer begrüßen sie als den Mittelpunkt zwischen den Gränzen der Vereinigten Staaten und dem noch immer fernen Ziele ihrer langen und gefährlichen Reise.

Es war ein heißer schwüler Tag im Juli. Kein Lüftchen linderte die übermäßige drückende Hitze, die hier, wo angenehme Sommerwinde und zuweilen heftigere Stürme mit der Regelmäßigkeit der Passatwinde über die Hochebenen wehen, zu den seltenen Erscheinungen gehört. Die in ihrer Mittagshöhe stehende Sonne versengte das schmachtende Büffelgras auf der trocknen sandigen Ebene und ihre von dem heißen Boden gebrochenen und zurückgeschlagenen Strahlen verdrehten alle durch das trübe Mittel gesehnen Gegenstände. Ueber die angränzende Prairie schllichen gemächlich einzelne Antilopen, die sich anmutig mitten in der Luft zu bewegen schienen, während eine zerstreute Heerde von Büffelstieren in der dunstigen Ferne eine unbestimmte ungeheuere Gestalt annahm. In dem bewaldeten Thale des Flusses standen Hirsche und Elennthiere unter dem Schatten der überhängenden Baumwollenbäume unbeweglich im Flusse, um sich auf diese Weise gegen die unermüdlichen Angriffe der Schwärme von Pferdefliegen und Mosquitos zu schützen, und dann und wann hörte man, wie sie plätschernd den Kopf in's Wasser tauchten, um sich von den giftigen Insekten zu befreien, von welchen sie beständig umschwärm waren. In der sandigen Ebene wälzten Käfer von ungeheuerer Größe nach allen Richtungen große Erdhallen

hinweg, die sie mit komischer Beharrlichkeit mittels ihrer Hinterbeine fortbewegten; hier und da zeigten sich Chamäleons, deren wunderliche Körper die Farbe des Sandes annahmen; da und dort waren Gruppen von den „Häusern“ der Prairie-Hunde zu sehen, und auf dem Dache eines jeden saß wacker bellend der Bewohner, während unter dem Schutze fast jedes Salbei- oder Cactusstrauches träge zusammengerollt eine glitzernde Klapperschlange lag. Dieses glühenden Anblicks spottend funkeln die benachbarten Gipfel des Wind-River-Gebirges in einem glänzenden Schneemantel, während der von Wolken umhüllte Süßwasserberg, im schreienden Gegensatz zu den an seinem Fuße liegenden versengten Ebenen, ein graues helles Ansehen hatte.

Mit dem Rücken an dem Felsen lehnend, welcher jetzt, wie erwähnt worden ist, die Namen zahlreicher Reisenden trägt, und durch seine steilen Wände gegen die mächtigen Strahlen der Sonne geschützt, schliefen ruhig zwei weiße Männer. Sie waren hager und schmalbackig und in zerrissenem Bockleder gekleidet. Jeder hatte seine Büchse über die Kniee gelegt, aber die Pfanne der einen — eine seltene Erscheinung in diesem Lande — war geöffnet, mit Rost bedeckt und ohne Zündpulver, während im Hahne der andern der Stein fehlte. Ihre Gesichter sahen aus wie mit einem mahagonifarbigen Pergament überzogen, ihre Augen waren eingefallen und während die unteren Kinnbacken schlaff herabhängten, standen aus den hohlen Wangen fast die Knochen hervor. Der eine befand sich in der Blüthe des Mannesalters und hatte schöne Züge; der andere, der bereits weit über das mittlere Lebensalter

hinaus war, hatte ein starres ernstes Ansehen. Sie hatten nach langen Monaten furchtbarer Entbehrungen und Leiden diesen Paß erreicht. Der ältere von beiden war Killbuck, der bekannte Gebirgsmann, der andere hieß La Bonté.

Ersterer öffnete seine Augen und sah die Büffel auf der Ebene. „Heda, Junge,“ rief er, seinen Gefährten berührend, „da gibt es Fleisch.“

La Bonté blickte nach der Richtung, die der andere andeutete, erhob sich, griff nach Jagdtasche und Pulverhorn, zog mit den Zähnen den Stöpsel aus dem letzteren, setzte die Öffnung auf seine linke Handfläche, stürzte das Horn um und schüttelte es.

„Nicht ein Körnchen,“ sprach er, „nicht ein Körnchen, alter Junge.“

„Wagh!“ rief der andere. „Wir werden trotzdem bald etwas zu essen haben.“

Er erhob sich mit diesen Worten und ging in die Prairie hinaus. Kaum hatte er einige Schritte zurückgelegt, als er, an einem Salbeibusche vorübergehend, das warnende Geräusch einer Klapperschlange vernahm. Killbuck grinste, zog den Ladestock aus seiner Büchse, schlug damit der Schlange auf den Kopf, fasste sie am Schwanz und warf sie seinem Gefährten mit den Worten zu: „Hier ist Fleisch!“ Der alte Jäger erlegte noch ein halbes Dutzend solcher Thiere, die er mit dem Kopfe an seinen Ladestock gesteckt hatte und auf diese Weise herbeigetragen brachte. Es wurde schnell ein Feuer angezündet, über welchem die Schlangen bereits schmorten, als La Bonté, dessen Blick auf die Büffel gerichtet war, die in der Nähe des Felsens

weideten, plötzlich bemerkte, daß sie ihre Köpfe erhoben, in die Luft empor schnüffelten und dann auf ihn zugelaufen kamen. Einige Minuten später erschien in der zitternden Luft ein ungeheuerer gestaltloser Körper, der sich der Stelle näherte, wo die Büffel geweidet hatten. Die Jäger schauten nach der Erscheinung, wechselten dann einen Blick und riefen: „Wagh!“ Sie erkannten bald deutlicher eine lange weiße Masse, welcher eine zweite folgte und vor jeder befand sich eine Koppel Thiere.

„Wagen, bei Mann und Biber! Hurrah für Conostoga!“ riefen beide in einem Althem, als sie jetzt zwei weiß bedeckte von mehren Maulthieren gezogene Wagen erkannten, die sich unmittelbar der Stelle näherten, wo sie saßen. In der Nähe der Wagen ritten mehre Männer und zwei dieser Reiter, die allen übrigen voraus waren, näherten sich eben dem Felsen, als sie in demselben Augenblicke den Rauch bemerkten, der von dem Feuer der Jäger emporstieg. Sie blieben stehen und einer von ihnen zog aus einem Futteral ein langes Instrument hervor, das Killbuck für eine Büchse erklärte, richtete es einen Augenblick lang auf die Jäger, ließ es dann wieder sinken und ritt weiter.

Während die Fremden sich näherten blieben die beiden Trapper, obgleich halb todt vor Freude, mit indianischem Ernst und unbeweglichen Gesichtszügen auf ihren Pläzen sitzen, indem sie dann und wann die in der Gluthasche schmorenden Schlangen umwendeten. Die beiden Reiter kamen heran. Einer von ihnen, ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren von

Mittelgröße und kräftigem Körperbau, trug einen weißen Jagdrock von einem im Gebirge unbekannten Schnitte und Beinkleider von sogenanntem „Schäfer-Plaid“; sein von Hitze und Anstrengung glühendes Gesicht war von einem breitrandigen „Panama“ beschattet; in seinem Gürtel hing ein schönes, langes Schnappmesser und über seiner Schulter eine doppelläufige Flinte.

Sein Gefährte trug ebenfalls einen lichtfarbigen Jagdrock mit vielen Taschen und von dandyhartigem Zuschnitte, ritt auf einem englischen Sattel und in Stiefeln und war mit einer prächtigen Doppelbüchse bewaffnet, die, glatt und glänzend, nur erst aus dem Futteral genommen zu sein schien und noch keine merkbaren Spuren des Gebrauchs zeigte. Es war ein schlanker hübscher Mann von dreißig Jahren, blond von Haar und Gesichtsfarbe, trug einen zierlichen Bart, einen pfiffigen Hut, eine vom Rauche nicht sehr geschwärzte Pfeife, ein schön gearbeitetes Pulverhorn und ein mit einem Matrosenknoten geknüpftes blaues Halsstuch, über welches sorgfältig der Kragen seines Hemdes gelegt war. Wie es schien, war er überdies seines fehlerlosen Ansehns sich bewußt und trug englische Handschuhe.

Die Jäger betrachteten die Fremden vom Kopfe bis auf die Füße und je länger sie dieselben beobachteten, um desto weniger wußten sie, was sie aus ihnen machen sollten.

„Hölle!“ rief La Bonté bedeutsam.

„Das heißt noch mehr als Stierhaut glatt gerben,“ sprach Killbuck, als die Fremden am Feuer Halt machten, während der jüngere von seinem Pferde stieg und mit Verwunderung die verwitterten Jäger betrachtete.

„He, Ihr Leute, was macht Ihr?“ platzte er heraus. „Wild hier? Beim Jupiter!“ fügte er plötzlich hinzu und ergriff seine Büchse, als sich in diesem Augenblicke ein großer Mäusefalk, der schmuckigste aller Vögel, in verführerischer Schußweite auf die obersten Zweige eines Baumwollenbaumes setzte. „Beim Jupiter, da gibt es etwas!“ rief der gewaltige Jäger und ging, sich bückend, davon, um ganz nach der Art der nordischen Wildbeschleicher dem unvorsichtigen Vogel sich zu nähern. Der Mäusefalk saß ruhig auf seinem Zweige und streckte dann und wann den Hals aus, um einen Blick auf den näher kommenden Jäger zu werfen, der bei dieser Gelegenheit sich jedesmal flach auf den Boden warf und regungslos liegen blieb, um den Vogel nicht zu erschrecken. Es war wohl der Mühe werth, Killbucks Gesicht zu beobachten, während er mit seinen Blicken die Bewegungen des „Bourgeois-Jägers“ verfolgte. Er glaubte anfänglich, der Dandy habe wirklich im Thalgrunde ein Wild entdeckt und die Möglichkeit, Fleisch zu sehen, war ihm gerade nicht unlieb; als er aber endlich den eigentlichen Zweck dieser Manöver erkannte und wahrnahm, welcher Beute der Jäger so vorsichtig sich zu nähern suchte, verzog sich sein Mund grinsend von einem Ohr bis zum anderen und sich zu La Bonté wendend, sprach er: „Wagh! Der ist etwas — der ist's.“

Der Fremde gelangte mittlerweile, ohne sich in seinem Wahne stören zu lassen, unter den Baum, auf welchem der Vogel saß, erhob seine Büchse und schoß; der Vogel fiel herab und der glückliche Jäger stürzte mit lautem Geschrei darauf zu und brachte ihn triumphirend

zu dem Feuer, wo er durch seine Heldenthat in dem Herzen der beiden Trapper die stolzeste Verachtung erweckt hatte.

Der ältere von den beiden Fremden war ein ruhigerer Charakter. Auch er lächelte über die begeisterte Freude seines jüngeren Gefährten, dessen Pferd unterdessen auf der Ebene herumlief, und sprach leutselig mit den Gebirgsmännern, deren Ausssehen ein nur zu deutliches Zeugniß von den Leiden gab, die sie erduldet hatten. Die Schlangen waren mittlerweile gar geworden und die Trapper ließen an ihre neuen Bekannten die nie versäumte Einladung ergehen, sich niederzusezen und zu essen. Als die letzteren aber sahen, woraus die ihnen angebotenen Gerichte bestanden, schauderten sie mit Ekel und Entsetzen zurück.

„Guter Gott!“ rief der ältere, „könnst Ihr wirklich so ekelhafte Nahrung zu Euch nehmen?“

„Dieses Menschenkind weiß nicht, was ekelhaft ist,“ antwortete Killbuck mürrisch. „Wer seit drei Tagen und länger einen leeren Magen mit sich herum getragen hat, begnügt sich gern mit Schlangenfleisch, denke ich.“

„Wie, Ihr habt also nichts zu leben?“

„So ist es.“

„Wartet bis die Wagen heran kommen; werft dieses abscheuliche Zeug weg und Ihr sollt etwas besseres erhalten,“ sprach der ältere der beiden Fremden.

„Gi ja,“ fügte der jüngere hinzu, „etwas warme kräftige Bouillon, Hotch-potch und ein Glas Porter werden Euch gute Dienste thun.“

Die Trapper sahen den Fremden mit Erstaunen an, denn er sprach Griechisch für sie. Sie glaubten, Leben im fernen Westen.

der Bourgeois wollte mit ihnen seinen Scherz treiben und fanden eben keinen großen Gefallen an seiner Rede.

„Gi die Höölle ist voll von Hotch-potch und Porter,“ erwiderten sie schlicht.

Im nächsten Augenblicke kamen zwei große Wagen heran, die von acht bis zehn starken Missouriern geleitet wurden. Unter diesen war Sublette, der als Gebirgshändler wohlbekannt war und unter dessen Leitung die Karawane, die eine Vergnügungs-Unternehmung auf Kosten eines schottischen Jagdliebhabers bildete, gemächlich ihren Weg über das Gebirge nach dem Columbia verfolgte. Da sich unter der Gesellschaft mehre Gebirgsleute befanden, so erkannten Killbuck und La Bonté mehr als einen Freund und der erstere und Sublette waren alte Companeros. Sobald die Thiere ausgespannt waren und man an den Ufern des Flusses sich gelagert hatte, ging ein schwarzer Koch augenblicklich an die Bereitung einer Mahlzeit. Unsere zwei Freunde sahen mit Verwunderung zu, als der schwarze Diener die verschiedenen Gegenstände aus dem Wagen hervorbrachte, deren er zur Herstellung einer Mahlzeit bedurfte. Schinken, Zungen, Büchsen mit gepökeltem Fleische, Fläschchen mit Eingemachtem, Porter und Branntwein, Kaffee, Zucker, Mehl wurden hund durch einander auf die Prairie gelegt, während die Blicke der Gebirgsleute gleichzeitig von der ungewohnten Erscheinung von Töpfen und Pfannen, Messern, Gabeln, Löffeln u. s. w. gefesselt wurden. „Hotch-potch und Porter“ erschienen jetzt nicht mehr als so utopische Dinge wie anfänglich, aber nur wer Jahre lang bloß von Fleisch und Wasser gelebt hat, kann sich

einen Begriff von dem Wohlgesessen machen, womit die Gebirgsmänner die Einladung des Kapitäns (wie sie den Schotten nannten) annahmen, als dieser sie aufforderte, einen Becher Branntwein zu sich zu nehmen. Killbuck und La Bonté saßen noch immer in der selben Stellung, in welcher sie uns, unter dem Schatten des Felsens schlummernd, zuerst erschienen sind, und beobachteten, durch die Neuheit des Anblicks in fast kindisches Erstaunen versetzt und kaum ihren eigenen Augen trauend die Entwicklung jener reichlichen Vorräthe von Schwaaren. Jeder von ihnen ergriff das bis zum Rande mit kostlichem Branntwein gefüllte Halbnößel — sie waren keine Mäzigkeitsjünger — wärsen einen Blick auf die ambrasfarbige Oberfläche und stürzten die lockende Flüssigkeit mit dem gewöhnlichen Gebirgsbescheid: „Gut Glück!“ auf einen Zug hinunter. Dies war für sie gewissermaßen eine Vorbereitung auf die Dinge, die sie noch zu erwarten hatten. Der Schotte ermunterte den Koch zur Beschleunigung seiner Arbeit, und bald wurden mehre dampfende Töpfe von dem Feuer genommen und die Breipfannen von ihrem Inhalte befreit. Der Inhalt der ersten wurde in große flache Pfannen geschüttet, während sich mehre kleinere Pfännchen mit dampfendem Kaffee füllten. Die beiden Jäger bedurften keiner zweiten Einladung; jeder von ihnen ergriff eine Pfanne mit geschmortem Fleische, zog sein Messer aus dem Gürtel und begann mit regem Eifer das Werk der Sättigung. Der gastfreundliche Schotte war in seiner Bewirthung unerschöpflich und ließ von Zeit zu Zeit, um den Magen in gehörigem Feuer zu erhalten, die Becher füllen —

bis endlich seine Gäste mit dem Ausrufe „Genug!“ ihre Messer am Grase abwischen und sie in die Scheide steckten — zum Zeichen, daß die menschliche Natur nicht mehr konnte. Wer aber vermöchte den Genuss zu schildern, womit die Lippen, die seit vielen Monaten keine Pfeife berührt hatten, den duftigen Honigthau aus Alt-Virginien schmauchten.

Doch hiermit war die Großmuth des Schotten noch nicht erschöpft. Er entlockte den Lippen der Jäger bald eine Schilderung ihrer Verluste und Entbehrungen und erfuhr, daß sie sich jetzt — ohne alle Vorräthe und fast ohne Bekleidung — auf dem Wege nach dem Platte-Fort befanden, wo sie sich den indianischen Händlern verdingen und hierdurch eine neue Ausrüstung gewinnen wollten, um dann auf's neie ihrem gefährlichen Berufe als Trapper nachzugehen. Wie groß war ihr Erstaunen, als ihr Wirth augenblicklich zwei Haußen von Waaren vor ihnen auf den Boden legte, deren jeder zwei Blechbüchsen mit Pulver und dem nöthigen Blei und Feuersteinen, ein Paar Mocassins, ein Hemd und hinreichendes Bockleder zu Bekleidern enthielt, und wie vermehrte sich dieses Erstaunen, als aus der Cavallada zwei vortreffliche indianische Pferde eingefangen und mit Sattel, Zaum und vollständigen Hangleinen nebst den anderen vor ihnen ausgebreiteten Gegenständen ihnen von dem großmüthigen Fremden geschenkt wurden, der für diese gerade zur rechten Zeit kommende werthvolle Gabe nicht einmal einen Dank annehmen wollte.

Auf's neue ausgerüstet traten unsere zwei Jäger, durch guten Brauntwein und kräftiges Büffelfleisch ge-

stärkt, ihre Reise wieder an. Die Karavane ihres Wirthes und Wohlthäters verfolgte ihren Weg durch die Schlucht des Südpasses nach dem großen Salzsee oder Timponogos des Westens. Die Trapper nahmen ihre Richtung nach dem nördlichen Arme des Platte, um sich einer der zahlreichen Trapper-Gesellschaften anzuschließen, die sich auf dem amerikanischen Pelz-Compagnie-Handelsplatze an diesem Arme des Flusses versammeln. Aber schon zwei Tage nach ihrer Trennung von der Karavane des Schotten stießen sie an der Gabel des Süßwassers auf eine Schaar von ungefähr zwölf Gebirgsmännern, die auf stattlichen Pferden ritten, gut ausgerüstet waren, aber nicht die gewöhnliche Mulaada von Packthieren, sondern nur zwei mit Fleisch und anderen Vorräthen beladene Maulthiere bei sich führten. Die Schaar verfolgte ihren Weg mit rüstigem Schritte und ihre Pferde gingen nach der den amerikanischen Thieren eigenen Weise in indianischer Reihe, während jeder der Gebirgsmänner quer über seinem Sattelhorn eine schwerfällige Büchse trug. Unter ihnen erkannten unsere zwei Freunde jenen Markhead, der zu der Trapperschaar gehört hatte, welche vor mehreren Monaten an einem der Zuflüsse des Yellow-Stone durch jenen Ueberfall der Schwarzfüßer zerstreut worden war, der für unsere Freunde Killbuck und La Bonté so furchtbare Leiden herbeigeführt hatte. Nachdem Markhead mit seiner gewöhnlichen Uner schreckenheit und Tollkühnheit mitten durch das Land der Indianer gewissermaßen Spießruthen gelaufen war und jene Alltags-Erfahrungen des Gebirgslebens, Hunger, Durst und Kälte ertragen hatte, war er, von mehreren Kugeln verwundet, aber mit drei

Schädelhäuten an seinem Gürtel, nach einem Sammelplatz am Bärenflusse gezogen, von wo er zu Anfang des Frühlings nach dem Platte aufgebrochen war, um sich der Schaar anzuschließen, welche er jetzt begleitete und die sich auf einem Zuge nach den Missionen in Ober-Kalifornien befand, wo sie Pferde beuteten wollte. Killbuck und La Bonté ließen sich leicht überreden, sich den kühnen Freibentern anzuschließen. In fünf Minuten waren sie der Schaar eingereiht und bei Sonnenuntergang lagerten sie an dem dicht bewaldeten Grunde des kleinen Sandy, um sich auf's neue an köstlichem Rippens- und Lendenfleische zu laben.

„Nach Kalifornien — hurrah!“

Vierzehn gute Büchsen in den Händen von vierzehn kräftigen und echten Gebirgsmännern auf vierzehn kräftigen Pferden von indianischer Zucht und Rasse — vierzehn ruhige besonnene Köpfe mit vierzehn Paaren scharfer Augen, jeder Kopf schlau wie der eines Indianers, einen stahlvesten rechten Atem und ein muthiges Herz leitend! Vor ihnen eine wohl tausend Meilen breite furchtbare Wüste, von feindlichen, nach dem Blute der Weißen dürtenden Wilden belebt — Hunger und Durst und die Pfeile listiger Indianerhorden — und jenseits dieser Gefahren, ein Einfall in die civilisierten Ansiedelungen der Weißen, deren schwächste eine ihnen zehnmal überlegene Schaar bewaffneter und bitterer Feinde stellen könnte — der plötzliche Einbruch in ihre zahllosen Heerden von Maulthieren und Pferden, der wütende Angriff und das blutige Gemetzel — dieß waren die Aussichten des Bentezuges, auf welchem die kühnen Gebirgsjäger sich jetzt befanden. Die Büchsen

der kühnen Männer waren täglich bereit, dem Leben von vierzehn Feinden, die stolz genug waren, sie aufzuhalten, ein Ende zu machen und es fiel den Jägern in dem stolzen Bewußtsein ihrer physischen Eigenschaften nicht ein, an künftige Gefahren zu denken. Sie zogen wohlgemuth dahin und freuten sich der Gefahren, welchen sie unvermeidlich entgegen gingen. Wehl nie war eine verwegener Schaar über das Gebirge gegangen. Ihren Zug charakterisierte ein mehr als gewöhnlicher Mangel an Vorsicht und es wurden unbedacht und verwegene Gefahren herausgefördert, deren Vermeidung selbst die älteren und besonneneren Gebirgsmänner nicht der Mühe werth zu halten schienen. Sie hatten sammt und sonders den plündernden Indianern manche Schuld zu bezahlen, es regte sich in ihren Herzen der Grimm über manche Beraubungen, über empfangene Wunden und verlorene Gefährten und es gab nicht einen unter ihnen, der nicht im Laufe weniger Monate durch die Indianer an seinem Eigenthume oder seiner Person mehr oder weniger gekränkt worden war. Sie schworen, jeder Rothant, die ihnen in den Weg kommen würde, furchtbare Rache und der wilde Kriegsgesang, den sie an ihren nächtlichen Lagerfeuern erlösen ließen und die von den Indianern entlehnten wunderlichen Skalptänze bewiesen dem Eingeweihten, daß sie sammt und sonders von einem gierigen Verlangen nach Haaren ergriffen waren. Bald nachdem Killbuck und La Bonté sich ihnen angeschlossen hatten, stießen sie eines Tages plötzlich auf eine Schaar von zwanzig Sioux, die sich auf einer Prairie zerstreut hatten und eben mit der Verlegung einiger getöteter

Büffel beschäftigt waren. Ehe die Wilden entrinnen konnten, fielen die Weisen mit lautem Geschrei über sie her und in drei Minuten hingen die Schädelhäute von elf getöteten Feinden an ihren Sattelknöpfen.

Sie erstiegen Gebirge, glitten an Abhängen hinab, sprengten über Prairien, die von ihren indianischen Gesängen wiederhallten, griffen die Indianer an, so oft sie deren begegneten und so zahlreich diese auch sein mochten, und erschreckten durch ihre lauten Kriegsgesänge die elenden Diggers, die auf den Gebirgsäbenen nicht selten bei'm Wurzelgraben überrascht wurden, aber an den Felsen emporklimmend wie fluge Kaninchen sich in Höhlen und Winkeln verbargen und zitternd vor Furcht hervor schauten, indem die wild-lärmende Schaar vorüber ritt. So zogen sie schnell und fast ohne anzuhalten an den Quellen des Green- und Grand-River dahin, eine Gegend, wo es viel Wild und treffliche Weide gab, und trafen in den Hochlandthälern, durch welche sich die gut bewaldeten Flüßchen schlängelten, an welchen sie täglich ihren Lagerplatz wählten, so manche Schaar von Yuta-Indianern, welche sie auf's Gerathewohl angriffen, ohne zu fragen, ob es Feinde oder Freunde waren. Sie kamen zu den Quellen noch mehrerer anderer Flüsse und erreichten endlich den Saum der Wüste, die auf der südöstlichen Seite des großen Salzsees liegt und in fast ununterbrochener Dede und Unfruchtbarkeit sich bis an den Fuß der Sierra Nevada erstreckt. Diese mit ewigem Schnee bedeckte Gebirgskette begränzt die nördliche Seite eines eigenthümlichen von Gebirgen umschlossenen, völlig öden Landstriches, dessen Seen und Salzlagunen, obgleich durch

verschiedene Zuflüsse gespeist, keinen Ausfluß nach dem Ocean finden, sondern von dem schwammigen Boden oder durstigem Sande, der den verschiedenen Theilen dieser Wüste eigen ist, aufgesogen werden. In dem sogenannten „großen Becken“ können, wie es heißt, weder Menschen noch Thiere leben. Die ununterbrochene Einsamkeit der ungehöheren Wildniß bietet dem Wanderer nirgend eine Daſe. Mehr als einmal ist der einsame Trapper mit kühnem Muthe in die Salzebenen dieses Beckens eingedrungen, ohne daß sein Unternehmen durch Spuren von Bibern oder pelztragenden Thieren belohnt wurde. Der Boden ist spärlich mit grobem ungesunden Grase bedeckt, welches Pferde und Maulthiere verschmähen, und das Wasser der Quellen, das von den Unreinigkeiten des Bodens geschwängert ist, durch welchen es sickert, bietet dem durstigen Reisenden nur einen schlechten Trunk.

Das Gehölz an den Ufern der Flüsse wurde immer seltener als die Jäger von den fruchtbaren Hochgelände in die Niederungen hinabstiegen; das üppige Büffelgras wich einer gröberen Art, welches den angestrengten Thieren so wenig zusagte, daß sie bald mager und hinfällig wurden. Die Gebüsche von Pflaumen- und Kirschbäumen, von Buchsdenen und Bittereschen, welche seither die Flüsse und Bäche umgeben hatten, und in welchen der Hirsch und der Bär so gern ihren Aufenthalt wählten — ersterer, um sich an den Blättern und zarten Schößlingen zu sättigen, letzterer, um die Früchte zu verzehren — verschwanden allmälig gänzlich und bald war nichts weiter zu sehen als der ewige Salbeistrang, der in den westlichen Regionen

überall und in dem ungleichartigsten Boden gedeiht, welchen jede andere Vegetation verschmäht. Diese merkbare Veränderung wirkte auch auf die Stimmung der Gebirgsjäger. Sie ritten schweigsam durch die Einöde und das Hi-hi-hiya ihres indianischen Gesanges, womit sie seither ihren Marsch belebt hatten, war verstummt. Mehr als ein Digger von dem Stämme der Piuytahs entschlüpfte mit seinem Leben und seinem Haar fast unbemerkt von ihrem Pfade; aber indem die Jäger weiter zogen, wurden sie in ihren Bewegungen vorsichtiger und bewiesen durch ihre Wachsamkeit, daß sie selbst in diesen dürren Wüsten feindliche Ueberfälle befürchteten. Sie hatten ihren Weg unbelästigt durch jene Gegend zurückgelegt, in welcher die fühnern und muthigen Indianer hausten; die Gebirgs-Putas hatten die verwegene Jägerschaar unangefochten ziehen lassen; aber die Gegend, welche die Reisenden jetzt erreicht hatten, war von den niedrigsten und verworfensten westlichen Stämmen bewohnt, welche, obgleich fortwährend Hunger leidend, ihren thierischen Scharfsinn durch die Nothwendigkeit, sich Nahrung zu verschaffen, geschärft haben und selten einen Reisenden durch ihr ungästliches Land ziehen lassen, ohne ihm Lebensmittel, Pferde- oder Maulthierfleisch abzunehmen. Ihre rohe Verschmitztheit und ihr thierischer Instinkt sind von der Art, daß die Angriffe dieser Indianer, obgleich sie Erzmemmen sind, mehr gefürchtet werden, als die Ueberfälle fühniger Stämme. Diese Indianer — „Namparicas“ oder Wurzelgräber genannt — sind aber trotzdem die entarteten Abkömmlinge jener Stämme, welche einst jenes Gebiet des nordamerikanischen Westlandes

überschwemmten, das jetzt innerhalb der Gränzen von Mexico liegt, und die so überraschende Spuren einer höheren Besitzung zurückgelassen haben. Sie bilden jetzt einen ausgestoßenen Stamm der großen Nation der Apaches, die sich unter verschiedenen Namen von dem großen Salzsee längs des Lassellandes zu beiden Seiten der Sierra Madre bis zu dem Wendekreise des Krebses erstreckt und dann unter den sogenannten merikanischen Indianern sich verliert. Die schimpflichste Feigheit ist das charakteristische Merkmal dieses gesammten Volksstamnes, der selbst den hilflosen Mexicanern gegenüber einen offnen Kampf vermeidet, während dagegen die Mita- und Camanche-Indianer mutige und offene Kriegseinfälle in die Gebiete ihres gesitteten Feindes unternehmen und nie vor einem Kampfe zurückschrecken. Die Apaches und die entarteten Diggers sind einer sehr feigherzigen Kriegsführung ergeben; sie verbergen sich in einem Hinterhalte und erschießen den Vorübergehenden mit Pfeilen, oder überfallen ihren Feind in der Nacht und bohren dem Schlafenden den Pfeil in die Brust. Sie greifen nur an, wenn sie überlegen sind — „sin ventaja, no salen“ sagen die Mexicaner; aber sie sind trotzdem keineswegs die ungefährlichsten Feinde und werden von den kleinen Trapperschaaren, welche diese Gebiete besuchen, dieser feigherzigen wölfischen Kriegsführung wegen nur desto mehr gefürchtet.

Um sich gegen Überfälle zu schützen, ließen daher die Jäger, während sie ihren Weg verfolgten, auf beiden Seiten guerillaartige Streifwachen ausreiten, welche die benachbarten Höhen erklimmen, in der Ge-

gend umherspähen und ein scharfes Auge auf Indianerspuren haben mußten. Bei Anbruch der Nacht wurden die Thiere fest angebunden und von einer Pferdewache umgeben, deren Dienst allerdings mit großen Gefahren verknüpft war, denn die verstohlenen katzenartigen Diggers schleichen unter dem Schutze der Dunkelheit nicht selten still und geräuschlos bis dicht an den Wachposten, um ihn mit ihren Pfeilen zu erschießen; worauf sie sich den Thieren nähern, deren Beinschlingenscheiden und sie dann unbemerkt hinweg treiben.

Eines Abends lagerten unsere Jäger an einem Flüßchen, wo es nur sehr wenig und sehr grobes Gras gab, welches noch überdies auf einzelne Stellen vertheilt war, so daß sie ihren Thieren gestatten mußten, sich weiter als gewöhnlich vom Lager zu entfernen. Vier von den Jägern gaben ihnen jedoch das Geleit, um sie gegen Ueberfälle zu schützen, und während nur die Hälfte von denseligen, die im Lager zurückgeblieben waren, sich schlafen legten, waren die andern mit ihren Büchsen in der Hand jeden Augenblick bereit, sich zu vertheidigen. Die Jäger hatten an diesem Tage eines ihrer zwei Packthiere getötet, da sie seit mehreren Tagen kein Wild gefunden hatten; aber das Thier war so mager gewesen, daß es der ganzen Gesellschaft kaum mehr als eine leidliche Mahlzeit gewährt hatte.

Kurz vor Tagesanbruch wurde ein Lärmzeichen gegeben; man hörte die Thiere heftig schnaußen — dann folgte einem lauten Rufe das scharfe Krachen einer Büchse und das Getrampel galoppirender Pferde

verkündete nur zu vernehmlich, daß eine allgemeine Entführung der Thiere gelungen war. Die Weisen stürzten augenblicklich nach ihren Waffen und verfolgten die Richtung, aus welcher jener Lärm erscholl. Glücklicher Weise hatte sich die Cavallada gewendet; die Jäger holten sie ein, umringten sie und trieben sie mit Verlust von nur drei Pferden, welche wahrscheinlich von Indianern bestiegen worden waren, nach dem Lagerplatze zurück.

Als bald nachher der Tag anbrach, wurde einer von der Jägerschaar vermisst und es ergab sich, daß ein Jäger, der während der Zeit des Angriffs als Pferdewache auf Posten gestanden hatte, mit seinen Gefährten nicht in das Lager zurückgekehrt war. In diesem Augenblicke sah man von den Ufern des Flüßchens eine dünne gewundene Rauchsäule aufsteigen, die nur allzu verständlich das Schicksal des fehlenden Gebirgsjägers verkündete. Sie war ein Zeichen, durch welches die Indianer ihren Stammgenossen berichteten, daß sie einen Streich ausgeführt und die Schädelhaut eines Feindes gewonnen hatten.

„Hölle!“ riefen sämtliche Jäger in einem Althem und bald wurden gegen die verrätherischen Indianer laute und furchtbare Verwünschungen und Rachedrohungen ausgestoßen. Einige von der Schaar eilten nach der Stelle, wo die Wache gestanden hatte und da lag der Leichnam ihres Gefährten, von Speer und Pfeil durchbohrt, der Schädelhaut herauft und noch auf andere Weise schändlich verstümmelt. Fünf Gebirgsmänner saßen schnell in ihren Sätteln und verfolgten, von den kräftigsten Pferden der Schaar getragen, eilig die Spur

der Indianer, die mit ihrer Beute den Weg nach dem Gebirge eingeschlagen hatten. Wir wollen diese Jäger nicht zu ihrem Werke blutiger Rache begleiten, sondern nur erwähnen, daß sie die Wilden bis zu ihrem Dorfe verfolgten, in dieses einfielen, die gestohlenen Pferde wieder eroberten und bei Sonnenuntergang mit dreizehn Schädelhäuten an ihren Büchsen — als Ersatz für den Verlust ihres unglücklichen Gefährten — zu dem Lager zurückkehrten.*)

Von nun an waren Hunger und Durst die täglichen Begleiter der Jäger; sie mußten mehre von ihren Thieren tödten, um Nahrung zu gewinnen, waren aber so glücklich, sie durch einen gelungenen Streich wieder ersezten zu können, denn sie begegneten einer Schaar von Indianern, welche mit einer ziemlich großen Anzahl von Pferden von einem Raubzuge gegen eine der kalifornischen Ansiedelungen heimkehrten. Unsere Jäger begegneten dieser Schaar eines Morgens; sie fielen so gleich über sie her; ein halbes Dutzend Indianer wurde getötet und zwanzig Pferde vertauschten in wenig Augenblicken ihre schwarzen Eigenthümer mit weißen, wodurch diejenigen, deren Thiere geschlachtet worden waren, wieder beritten gemacht und die anderen in den Stand gesetzt wurden, ihre erschöpften Gänse mit fri-

*) Bei Fremont's Expedition nach Californien führten bei einer ziemlich ähnlichen Gelegenheit zwei Gebirgsjäger, der bekannte Kit Carson und ein Franzose aus St. Louis, Namens Godey, ein Unternehmen aus, welches, insofern es nur von zweien ausging, die oben erwähnte That noch übertraf. Sie drangen in ein indianisches Dorf, um einige gestohlene Pferde zu befreien und zwei Neu-Merikaner zu rächen, welche von den Indianern ermordet worden waren; es gelang ihnen beides und sie kehrten mit den gestohlenen Pferden und mit einigen sühnenden Schädelhäuten in das Lager zurück.

ischen zu vertauschen. Dieses glückliche Ereigniß wurde ein „Coup“ genannt und man feierte es durch die Tötung eines seiten jungen Pferdes, welches für diesen Abend eine vortreffliche Mahlzeit gewährte — in diesen dünnen mageren Gegenden ein denkwürdiges Ereigniß.

Sie verzehrten jetzt einen Tag um den anderen eines ihrer Pferde und Maulthiere, denn diese waren so mager, daß sie den dreizehn verhungerten Jägern kaum eine reichliche Mahlzeit gaben. Bald waren sie daher wieder auf die Thiere beschränkt, welche sie ritten, und man wollte nach einem vierundzwanzigstündigen Fasten eben losen, wessen Rosinante den Kessel füllen sollte, als sich auf der Uferhöhe plötzlich einige Indianer zeigten, die durch gewisse Zeichen, ihre friedliche Gesinnung und die Absicht zu erkennen gaben, in das Lager zu kommen und Handelsgeschäfte zu machen. Als sie aufgefordert wurden, sich zu nähern, boten sie einige gegerbte Lederhäute zum Verkaufe an; als man aber Fleisch von ihnen verlangte, antworteten sie, daß ihr Dorf sehr weit entfernt liege und daß sie nur einen kleinen Theil eines vor Kurzem erlegten Wildes bei sich hätten. Sie zögerten, als man sie aufforderte, dieses herzugeben, aber die Jäger zeigten hungerige wüthende Gesichter und ein alter Indianer zog unter seiner Decke mehrere Lappen tragbaren getrockneten Fleisches hervor, welches er für Bärenfleisch ausgab. Es war nur eine spärliche Ration für so viele; aber die Beute wurde getheilt und schnell auf's Feuer gelegt. Das Fleisch war zähe und von weißlicher Farbe und batte mit allem Fleische, welches

die Jäger seither genossen hatten, nicht die mindeste Aehnlichkeit. Killbuck war der erste, der dieß entdeckte. Er kaute ruhig den letzten Bissen seiner Portion, dessen Zähigkeit eine mehr als gewöhnliche Anstrengung der Kinnbacken erforderte, als ihm der neue fremdartige Geschmack etwas sonderbar vorkam. Plötzlich stellten seine Kinnbacken ihre Arbeit ein, er besann sich einen Augenblick, nahm den Bissen aus seinem Munde, betrachtete ihn aufmerksam und warf ihn in das Feuer.

„Menschenfleisch — bei Gott!“ rief er und bei diesem Ausrufe standen sämmtliche Gebisse plötzlich still. Die Trapper betrachteten das Fleisch und wechselten bedeutsame Blicke.

„Ich will zum Hunde werden, wenn es keines ist,“ sprach der alte Walker, auf sein Stück schauend — „und noch dazu weißes Fleisch — Wagh!“ (Wenn das Gerücht nicht log, so hatte er dergleichen nicht zum erstenmal gekostet.)

Jeder spie den Bissen, welchen er im Munde hatte, augenblicklich in's Feuer und der Zorn der entrüsteten Weißen wendete sich gegen die unglücklichen Lieferanten dieser Mahlzeit. Diese bemerkten den heraufziehenden Sturm und machten sich ohne Weiteres aus dem Staube; auf der Höhe aber wendeten sie sich um, schossen auf die betrogenen Jäger ihre Pfeile ab und waren augenblicklich verschwunden.

Endlich aber war die Wüste mit ihren nomadischen Dieben überwunden; aus den sandigen Ebenen wurden grassbedeckte Prairien; die mächtigen Baumwollenbäume an den Flüßchen und Bächen wurden von

Eichen und Eschen verdrängt; die Gegend gewann eine wellenförmig Bildung und war nicht mehr in Tiefen und Schluchten zerrissen; in den Thälern sprangen Eleunthiere und Hirsche umher und auf den Ebenen zeigten sich Antilopen, dann und wann auch einzelne Haufen von wilden Pferden, die jedoch zu schlau waren, als daß man ihnen hätte näher kommen können. Die Jäger lagerten einige Tage an dem Ufer eines malerischen Flusses, Namens San Joaquim, um sich und ihren Thieren einige Erholung zu gönnen, und labten sich während dieser Zeit an dem feinsten Wilde. Hierauf zogen sie zwei Tage lang südostwärts, bis sie einen Arm des „Río Animas“, eines hellen reinen Flusses, erreichten, der sich durch ein liebliches, gut bewaldetes wildreiches Thal ergießt. Hier erschien, während sie das Ufer des Flusses verfolgten, auf der Höhe über ihnen plötzlich ein Reiter, der in wüthenndem Galopp dahin sprangte. Seine Kleidung war einigermaßen der Tracht gesitteter Menschen ziemlich ähnlich. Ein breitrandiger Sombrero beschattete sein bräunliches Gesicht; eine buntfarbige Decke, durch deren Schlitze der Kopf gesteckt hatte, flatterte um seine Schultern; die unteren Theile seines Körpers waren in lederne Beinkleider gehüllt und an seinen Fersen klickten ungehüne Sporen. Er ritt auf einem hochstehenden mexikanischen Sattel; seine Füße ruhten in schwerfälligen Steigbügeln und in seiner Hand befand sich ein zusammengerollter Lasso, seine einzige Angriffswaffe. Einer von den Jägern verstand etwas Spanisch und rief dem Reiter augenblicklich die Worte zu: „Compadre, por onde va?“

Der Californier hielt plötzlich sein Pferd an, so daß es fast auf die Hinterbeine sank, sprengte die Höhe hinab und ritt, ohne sich zu bedenken, mitten unter die Jäger.

„Americanos!“ rief er sie anschauend und fügte dann lächelnd hinzu: „*Y caballos quieren, por eso vienen tan lejitos. Jesus, que mala gente!*“ *)

Er war ein Indianer, der auf der noch drei Tage reisen von hier entfernten Mission San Fernando im Dienst war und eine entflohene Schaar von Pferden und Maulthieren auffsuchte. San Fernando war, wie es schien, schon früher einmal von einer Freibeuterbande aus dem Gebirge heimgesucht worden und der Indianer errieth daher sogleich die Absicht der Gesellschaft, auf welche er gestoßen war. Er war, wie er sagte, „**un Indio, pero mansito**“ — ein Indianer, aber ein zahmer **) — „**de mas Christiano**“ — und noch dazu ein Christ, und hierbei zeigte er ein kleines Kreuz, daß er an seinem Halse trug. Es seien viele Leute auf der Mission, sagte er, die zu kämpfen verstanden und über hinreichende Waffen zu gebieten hätten — es wären ihrer genug, um die „**Americanos sin frijoles**“ — ohne Bohnen — aufzufressen, wie er scherhaft hinzufügte. Er für seinen Theil war jedoch gegen die Amerikaner sehr freundschaftlich gesinnt; er hätte einst, sagte er, einen Mann von diesem

*) „Ihr wollt Pferde haben — und deshalb kommt Ihr soweit hierher. Jesus, was für Landstreicher seid Ihr doch!“

**) Die Merikaner nennen die Indianer, welche in der Nähe der Missionen leben und sich mit Ackerbau beschäftigen, mansos oder mansitos, d. h. zahme.

Bolke getroffen, der ein guter Mensch gewesen sei und ihm etwas Tabak geschenkt habe, den er ganz besonders liebe. Als er bemerkte, daß dieser Wink nichts fruchtete, erklärte er, daß die Mission unzählige Pferde und Maulthiere besitze — „so viele“ sagte er und deutete mit der Hand nach allen Himmelsgegenden über die Ebene hin, wodurch er zu verstehen geben wollte, daß sie diese Fläche bedecken würden; außerdem erbot er sich auch, den Jägern eine große Heerde zu zeigen, die nicht soweit entfernt, als die Mission, auf der Weide sei und nur von drei Vaqueros bewacht würde. Nachdem er mit Wildpret und einer Pfeife des begehrten Tabaks bewirthet worden war, sprengte er von dannen und nahm seinen Weg ohne Verzug nach der Mission, um dort die Schreckensbotschaft zu verbreiten, daß tausend Amerikaner im Anzuge seien.

Am nächsten Morgen zögerten die dreizehn kühnen Gebirgsmänner ruhig ihre Reise fort und ritten gemächlich dem Ziele ihres Beutezuges entgegen.

Es wird hier nicht am unrechten Orte sein, wenn wir uns eine kleine Abschweifung erlauben und einen Blick auf die eigenthümlichen Züge jener Anstalten werfen, welche die katholische Kirche in diesen entlegenen Gegenden in der Absicht geschaffen hat, die wandern- den Stämme, welche dieses Land bewohnen, um diese Mittelpunkte zu sammeln, ihnen die Wohlthat eines gesitteten Beispiels zu gewähren und sie ihrem rastlosen Nomadenleben zu entwöhnen.

Die Missionen in Oberkalifornien entstanden zu derselben Zeit, wie die ersten Ansiedlungen im südlichen Mexiko. Raum hatte die spanische Herrschaft im Reiche

der Azteken vesten Fuß genommen, als auch der vorgebliche ursprüngliche Zweck des Kriegszuges zur Ausführung gebracht wurde. „Die Seelen der wilden und barbarischen Unterthauen ihrer allerkatholischsten Majestäten zu retten“ wurde den Statthaltern der eroberten Länder immer als der hauptsächlich anzustrebende Zweck eingeschärft, sobald durch die Unterwerfung der Mexikaner die Ruhe theilweise hergestellt war. Es sollte in den entferntesten Theilen des Landes das Kreuz, das heilige Sinnbild des christlichen Glaubens, aufgepflanzt und die Bevölkerung belehrt und genöthigt werden, statt der wunderlichen Bilder ihrer göhndienerischen Religion dieses anzubeten.

Zur Ausführung dieser strenggläubigen Aufträge folgten den siegreichen Heeren des Cortez ganze Scharen von frommen Priestern, von Mönchen aller Orden und selbst von Nonnen, die mit begeistertem Schwärmer-eifer und wahrhaft bewundernswwerther Kühnheit ihren abenteuerlichen Weg bis tief in das Innere des Landes verfolgten und mit frommer Hingebung und lobenswerther Ausdauer jenen Wilden predigten, die von dem, was ihnen mit so großer Beredtsamkeit vorge-tragen wurde, nicht eine Silbe verstanden. Nach mehreren Monaten von diesem ersten Versuche zurückkehrend, berichteten sie mit glühenden Worten von dem „muy buen indole“, der gefügigen Gesinnung der Indianer, und von den Tausenden, die sie zum „santa fé católica“ bekehrt hatten.

Ferdinand und Isabella, ruhmvollen Angedenkens, riefen schnell Freiwillige zusammen, zu welchen sich große Scharen von Franziskanern, schmierigen Capu-

zinern und strenggläubigen Nonnen gesellten. Da selbst weibliche Heilige, die schon längst kanonisiert und unter die himmlische Schaar von Heiligen und Märtyrern versetzt waren, betraten noch einmal den irdischen Boden, um mit dem Rosenkranze in der Hand über das Meer zu fahren und an dem guten Werke Theil zu nehmen. Zum Belege für das letztere erzählte ein gewisser Benabides, ein Franziskanermönch, „dessen Glaubwürdigkeit nicht zu bezweifeln ist“, daß während der Zeit, wo er in jenen Gegenden, die jetzt unter dem Namen Neu-Mexiko bekannt sind, gepredigt und behauptet habe, einst eine Million Indianer von dem mächtigen Stämme in Cibolo vor seiner Kanzel am Rio Grande erschienen sei und um die Taufe gebeten habe. Dieses wunderbare Gesuch von Indianern, mit welchen er noch nicht verkehrt hatte, überraschte den frommen Vater; er war unschlüssig, ob er die heilige Ceremonie vollziehen dürfe, ohne die Indianer zuvor unterrichtet zu haben und überlegte einige Augenblicke, ehe er eine Antwort gab. Da erspähten die Indianer plötzlich ein Medaillon, das an seinem Halse hing und das Bild einer gewissen Heiligen von außerordentlicher Wunderthätigkeit enthielt. Bei'm Anblicke dieses Bildes fielen die Indianer auf die Kniee und es vergingen einige Minuten, ehe sie Worte fanden (in welcher Sprache, erfahren wir nicht), um dem frommen Vater zu erzählen, daß das Original dieses Bildes lange Zeit unter ihnen verweilt, sie in den Anfangsgründen des Christenthums unterrichtet hätte und erst vor Kurzem verschwunden sei, nachdem sie ihnen erklärt, daß gewisse ehrwürdige Männer im Lande erscheinen, das

von ihr begonnene gute Werk vollenden und ihm durch die Taufe der Million unglücklicher Sünder, die jetzt vor dem Vater Venabides knieeten, die Krone aufsetzen würden.

„*Valgame Dios!*“ rief ehrerbietig der würdige Mann — *qui milagro es este!* (Welch Wunder ist dies!) Und seine Augen empor richtend, sprach er langsam und gemessen, als hätte er jedes Wort abgewogen und hinsichtlich des Kalenders der Heiligen erst sein Gedächtniß auffrischen müssen: „*Se murió — aquella — santissima — muger — en el año 175 — es decir — ya hacen — mil — cuatro — cientos — años*“ (Diese sehr heilige Frau starb im Jahre 175, also vor ein tausend vier hundert Jahren.)

„*O welch' eine wunderbare Erscheinung ist dies!*“ fährt der Vater ehrerbietig fort. „Nachdem dieses heilige Weib so viele Jahre im Himmel gelebt hat, in der Gesellschaft von Engeln und der heiligsten Männer und reinsten Jungfrauen — vielleicht auch in der Gesellschaft meines würdigen und hochgeschätzten Freundes und Gönners, des Don Vincente Carvajal y Calvo, der vor einigen Jahren in San Lucas starb und mir mehre Alrrobas alten Weines vermachte, den ich ganz besonders liebe — wofür er wohl kanonisiert zu werden verdient, was jedenfalls auch geschehen ist — denn er war überdies auch ein Mann von den reinsten und frömmsten Gefühlen und Gesinnungen (*Dios mio, welch' ein „Puchero“* hatte dieser Mann immer auf seiner Tasel!) — nach so langen im Himmel und in solcher Gesellschaft verlebten Jahren, sage ich, kommt dieses heilige Weib hierher in diese wilden und entlegenen

Gegenden — verläßt dieses heilige Weib, vor vierzehn hundert Jahren gestorben, die Gesellschaft der Engel, der heiligen Männer und heiligen Frauen und Jungfrauen und des Don Vincente Carvajal y Calvo — dieses würdigen Mannes, um hierher zu kommen, sage ich, wo es weder Pucheros noch Garbanzos, weder Xeres noch Val de Peñas, noch Peralta gibt — wo man" — seufzte der Vater — „nichts zu essen und zu trinken findet. *Valgame purissima Maria!* Und wie heißt dieses heilige Weib? wird die Welt fragen," fährt Benabides fort. „Santa Clara von Carmona ist ihr Name, wohlbekannt in der Geschichte meines Vaterlandes — Santa Clara von Carmona ist es, die den Himmel und all seine Freuden verläßt, ihren Weg nach den fernen Wildnissen von Neu-Spanien nimmt und Jahre darauf verwendet, das wilde Volk dem heiligen Glauben zuzuführen. Fürwahr ein frommes gottgefälliges Werk!" *)

So sprach Benabides, der Franziskaner, und ohne Zweifel glaubte er, was er sagte — und viele andere in der alten Welt waren Thoren genug, es ebenfalls zu glauben, denn die Glattköpfe zogen in immer größeren Scharen über das Meer.

Es gab auf dem ganzen Tafellande nicht einen indianischen Volksstamm, der von den predigenden Priestern und Mönchen nicht sogleich aufgesucht wurde und in weniger als einem Jahrhundert nach der Eroberung von Mexiko durch die Spanier waren diese

*) Aus einem Manuscript in Santa Fé in Neu-Mexiko, worin die Bemühungen der Missionäre Franz Augustin Ruiz, Benabides und Marcos im J. 1585 geschildert sind.

muthigen und begeisterten Glaubensboten bis in die ungaestlichen Regionen von Neu-Mexiko, bis zu einer Entfernung von fast zweitausend Meilen vom Thale Anahuac vorgedrungen. Wie es ihnen gelang, die natürlichen Hindernisse der wilden und öden Wüsten zu überwinden, durch welche sie wandern mußten, wie sie der unaufhörlichen Gefahr entgingen, von welcher sie durch die wilden Bewohner des Landes bedroht waren, deren Sprache sie nicht verstanden, bleibt für diejenigen, welche in neuerer Zeit eine Reise in denselben Gegen- den versucht haben, unbegreiflich.

Die Unereschrockenheit dieser frommen Vorläufer der Gesittung, die, ohne durch ihre frühere Lebensweise an die Gefahren gewöhnt zu sein, welche sie voraussehen mußten, mit furchtlosem und beharrlichem Eifer in die Wildniß eindrangen, ist jedenfalls bewundernswürdig.

Sie fanden jedoch bei den Indianern meistentheils sehr gastfreundschaftliche und friedliche Gesinnungen und erst einige Zeit später, als die von den Missionsmönchen ausgehenden glänzenden aber nicht immer wahren Berichte von den Reichthümern des Landes, in welchem sie sich niedergelassen, die Gouverneure von Mexiko veranlaßten, bewaffnete Kriegszüge unter der Anführung kühner Abenteurer abzusenden, um dieses Land in Besitz zu nehmen und die eingeborenen Stämme der Herrschaft der Weißen zu unterwerfen — erst dann begannen die schlichten und arglosen Indianer einzusehen, wie thörig sie gewesen waren, indem sie jene höheren Wesen unter sich aufgenommen, die sie anfänglich für mehr als Sterbliche gehalten hatten, die aber, als sie stark genug geworden waren, nicht mehr zögerten, ihre Maske

abzulegen und den schlichten Indianern zu beweisen, daß sie weit mehr menschlicher als göttlicher Natur waren.

So wurden Augustin Ruiz und seine Gehilfen Marcos und Venabides in der Provinz Neu-Mexiko von den Eingeborenen freundlich aufgenommen und wir haben gesehen, daß eine Million (?) Cibolo-Indianer herbeikam, um sich taufen zu lassen. Auf dieses Cibolo oder Sivulo, wie es in alten Manuscripten geschrieben ist, wird von den Mönchsgeschichtschreibern, welche über dieses Land geschrieben haben, in geheimnißvoller Weise hingedeutet; sie erwähnen seiner als ein Land, das von einem Indianerstamme bewohnt sei, der alle anderen Indianerstämme zwischen Anahuac und dem Thale von Taos weit übertreffe, auf einer weit höheren Stufe der Gesittung stehe, in einer schön gebauten, aus hohen dreistöckigen Häusern bestehenden Stadt wohne und in den häuslichen Künsten eine bedeutende Vollkommenheit erlangt habe. Man muß diese Berichte trotz der Bürgschaft des Don Francisco Basquez Coronado, der Cibolo besuchte, und des Solis und Benegas, welche diese Behauptungen bestätigen, cum grano salis aufnehmen; aber auf jeden Fall läßt sich die Gesittung des geheimnißvollen Cibolo mit der des aztekischen Reiches unter Montezuma zur Zeit der spanischen Eroberung vergleichen, da beide von den Geschichtschreibern jener Zeit außerordentlich übertrieben worden sind. Cibolo lag an einem Flusse Namens Tegue. Heutigen Tages sind beide Namen den Einwohnern von Neu-Mexiko nicht mehr bekannt. Wenn der glatzköpfige Venabides geschwiegen hätte, so könnte jetzt Neu-Mexiko sich in dem friedlichen Besitze der katholischen Missionen be-

finden und das Vermögen der mexikanischen Kirche durch die kostbaren „Placeres“ oder Goldwäschereien, an welchen diese Provinz so reich ist, einen bedeuten- den Zuwachs erhalten haben. Aber von der Wunderthätigkeit des an seinem Rosenkranze hangenden Bildes der heiligen Clara von Carmona begeistert, mußte Benabides nothwendiger Weise nach Spanien zurückkehren, um den armen alten Ferdinand und selbst die verständigere Isabella mit wunderbaren Berichten von den Reichthümern des Landes, das er bereiset hatte, und von der außerordentlichen Empfänglichkeit der Ginge- borenen für das Wort Gottes zu täuschen. Schnell wurde in Folge dessen Don Juan Díaz abgesendet, um von diesem Lande Besitz zu nehmen, und in sei- nem Gefolge befanden sich zwölf kastilianische Familien von altem Blute, welche das neu erworbene Gebiet colonisiren sollten. Die Namen dieser Familien bestehen noch, entehrt durch die ausgearteten Geschöpfe, welche sie jetzt tragen, in deren Aldern aber kaum noch ein Tropfen von dem Blute übrig ist, das einst in den Aldern der Edlen Alt-Kastiliens floß.

Hierauf begannen die Zeiten der Noth und Un- ruhe. Die Missionen wurden nur mit Hilfe des Schwer- tes erhalten und häufig erhoben sich die Indianer, um die weißen Verfolger zu ermorden. Die Kolonisten wurden mehr als einmal aus Neu-Mexiko vertrieben, und nur mit Hilfe großer bewaffneter Scharen wie- der eingeführt.

In Kalifornien ging man besser zu Werke. Die schlauen Mönche waren darauf bedacht, alle Eindring- linge fern zu halten, suchten sich behagliche Gegenden

zu ihren Niederlassungen aus, unterrichteten die Indianer im Ackerbau und gewannen bald eine solche Macht über sie, daß es nicht mehr schwer war, sie in gehörigen und heilsamen Schranken zu halten. Es wurden starke und bequeme Missionen erbaut, die man gehörig befestigte, mit Waffen und Kriegsvorräthen versah und mit hinreichenden Vertheidigern besetzte. Bald waren diese einsamen Stationen von üppigen Gärten und Weinbergen umgeben; auf den Ebenen wogten goldene Kornfelder, während die weit und breit auf den üppigen Weiden sich nährenden Haustiere hundertfach sich vermehrten.

Es gibt für den Reisenden, der durch die dürre, öde Wüste des Nordwestens gewandert ist, nichts Schöneres als die Erscheinung einer solchen Mission. Die aus sogenanntem Adobe *) erbauten Mauern der klosterartigen, von einem Kreuze oder einem Glockenturm überragten Gebäude liegen gewöhnlich hinter der üppigsten Vegetation versteckt. Bananen, Feigenbäume, Kirsch- und Pfauenbäume, laubige Platanen und Olivenhaine bilden schattige Vistas, unter welchen die Mönche herumwandern; von ihren eigenen Händen gepflegte Gärten zeugen von der Geschicklichkeit, welche sich die würdigen Väter in der Gartenkunst erworben haben, während die Weinberge mit ihrem lieblichen Erzeugnisse die Herzen der frommen Einsiedler dieser westlichen Einöden erfreuen. Ungleicherweise Rinderherden weiden halbwild auf den Ebenen und rings umher schweifen zahllose Schaaren von Pferden und Maulthieren umher,

*) Adobe, an der Sonne getrockneter Lehmstein.

deren Ruf selbst das entfernte Hochland des Felsengebirges erreicht und die Habſucht der Jäger erweckt hat, und von welchen Tausende vom Tage ihrer Geburt bis zu ihrem Tode nie einen Sattel auf ihrem Rücken fühlen. Um die Gränzen der Weiden, welche von diesen ungeheueren Heerden bedeckt sind, schwärmen zahme Indianer — Mansitos, welche die Thiere zusammenhalten und nach ihrem eigenen Belieben von Maulthier-, Ochsen- oder Pferdefleisch leben.

VII.

Die Mission San Fernando befindet sich an einem kleinen Flusse, Namens „Los Animas,” einem Zweige des „Los Martires.“ Das Kloster liegt am Ende einer großen Ebene, wo der Fluss den zerklüfteten Vorsprüngen des Gebirges entströmt. Die Savanna ist mit üppigem Grase bedeckt, welches aber von den unzähligen Rinderherden, die darauf weiden, niedergedrückt wird. Die Ufer des Flusses sind mit hohen Eichen und Pappeln bewachsen, die in der Nähe der Mission bedeutend gelichtet sind, weil die sich ausbreitende Ansiedelung Brennmaterialien und Bauholz gebraucht hat. Das Kloster selber steht in einem Haine von Obstbäumen, über welche sich sein plumper mit einem Kreuze versehener Thurm erhebt und von der Wildheit der umliegenden Gegend malerisch absticht. Unmittelbar vor dem Gebäude liegen Gärten und Obstpflanzungen und an der Wand des Thales erhebt sich ein Weinberg. Hier und da liegen die von den Indianern bewohnten Hütten zersteut, die aus Stein oder Adobe erbaut, zuweilen mit Fließen oder Zweigen bedeckt, aber ziemlich wohnlich sind. Das Kloster selber ist

ein vestes Gebäude in jenem Baustyle, der den klösterlichen Gebäuden in fast allen Theilen der Welt eigen ist. Seine verappten Mauern sind mit Schießscharten versehen und auf einem flachen Theile des Daches steht ein komisch aufgepflanztes zweipfündiges Geschütz, das in Zeiten des Krieges den Angreifer drohend zurückweist. An dem einen Ende des länglichen Gebäudes erhebt sich auf einem aus Adobe erbauten unregelmäßigen Bogen ein plumpes Kreuz, unter welchem eine kleine tieftonige Glocke hängt — das Wunder der indianischen Vasallen und von den Mönchen selber hoch in Ehren gehalten, denn sie ist ein Geschenk eines würdigen Erzbischofs Altspaniens und man erzählt wunderbare Geschichten von den Abenteuern, die ihr auf dem Wege nach ihrem gegenwärtigen Verwahrorte wiederauffahren sein sollen.

Die Zahl der ordensmäßigen Bewohner des Klosters hat sich in den letzten Jahren sehr vermindert, denn es versehen jetzt nur noch vier Priester den Dienst der elf, von welchen das Kloster früher bewohnt war. Frater Augustin, ein Kapuziner von gebührendem Leibesgehalte steht an der Spitze des frommen Quartetts. Augustin ist der Klostername des ehrenwürdigen Vaters, der nicht erlangt, allen zufälligen Gästen dieses „ultima Thule“, welche er einer solchen Mittheilung würdig hält, gehörig einzuprägen, daß er, wenn es seine Demuth zuließe, den hochklingenden Namen Ignacio Sabanal-Morales-y-Fuentes hinzufügen könnte, daß seine Familie dem edelsten Blute Alt-Kastiliens entsprossen und dort seit Ruy Gomez' Zeiten bekannt sei und überdies die Hälfte der „Vega“ des Ebro besitze, wo er

seht, wenn das Glück ihm wohlgewollt, an der Spitze eines reichen Kapuzinerklosters stehen könnte, statt hier als lederbekleideter Frater in den Wildnissen von California Alta zu vegetiren.

Es ist ihm aber trotzdem kein übles Loos beschieden; er hat Fleisch in Fülle von allen möglichen Sorten, von Kindern, von Rothwild, Bären und Gebirgshammeln; er hat selbsterzeugten guten Wein und Brautwein in Ueberfluß; er hat Früchte aller Zonen, Weizen- und Roggenbrod — eine lenksame Heerde von Eingeborenen, bei deren Leitung er noch dazu von den drei Brüdern unterstützt wird — er steht fern von allen Kämpfen der Politik und der Parteien, ist sicher vor feindlichen Angriffen (beiläufig allerdings nicht ganz), und vertreibt sich die Zeit mit Essen, Trinken und Schlafen, so daß es wohl scheinen möchte, als hätte Bruder Augustin Ignacio Sabanal-Morales-y-Fuentes eine ziemlich ruhige und behagliche Existenz und nur wenig Ursache, sich nach der Vega des kastilianischen Ebro zu sehnen, die seine Familie seit den Tagen des Ruy Gomez el Compeador besessen hat.

Eines Abends saß Pater Augustin auf einer Adobe-Bank unter dem Feigenbaum, welcher die Vorhalle der Mission beschattete. Er trug eine Jacke von weich und schön zugerichtetem Ziegenleder, die bis an seine Hüften reichte und unter welcher seine ganze übrige Kleidung — man schweige davon in Gath — in einem langen leinenen Hemde bestand, das bis an die Kniee reichte und kürzlich in Puebla de los Angeles als prieslerliches Gewand angeschafft worden war. Stiefel, Strümpfe oder Beinkleider trug er nicht. Dann und

wann brachte er eine Cigarito, die in einer mit Tabak gefüllten Maishülse bestand, zwischen seine Lippen, wobei er aus Mund und Nasenlöchern die Rauchwolken hervorstieß. Sein Gesicht hatte eine goldgelbe Farbe, welche durch die gewölbten schwarzen Augenbrauen noch mehr gehoben wurde; sein glattes Kinn hatte eine höchst ansehnliche Doppelgestalt und sein Leib einen sehr orthodoxen Umfang. In seiner Nähe waren mehre Indianer und halbbürtige mexikanische Frauen mit Maisstößen beschäftigt, während vor der Thüre mehre gutgenährte Kinder von lichtbrauner Gesichtsfarbe spielten, die, wenn sie in die Nähe des ehrwürdigen Paters kamen, eine merkwürdige Neigunglichkeit mit dessen scharf markirten Zügen zeigten. Es waren wahrscheinlich Nichten und Neffen — eine Klasse von Verwandten, von welchen Priester und Mönche häufig eine große Anzahl aufzuweisen haben.

Die drei anderen Brüder waren abwesend. Bruder Bernardo jagte in dem Gebirge nach Glenuthieren; Bruder José befand sich in dem zehn Tagereisen entfernten Puebla de los Angeles und Bruder Cristoval war auf der Ebene, wo er mit dem Lasso Füllen einfing. Auf diese Weise sich selber überlassen, hatte Augustin eben seine Bespermahlzeit eingenommen und erquickte sich nun unter dem Schatten seines Feigenbaumes an seiner duftigen Nachmittagscigarre.

Während er auf diese Weise sich labte, näherte sich ein nach mexikanischer Art gekleideter Indianer, der mit dem Hute in der Hand eine ehrerbietige Verbeugung machte und in Bezug auf häusliche Geschäfte der Mission um des Paters Befehle bat.

„Hollah, Freund José,” rief Augustin mit schwerfälliger tiefer Stimme — „pensaba yo — ich dachte eben daran, daß es wohl ziemlich vor drei Jahren war, als diese maltidos Americanos hierher kamen, und einen so großen Theil unserer Cavallada entführten.“

„Ganz recht, ehrwürdiger Vater,“ antwortete der Administrator — „gerade drei Jahre, es fehlen nur noch fünfzehn Tage daran. Ich entsinne mich genau. Malditos sean — sie mögen verdammt sein!“

„Wie viele haben wir getötet José?“

„Quizas moochos — eine große Menge. Aber es war kein ehrlicher Kampf. Sie griffen uns an, ohne uns Zeit zu gönnen, etwas zu thun. Sie verstehen nicht zu kämpfen, diese Merikanos; sie dringen auf Einen ein, ehe man Zeit hat, einen Lasso zu schwingen, und schreien dabei wie indianische Räuber.“

„Aber wie viele Todte haben sie auf dem Platze gelassen, José?“

„Nicht einen.“

„Und wir?“

„Valgame Dios — dreizehn Todte und noch mehr Verwundete.“

„Das ist es. Wenn diese Wilden wieder kommen — und der Chemeguaba, der gestern ankam, behauptet, eine große Spur gesehen zu haben — dann müssen wir adentro — innerhalb — kämpfen; außerhalb geht es nicht, denn diese Amerikanos verstehen nicht zu kämpfen, wie Du ganz richtig bemerkst, José, und tödten uns, ehe — ehe wir sie tödten können. Baya!“

In diesem Augenblicke trat aus der Pforte der Mission Don Antonio Velez Trueba, ein Gachupin, das heißt ein Altspanier von Geburt, ein verwelkter alter Hidalgo-Flüchtling, der wegen seiner politischen Meinungen, die echt karlistisch waren, sein Mutterland verlassen und seinen Weg — er wußte selbst kaum wie — von Mexiko nach San Francisco in Oberkalifornien gefunden hatte, wo er, von der gründlichsten Verachtung gegen alles Mexikanische erfüllt, in Erfahrung brachte, daß auf der weit entfernten Mission San Fernando einige „Padres“ von echtem Blute lebten, und sich sogleich entschloß, seinen Weg durch die Wildnis zu nehmen und sie aufzusuchen. Er entging glücklich allen Gefahren seiner Reise, die jedoch für den Don, welcher keinen Begriff von skalpirenden Wilden hatte, kaum Gefahren waren, und erreichte mit heiler Haut die Mission. Hier wurde er von seinem Landsmann Padre Augustin mit offenen Armen aufgenommen und verschmauchte hier nun sorglos seine Zeit. Sein Herz war weit entfernt an den Ufern des Genil und in den traubenreichen Vegas seines geliebten Andalusiens, sein verwelkter Körper in den Sierras von Ober-Kalifornien. Don Antonio war das wandelnde Bild eines Spaniers der alten Zeit. Seine Familie verfolgte ihre Abstammung bis zurück zur Sündfluth und mit Ausnahme einiger erfrischenden Zuflüsse maurischen Blutes, während der maurischen Epoche, war dem Stammbaume der Truebas nie ein fremdes Reis aufgepfropft worden. Die Heirathen der Familie hatten sich immer auf die Familie selber beschränkt; man hatte sich nie nach frischem Blute in einer auch nur einen Grad

tiefer stehenden Familie umgesehen und war eben so wenig höher gestiegen, denn etwas Höheres als den Rang der Familie Trueba y Trueba gab es nicht.

Es waren daher in den männlichen und weiblichen Sprößlingen der Familie deutlich genug die üblichen Folgen eines ohne fremde Kreuzung sich fortpflanzenden Geschlechtes zu erkennen. Die männlichen Truebas waren im Vergleich mit ihren Vorfahren zur Zeit Boabdils traurig entartete Dons und die *Señoritas* dieses Namens waren nur Augen, nichts als Augen und schwerlich von solcher Art, daß sie jenen verliebten König verleitet haben würden, ein Königreich für einen Knüf zu geben, wie die alte Ballade erzählt:

„Dueña de la negra toca
Por un beso de tu boca,
Diera un reyno, Boabdil;
Y yo por ello, Christiana;
Te diera de bueno gana
Mil cielos, si fueran mil.“

Einem so dünnen Stamm entstanden und mit Tabakstranch und „Gazpacho“ aufgezogen, würde Don Antonio selbst unter den pygmäenartigen Mexikanern durch physische Schönheit sich nicht haben hervorhun können. Fünf Fuß hoch, ein mit einer andalusisch gefärbten Haut überzogenes Knochengerüste stand der Trueba steif und gerade in dem vollen Bewußtsein seines reinen Blutes. Seine Züge waren schön, aber völlig fleischlos; seine Oberlippe war mit einem schwarzen hier und da etwas in's Graue schimmernden Bartte bedeckt und sein Kinn war behartet wie das eines Parders.

Während alle Bewohner der Mission in Hirsch- oder Ziegenleder gekleidet waren, zeichnete sich unser Don durch seine schwarze Kleidung aus, die durch den Gebrauch allerdings ziemlich schäbig geworden war. Seine Kopfbedeckung bestand in einem trübselig abgenutzten Biberhute und um seinen Leib und seine Schultern hing eine untadelhafte „Capa“ von ungeheuerem Umfange. Mit einer höflichen Bitte um Entschuldigung über den indianischen Buben hinwegsteigend, welcher die Thüre versperrte und mit gewissenhafter Artigkeit sich gegen die stämmigen „Mozas“ verneigend, welche mit Maisstampfen beschäftigt waren, näherte sich Don Antonio unserem Freunde Augustin, der mit seinem Verwalter von kriegerischen Dingen sprach.

„Sieh da, Don Antonio — wie geht es Euch?“

„Ganz wohl — und euer ganz ergebener Diener, ehrwürdiger Vater — und euer Ehrwürden sind hoffentlich ebenfalls bei erwünschtem Wohlsein.“

„Sin novedad“ — „ohne Neuigkeit“ — was nicht unmöglich war, da sich unsere Freunde erst vor anderthalb Stunden getrennt hatten, um ihre Siesta zu halten.

„Ich sprach eben mit dem würdigen José,“ fuhr Augustin fort, „von dem abscheulichen Ueberfall einer Bande nordamerikanischer Räuber, die vor drei Jahren unsere friedliche Mission angriffen, viele von ihren unschuldigen Bewohnern töteten, noch mehre verirrten und mehre von unseren besten Füßen und schönsten Maulthieren nach ihren Höhlen und Schlupfwinkele im Felsengebirge entführten. Aber sie verübt diese Gewaltthat nicht ungestraft. José erzählt mir,

daß viele von den Räubern durch meine tapferen Indianer getötet wurden. Wie viele sagtet ihr, José?"

„Quizas mo-o-ochos“, antwortete der Indianer.

„Ja, ohne Zweifel eine große Menge,“ fuhr der Padre fort. „Aber sie sind, wie es scheint, durch eine so wohlverdiente Züchtigung nicht abgeschreckt worden, da mir ein Chemeguaba mansito berichtet hat, daß eine aus vielen tausend Mann bestehende gut berittene und trefflich bewaffnete Bande unterwegs sei, um die Gewaltthat zu wiederholen und es ist daher unsere Pflicht, zum Empfang dieser weißen Barbaren alle möglichen Vertheidigungsanstalten zu treffen“.*)

„Es ist kein Grund zu Besorgnissen vorhanden“, sprach der Andalusier. „Ich habe (und er schlug dabei an seine Brust) in drei Kriegen gedient, in jenem glorreichen Unabhängigkeitskriege, wo unsere tapferen Patrioten die Franzosen wie Schafe über die Pyrenäen trieben; in jenem nicht minder glorreichen Kriege von 1821 und in jenem jüngsten hochherzigen Kampfe für die legitimen Rechte Seiner Majestät Karls V. Königs von Spanien (er entblößte bei diesen Worten sein Haupt), den Gott erhalten möge. Mit diesem rechten Arme“, rief der begeisterte Don, dieses zusammengeschrumpfte Glied seines Körpers erhebend, „habe ich den Thron meiner Könige gestützt, habe ich für mein Vaterland gekämpft und seine Feinde vor mir niedergemähet — und mit ihm“, fügte der Gachupin leidenschaftlich hinzu, indem er sich in eine fast wahn-

*) Aus dem Berichte des Vorstandes der Mission an den Gouverneur von Kalifornien in Bezug auf die Angriffe der amerikanischen Gebirgsjäger.

sunige Aufregung versetzte — „will ich diese Norte-Amerikanos vernichten, wenn sie es wagen sollten, mir ihr Angesicht zu zeigen. Adios, Don Augustin Ignacio Sabanal-Morales-y-Fuentes“, rief er, seinen Hut mit tiefer Verbeugung abnehmend, „ich gehe, um mein Schwert zu schleisen. Bis dahin, Adios.“

„Ein Landsmann von mir,“ sprach der Padre mit Bewunderung zu seinem Verwalter. „Steht er uns zur Seite, haben wir nichts zu fürchten; weder die Norte-Amerikanos, noch der Teufel selber können uns ein Leid zufügen, wenn er bei uns ist.“

Während der Trueba sein Schwert schärfst und der Priester dicke Rauchwolken aus Mund und Nase stößt, wollen wir unserem Leser eine der Muchachitas vorstellen, die mit Maisstampfen beschäftigt waren, um für die Abendmahlzeit Tortillas zu bereiten. Juanita war eine rüstige Dirne aus Sonora von mexikanischem Blute, kaum so dunkelfarbig wie die anderen Frauen, in deren Gesellschaft sie sich befand, und mit einem Tropfen altspanischen Blutes in ihren Adern, das mit der dunkleren indianischen Gesichtsfärbung um das Vorrecht kämpfte, ihre vollen Wangen zu röthen. Um ihre Hüften war eine „Enagua“ — ein kurzer Rock von rother Sarsche mit einem buntfarbigen, mit Glasperlen besetzten Bande bevestigt, während eine Art Mieder den oberen Theil ihres Körpers bedeckte, aber ihre Brust ziemlich üppig hervorschauen ließ. Herzhaft das Korn zermalzend, lachte und scherzte sie mit ihren Genossen über den befürchteten Angriff der Amerikaner, den sie nicht eben sehr zu fürchten schien.

„Que vengan,“ rief sie, — „sie mögen kommen; sie sind nur Männer und werden uns Frauen nicht belästigen. Überdies habe ich diese weißen Männer schon früher in meiner Heimat gesehen und es sind hübsche Leute, sehr schlank gewachsen und weiß wie der Schnee auf den Gebirgen. Sie mögen kommen, sage ich.“

„Gi höret, wie das Mädchen spricht,“ entgegnete ein anderer. „Wenn diese Wilden kommen, dann werden sie Pedrillo tödten und was wird Juanita sagen, wenn sie ihren Geliebten verliert?“

„Pedrillo,“ spottete Juanita — „was kümmert mich Pedrillo. Soy, Mejicana, yo — ich bin ein mexikanisches Mädchen, sage ich Euch, und vergesse mich nicht so weit, auf einen wilden Indianer meinen Blick zu werfen. Nein, bei meiner Seligkeit nicht. Laßt die Norte-Amerikanos kommen, sage ich noch einmal.“

In diesem Augenblicke rief Pater Augustin nach einem Glase Alguardiente, welches Juanita herbeiholen mußte und als sie es ihm darreichte, fragte der Priester scherhaft, warum sie die Amerikaner herbeiwünschte und fügte dann hinzu: „Glaube nicht, daß sie hierher kommen werden, — nein, nein; wir sind hier lauter tapfere Leute und Don Antonio ist bei uns, ein ritterlicher Mann, der an die Waffen gewöhnt ist.“

Diese Worte waren noch auf seinen Lippen, als von den Steinen und Kieseln des Flußbettes rasselnder Hufschlag herüberschallte, und augenblicklich ein indianischer Hirt auf schaumbedecktem Rosse, dessen Seiten von den Sporen verirundet waren, vor der Pforte der Mission erschien.

„O padre mio!“ rief er, sobald er den ehrwürdigen Mönch erblickte — „vienen los Americanos — die Amerikaner, die Amerikaner kommen. Ave Maria purissima — mehr als zehntausend sind auf meinen Fersen.“

Der Priester sprang auf und rief nach dem Don.

Dieser kam augenblicklich zum Vorschein und war bereits mit dem Schwerte bewaffnet, das in so manchem ruhmreichen Kampf seine Seite geschmückt hatte — mit dem Schwerte, mit welchem er die Feinde seines Vaterlandes niedergemähet und mit dessen Hilfe er jetzt die amerikanischen Wilden vernichten wollte, wenn sie es wagten, vor ihm zu erscheinen.

Es wurde Lärm gemacht; warnend ertönte die tief-tonige Glocke und die Peones und Bagueros ritten von der Ebene herein. Ungefähr zwanzig berittene, mit Flinten und Lasso bewaffnete Indianer sprangen davon, um nach dem Feinde zu spähen. Das alte Geschütz auf dem Dache wurde von des Padres eigener Hand bis an den Rand der Mündung mit Pulver und Kugeln geladen; es wurden Waffen herbeigeholt und in der „Sala“ aufgehäuft. Der Padre ermahnte, die Weiber schrieen, die Männer wurden bleich und ängstlich und suchten den Schutz der Mauern. Nur Don Antonio, der feurige Andalusier blieb außerhalb, schwang mutig seinen geschärfsten Säbel und rief dem Padre, der mit brennender Lunte auf dem Dache stand, mit lauter Stimme zu, sich nicht zu fürchten, — „denn er, der Trueba, sei da mit seiner Tizona, bereit den Teufel zu bekämpfen, wenn er käme.“

Er war taub gegen des Padre's Ermahnungen, in's Haus zu treten.

„Siempre en el frente — immer im Vorder-treffen,“ sprach er, „war stets das Kriegsgeschrei der Truebas.“

In diesem Augenblicke erhob sich auf der Ebene eine Staubwolke und es sprengte ungestüm eine Schaar von Reitern heran. „El enemigo!“ rief Augustin, legte ohne zu zielen die Lunte an das Zündloch der harmlos zum Himmel gerichteten Kanone, rief: „In el nombre de Dios“ — in Gottes Namen — und wurde von dem Rückschlage des Geschützes augenblicklich niedergeworfen, worauf ihn einige Leute von der indianischen Besatzung ergriffen und durch eine Fallthüre in das Gebäude brachten, während die Reiter — nur seine eigenen Späher — heransprengten und die Nachricht brachten, daß der Feind in ungeheuer überlegener Anzahl bereits ganz in der Nähe sei.

Sämmtliche Männer wurden hierauf beritten gemacht und mit Flinten oder Bogen wohlbewaffnet und mehr als fünfzig an der Zahl vor dem Gebäude aufgestellt. Hier redete der tapfere Don sie an und flößte ihren Herzen etwas von seinem eigenen Muthe ein, worauf sie ungeduldig darnach verlangten, gegen den Feind geführt zu werden. Padre Augustin erschien auf's Neue auf dem Dache, gab der mutigen Schaar seinen Segen, ermahnte sie, keinen Pardon zu geben und sah sie mit nur geringen Besorgnissen zum Kampf ziehen.

Ungefähr eine halbe Stunde von der Mission entfernt erhob sich die Ebene allmälig zu einem mäßigen Bergrücken, der mit Zwerg- und Steineichen bekleidet

war. Diesem Punkte waren die Blicke derjenigen, die im Kloster zurückgeblieben waren, aufmerksam zugewendet, denn dort erwartete man das erste Erscheinen des Feindes. Bald zeigten sich auf dem Gipfel des Bergrückens auch wirklich einige Gestalten, welche gegen den hellen Abendhimmel deutlich sichtbar waren. Es war nur ein Dutzend Reiter, die natürlicher Weise von allen für die Vorhut der tausend Eindringlinge gehalten wurden. Auf dem Gipfel der Höhe hielten sie einige Minuten, als hätten sie recognosciren wollen und jetzt hielten auch die kalifornischen Reiter auf der Ebene ziemlich in der Mitte zwischen der Mission und der Höhe und von ersterer nicht weiter als ein Viertelstündchen entfernt, so daß die Zuschauer alle Operationen genau beobachten konnten.

Der Feind kam langsam in indianischer Reihe von der Höhe herab, als er aber die Ebene erreicht hatte, bildete er eine Art Schlachtordnung und trabte den Kaliforniern furchtlos entgegen. Diese fingen an, sich unruhig in ihren Sätteln zu bewegen, machten aber trotzdem eine Bewegung nach dem Feinde und setzten ihre Pferde sogar in Galopp, blieben aber bald wieder stehen, um sich wie eine Heerde Schafe zusammenzudrängen. Hierauf nahmen die Gebirgsjäger einen schnellen Schritt an und man hörte ihr lautes Geschrei, als sie mitten in die wankende Schaar einbrachen. Es folgte das scharfe Krachen der Büchsen und der dumpfe Knall der kalifornischen Flinten; in den Ebenen erhob sich eine Wolke von Rauch und Staub und im nächsten Augenblicke brach ein halbes Dutzend Pferde mit leeren Sätteln daraus hervor, hinter welchen gleich-

zeitig die Kalifornier erschienen, die in wilder Flucht über die Ebene jagten. Die kleine rechte Schaar der Gebirgsjäger rückte näher und es stiegen einzelne kleine Rauchwolken empor, indem sie ihre Büchsen auf die fliehenden Reiter abschossen. Als die Amerikaner jedoch näher kamen, wankte einer von ihnen in seinem Sattel, die Büchse entfiel seiner Hand und er fiel zu Boden. Die Schaar versammelte sich auf einen Augenblick um ihren gefallenen Gefährten, bildete dann wieder ihre Schlachtordnung und sprengte mit wütendem Kriegsgeschrei und die Büchsen schwingend, gegen die Mission heran. Von den geschlagenen Kaliforniern sprangen einige an der Pforte der Mission von ihren Pferden und suchten innerhalb der Mauern Schutz gegen den andringenden Feind, während andere, von panischer Furcht getrieben, ihren Weg nach dem Gebirge nahmen. Aber vor der Pforte schritt noch immer tapfer der stolze Hidalgo einher, von seinem Mantel belästigt, mit Mühe das Schwert über seinem Kopfe schwingend. Dem Priester und den Frauen, die ihn ermahnten, herein zu kommen, antwortete er mit dem Ruf: „**Viva Carlos quinto!**“ oder: „**Tod oder Sieg!**“ Vergebens rief er den Fliehenden zu, Halt zu machen; als er aber sah, daß ihre Furcht keine Hoffnung gab, fäzte er seine Waffe vester, indem die Amerikaner näher kamen, drückte Zähne und Augen zusammen, dachte noch einmal an die Vega seines geliebten Genil und an Granada la Florida und gab sich verloren. Die Leute im Inneren der Mission hielten jeden Widerstand für vergebens, als sie die Flucht ihrer Reiterei sahen und die angreifenden Ge-

birgsjäger waren bereits fast schon an den Mauern, als sie die feindseligen Kundgebungen der wunderlichen Gestalt des kleinen Don bemerkten.

„Wagh!“ rief der Anführer der Jägerschaar, niemand anders als unser alter Bekannter La Bonté — „hier ist ein kleines Geschöpf, das den Kampf ganz allein abzumachen gedenkt.“

Er faßte bei diesen Worten seine Büchse am Laufe und stieß mit dem Kolben nach dem Don, der jedoch den Stoß so glücklich und mit so kräftigem Streiche abwehrte, daß der Schaft fast in Stücke zersprang. In diesem Augenblicke kam ein anderer Gebirgsjäger hinzu, der seinen Lasso schwang, die Schlinge dem Spanier geschickt über den Kopf warf, sie über die Schultern gleiten ließ und dann zusammen zog, so daß die Arme des kampflustigen Don wie in einem Schraubstocke gefangen waren.

„Quartel!“ schrie Don Antonio. „Por Dios, Quartel!“

„Gi was Quartier,“ rief einer von den Jägern, der Spanisch verstand — „wer denkt daran, Dir etwas zu thun, Du kleines Ding.“

Zum Zeichen der Ergebung schwang jetzt Padre Augustin auf dem Dache eine weiße Fahne und erschien bald nachher zitternd vor der Thüre, um die Sieger zu bitten, barmherzig zu sein, und das Leben der Besiegten zu schonen, da ihnen alles, was die Mission zu bieten vermöchte, zur Verfügung stünde.

„Was sagt der Kerl?“ fragte der alte Walker, der Anführer der Jägerschaar, den Dolmetsch.

„Er spricht so seltsam, daß ich ihn nicht recht verstehen kann.“

„Sage dem alten Kauz, er solle sein Geschwätz einstellen; und forge dafür, daß die verdammten Schmierlinge aus dem Hause kommen und daß unsern Pferden etwas Mais gebracht werde, denn die armen Thiere können kaum noch stehen.“

Dieß wurde dem Padre in Gebirgsspanisch mitgetheilt, das ihm nur die Furcht verständlich mache. Er gab augenblicklich Befehl, daß seine Leute die Mission verlassen sollten und ließ ihnen strenge Weisung ertheilen, jede feindselige Handlung zu unterlassen, denn er selber werde als Geizel gefangen gehalten und man würde ihn tödten und die Mission niederbrennen, wenn auch nur ein Finger gegen die Gebirgsmänner erhoben würde. Als die Jäger sich einmal im Innern der Mission befanden, fürchteten sie keinen Angriff mehr; sie hätten das Gebäude gegen ganz Kalifornien verteidigen können. Sie ließen daher nur zwei Mann als Wache an der Thüre, versorgten zunächst ihre erschöpften Pferde mit einigen Haufen von Mais und Hülsen, machten es sich dann in dem Hause so bequem als möglich und schenkten bald ihre ganze Aufmerksamkeit den heißen Tortillas, Fleischgerichten und Chile Colorado, die sie mit tüchtigen Schlucken von Wein und Branntwein hinunterspülten. Es wäre ergötzlich gewesen, die Mienen der rauhen Gebirgsmänner zu beobachten, als sie einander mit dem wohlschmeckenden Getränke Bescheid thaten und auf die Fruchthäufen schielten, welche von den aufmerksamen Heben ihnen vorgesetzt wurden. Letzteren war, wie man sich

denken kann, kein geringer Grad von Aufmerksamkeit zugewendet, aber es wurde ihnen dabei die größte Achtung gezollt, denn unser Gebirgsjäger, so rauh und bärenhaft er auch sein mag, beleidigt nie weder durch Wort noch That die Sittsamkeit eines Weibes, wiewohl er zuweilen genöthigt ist, mit Zwang zu freien, wenn ihm zu einer regelrechten Bewerbung keine Zeit vergönnt bleibt, und zuweilen eine neu-mexikanische oder kalifornische Schönheit hinter sich auf den Sattel heben muß, wenn hartnäckige Aeltern ihre Einwilligung zu einer augenblicklichen Verbindung verweigern. Die Amerikaner fühlten sich nicht wenig geschmeichelt, als sie von Wesen, die ihnen wie die Huris des Paradieses erschienen, so aufmerksam und allen ihren Bedürfnissen entsprechend bedient wurden und die Ueppigkeit, in welcher sie jetzt schwelgten, erschien ihnen nach ihrer langen Reise, nach so vielfachen Beschwerden und Entbehrungen kaum wie eine Wirklichkeit.

Der Hidalgo nahm, aus den schnöden Bänden des Lasso befreit, an dem Gastmahl Antheil und seine Begriffe von den Ansprüchen des echten Blutes, das in seinen Adern floß, fanden einige Befriedigung in dem Umstände, daß er über den wilden ungeschlachten Gebirgsleuten sitzen konnte, da diese es vorzogen, nach ihrer eignen Weise mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden zu sitzen, statt sich der unbequemen und neuen Ueppigkeit eines Stuhles zu bedienen. Killbuck schien in der That den Gebrauch dieses Möbelstückes gänzlich vergessen zu haben. Als Pater Augustin ihm ein solches anbot und ihn mit vieler Artigkeit bat, sich niederzulassen, blickte der alte Gebirgsmann erst

auf den Stuhl, dann auf den Padre, drehte den wunderlichen Gegenstand um und um und versuchte es, sich zu setzen, nachdem er endlich den Zweck des Geräthes erkannt zu haben schien. Nach einigen Bemühungen gelang ihm dies und er blieb einige Augenblicke mit mürrischer und verdrießlicher Miene sitzen, worauf er den Stuhl plötzlich an der Lehne ergriff und ihn durch die offene Thüre schlenderte. „Wagh!“ rief er — „dieses Coon hat noch gesunde Lenden und braucht nicht solche Dinge.“ Er zog bei diesen Worten die Beine unter den Leib und setzte sich nach der üblichen Weise. Es wurde in dieser Nacht ungeheuer getrunken, denn die Jäger wollten sich für ihre vielen Fasttage entschädigen, da aber ihr Getränk in reinem Nebensaft bestand, so übte es nur geringe oder gar keine Wirkung auf den Zustand ihrer Köpfe. Sie hatten zwar von Seiten der Kalifornier keine Angriffe zu befürchten, hielten es aber, um auf alle Fälle gesichert zu sein, dennoch für nöthig, den Padre und den Gachupin zu binden und in ein inneres Gemach zu bringen, welches nur durch die Thüre zugänglich war, die in das Gemach führte, in welchem die Gebirgsjäger schliefen, während zwei von ihnen Wache hielten. Es wurde von einigen ein Fandango mit den indianischen Mädchen vorgeschlagen, aber Walker legte ein entschiedenes Veto ein. Er sagte, „der Schlaf sei ihnen jetzt nöthig, denn sie wüßten nicht was morgen komme, sie hätten eine lange Reise vor sich, der Winter rücke heran, sie müßten Tag und Nacht reiten und könnten erst wieder schlafen, wenn die Reise überstanden wäre und dies würde erst der Fall sein, wenn

sie Pikes Peak hinter sich liegen hätten. Es sei jetzt October und sie hätten einen tüchtigen Weg bis zum Felsengebirge."

Der junge Ned (Eduard) Wooton fehlte, als die Mannschaft aufgerufen wurde. Er warb um die mexikanische Dirne Juanita und zwar mit Erfolg, denn wir können hier sogleich einschalten, daß das Mädchen ihn nach seiner fernen Heimat begleitete, nachdem sie ihm vor der Abreise vom Pater Augustin rechtmäßig angetraut worden war, und gegenwärtig mit ihm seine Hütte am Hard-Scrabble-Creek des oberen Arkansa theilt.

Aber der Schnee auf dem Gipfel der Sierra Madre und die nächtlichen Fröste, die in winkelförmiger Gestalt beständig durch die Luft ziehenden Schaaren von Gänsen und Enten, die erbleichende Farbe des Laubwerks und die todteten Blätter, welche den Boden bedecken, das welkende Gras der Ebene und die kalten zuweilen von Schnee und Hagel begleiteten Windstöße, welche von den schneebedeckten fernen Gebirgen herabwehen — all dies sind für uns warnende Mahnungen, nicht länger in dem verführerischen Thale San Fernando zu verweilen, sondern ohne Verzug unsere Maulthiere zu bepacken, über die öden und wüsten Ebenen und ungästlichen Gebirge zu ziehen und mit unserer Beute eines der geschützten Thäler des Felsengebirges aufzusuchen.

Am dritten Tage nach ihrer Ankunft finden wir unsere Gebirgsleute wieder unterwegs. Sie treiben eine Schaar von 400 Maulthieren und Pferden vor sich her, während sie selber auf den kräftigsten und

flüchtigsten Thieren sitzen, die sie in einer Schaar von mindestens tausend haben aussuchen können, und sind von einem halben Dutzend Indianern begleitet, welche sie für die ersten Tagereisen gepreßt hatten, bis sich die Cavallada daran gewöhnt haben wird, ohne Verwirrung ihren Weg zu verfolgen.

Pater Augustin und der Hidalgo standen auf dem Gipfel des Hauses als die Jäger davon zogen. Der erstere war froh, solche rücksichtslose Gäste um jeden Preis endlich los zu sein; dem anderen aber schien die Trennung von seinen lustigen Gesellschaftern, mit welchen er so manches Quartillo kalifornischen Weines ausgestochen hatte, etwas zu Herzen zu gehen. Groß war der Schmerz, leidenschaftlich das Schluchzen, als all die Mädchen der Mission sich um Juanita versammelten und ihr Lebewohl sagten, während sie, ein cavalier auf einem frommen Maulthiere sitzend, ihre seitherigen Gefährtinnen dem Schutze aller Heiligen des Kalenders und ganz besonders dem großen St. Fernando selber empfahl, dessen besonderer Obhut angeblich alle Bewohner der Mission sich erfreutten. Pedrillo, der arme verlassene Pedrillo, ein mürrischer, verdrießlicher Mischling, war über die ihnen wiederaufgehene Bekleidung nicht von Kummer, sondern von Zorn erfüllt und gelobte Rache. Der Mann mit dem echten Blute trug auch nicht ein Fünfchen Feindseligkeit in seinem Herzen — er schwang seinen Arm, jenen Arm, mit welchem er die Feinde des Carlos Quinto niedergemähet hatte, und ersuchte die Gebirgsjäger, wenn ihr Schicksal sie je nach Spanien führen sollte, ja nicht zu versäumen seine Villa in der Vega Leben im fernen Westen.

des Genil zu besuchen, in welcher er ihnen alles — con muchissima franqueza — zur Verfügung stellte.

Der fette Pater Augustin schwang gleichfalls seinen Arm, aber er seufzte im Stillen, als er die stattliche Schaar von Maulthieren und Pferden sah, welche, Staubwolken hinter sich zurücklassend, von der Ebene hinweg getrieben wurde, die seither sie genährt hatte. Ein edler röthlicher Hengst schien wenig Lust zu haben, seine seitherige Weide zu verlassen und machte mehrmals den Versuch, der gefangenen Schaar zu entrinnen. Glücklicher Weise war Walker vorsichtig genug gewesen, die Leitstute der Herde einzufangen, auf welcher er voranritt, während die übrigen Thiere der wohlbekannten Anführerin folgten. Als der Hengst zurück lief, gerieth der Pater in Entzücken. Es war sein Leibpferd, das er gern um jeden Preis losgekauft hätte.

„Ya viene — ya viene!“ rief er. „Jetzt kommt es — ein Hurrah dem Fuchse!“

Aber von der Büchse eines Gebirgsjägers bedroht, sprengte einer von den Kaliforniern, den Lasso über seinem Kopfe schwingend, dem flüchtigen Thiere nach, wendete sich bald links bald rechts, als das Pferd ihm zu entrinnen suchte, warf ihm endlich die offene Schlinge über den Kopf und führte es im Triumph zu der Heerde zurück.

„Maldito sea aquel Indio — verdammt sei dieser Indianer!“ sprach der Padre und wendete sich hinweg.

Und nun war unsere herzhafte Schaar — mit Ausnahme von zwei Gefährten, die untergegangen waren, wieder gehörig unterwegs. Sie zogen an dem Leichnam ihres Gefährten vorüber, der in dem Gefechte vor der

Mission gefallen war. Die Wölfe oder indianischen Hunde hatten ihn bis auf die Knochen verzehrt, während ein in der Nähe befindlicher Hügel mit einem Kreuze die Stätte bezeichnete, wo man die Kalifornier, — von welchen sieben gefallen waren — in die Erde gebettet hatte; und ein Steinhaufen am Fuße des Kreuzes bewies, daß die armen Indianer bereits manches Ave Maria gebetet hatten, um die Seelen ihrer gefallenen Gefährten aus den Qualen des Fegefeuers zu retten.

Während der ersten Tage ging die Reise nur langsam von Statten. Eine so große Heerde von Thieren durch eine Gegend zu treiben, wo es weder Wege noch Psade gab, war ohne Unordnung und Verwirrung nicht zu bewerkstelligen, so daß an ein schnelles Fortkommen nicht zu denken war, und die Gebirgsjäger, welche die Reise mit etwas größerer Schnelligkeit zurück zu legen wünschten, beschlossen eine östlichere Richtung zu nehmen, um wo möglich auf die große spanische Fährte zu gelangen, welche die Neu-Mexikaner auf ihren Reisen von und nach den Städten Puebla de los Angeles und Santa Fé verfolgten. Dieser Weg durchschneidet jedoch eine große lange Wüste, in welcher es, außer an einigen Stellen, den gewöhnlichen Rastplätzen der Karavane, gänzlich an Gras und Wasser mangelt, und da es selbst an diesen Stellen zu jeder Jahreszeit nur sehr wenig Weide gibt, so war zu befürchten, daß für eine so zahlreiche Cavallada kaum noch hinreichendes Futter vorhanden war, wenn die Thiere der Händler von Santa Fé diese Weideplätze benutzt hatten. Man bezweckte jedoch, indem man diesen Weg verfolgte, eine bedeutende Zeitersparniß, obgleich er einen großen Bogen

machte, um die unübersteigliche Kette der Sierra Nevada zu vermeiden. Die Offnung in diesem Gebirge, durch welche die Amerikaner gekommen waren, lag weit nach Norden und war in dieser späten Jahreszeit wahrscheinlich durch Schnee gesperrt.

Einer von den Indianern wurde durch Drohungen und Bestechungen veranlaßt, die Cavallada nach dem erwähnten Wege zu geleiten, der, wie er erklärte, nicht über fünf Tagereisen entfernt war. Die Gegend wurde immer wilder und unfruchtbarer, je weiter sie zogen und allein die Thäler, durch welche sich kleine Flüsse ergossen, konnten einer so großen Anzahl von Thieren noch einigen Unterhalt gewähren. Man opferte keine Zeit, um Wild zu erlegen, sondern schlachtete die unbrauchbarsten Maulthiere und Pferde und verbesserte die Kost dann und wann durch etwas Wild, wenn sich in der Nähe des Lagerplatzes zufällig ein Hirsch blicken ließ. Indianer hatten die Jäger noch nicht erblickt, aber sie näherten sich jetzt dem Lande der „Diggers“, welche die Gegend belästigen, durch welche die sogenannte spanische Straße führt; sie legen den Karavanen der Händler Contributionen auf und sind nicht unpassend die Araber der amerikanischen Wüste genannt worden. Der kalifornische Führer bat jetzt dringend, wieder umkehren zu dürfen, indem er erklärte, daß er sein Leben einbüßen würde, wollte er es versuchen, allein durch das Land der Diggers zu wandern. Er deutete auf einen schneedeckten Gipfel, an dessen Fuße die Straße vorüber führte und wendete dann, nachdem ihm die begehrte Erlaubniß zu Theil geworden, sein Pferd zurück nach der Mission San Fernando.

Obgleich die Cavallada jetzt mit weit geringerer Unordnung und Verwirrung sich fortbewegte als anfänglich, so waren doch bei dem Mangel einer bestimmten Fährte, der man hätte folgen können, immer noch große Mühe und Anstrengung erforderlich, um auf dem richtigen Wege zu bleiben. Die Glockenstute ging voran und trug den alten Walker, der die Gegend besser kannte als die übrigen; ein anderer Jäger, der bei der Schaar in hohem Ansehen stand, ritt auf einem großen Maulthiere an seiner Seite. Ihnen folgten, mit einander herum springend, die Thiere, die stehen blieben, so oft sich ein Grashalm zeigte, und es fortwährend versuchten, nach jenen grünen Stätten zu entlaufen, die zuweilen auf den Ebenen zum Vorscheine kamen. Hinter der Cavallada und mit lautem Geschrei und Schelten sie antreibend, ritten sechs Gebirgsjäger, die so viel als möglich sich in einer Reihe zu halten suchten, während auf jeder Seite des Haufens zwei andere ritten, welche jede versuchte Abschweifung zu verhindern und die Thiere zusammen zu halten hatten. In dieser Ordnung war die Karavane den ganzen Tag durch eine unebene Gegend bald bergab, bald bergauf gezogen und die Bändigung der Thiere hatte den Treibern unendliche Mühe verursacht, als ein lauter Ruf der Vorhut die allgemeine Aufmerksamkeit erweckte. Der alte Walker schwang seine Büchse über dem Kopfe und deutete vor sich hin und alsbald erfüllte der Ruf: „Die Fährte — die Fährte!“ alle Herzen mit der freudigen Zuversicht, daß die ermüdende Arbeit der Maulthiertreiberei nun überstanden sei. Von einem zerklüfteten Bergrücken hinabsteigend, gelangte die Schaar sogleich

auf einen deutlich sichtbaren und ziemlich abgetretenen Weg, auf welchen die Cavallada so willig und instinctmäig einlenkte, als wäre sie fortwährend daran gewöhnt gewesen, betretene Pfade zu verfolgen. Auf diesem Wege zog die Schaar wohlgemuth weiter, wenn auch ihre Freude häufig durch den Anblick gewisser Merkmale getrübt wurde, die deutlich genug erkennen ließen, daß Hunger und Durst von den Maulthieren und Pferden der Karavanen, welche vor ihnen diesen Weg verfolgt, ihre Opfer gefordert hatten. Die Schaar hatte diese Straße in der Mitte einer langen Wüstenstrecke erreicht, die ohne Wasser oder Weide sechzig Meilen weit sich ausdehnte und in welcher viele Thiere umgekommen waren, deren Gebeine auf der Ebene bleichten. Der Boden war sandig aber mit Felsstücken und Steinen bedeckt, welche die Füße vieler der jungen Pferde und Maulthiere verdarben, von welchen schon jetzt auf den ersten Reisestationen manche erlagen. Es zeigten sich jetzt häufige Spuren der Diggers, denn diese elenden Geschöpfe suchen die sandigen Ebenen auf, um von den Eidechsen zu leben, die hier in großer Menge vorkommen. Bis jetzt hatte sich jedoch noch keiner dieser Indianer gezeigt; sie umschlichen nur bei Nacht das Lager, um eine günstige Gelegenheit zum Wegtreiben der Thiere zu erwarten. Da jedoch viele Pferde auf dem Wege zurückgelassen worden waren, so fanden die Diggers einen so reichlichen Vorrath von Nahrungsmitteln, daß ein Angriff auf die gefürchteten Gebirgsleute unnöthig wurde.

Eines Abends lagerten die Amerikaner früher als gewöhnlich an einem mit Weiden und Bittereschen be-

wachsenen Creek, wo es ziemlich gute Weide gab, und beschlossen, obgleich es noch ziemlich zeitig war, hier zu übernachten, damit die Thiere sich gehörig sättigen könnten. Es sprangen mehre Hirsche aus dem Thalgrunde, als die Schaar ihn erreichte, und La Bonte und Killbuck hatten das Lager mit ihren Büchsen verlassen, um etwas Wild für die Abendmahlzeit zu erlegen. Längs der Ufer des Flüßchens weideten nach allen Richtungen hin Heerden von Rothwild und die Jäger hatten keine Mühe, wenige Schritte von dem Gebüsche zwei feiste Böcke zu schießen. Sie waren eben damit beschäftigt, die Thiere auszuweiden, als La Bonte, von seiner Arbeit aufblickend, nur wenige Schritte von sich und seinem Gefährten Killbuck entfernt ein halbes Dutzend Indianer zwischen den Bäumen lauern sah. In demselben Augenblicke zischten zwei Pfeile nur wenige Zoll an La Bonte's Kopfe vorüber und bohrten sich in den Körper des erlegten Wildes, über welches er sich eben beugte. Seinem Gefährten zurußend, ergriff der Jäger den Hirsch, hob ihn mit ungeheuerer Kraft empor und benutzte ihn als Schild, aber ehe dieß geschehen war, hatte ein dritter Pfeil seine Schulter getroffen. Er erhob sich und zog sich hinter einen Schutz zurück, indem er durch lautes Geschrei das Lager zu alarmiren suchte, das nur fünfhundert Schritte entfernt auf der anderen Seite des Flüßchens lag. Von der Gefahr unterrichtet, eilte Killbuck, die Schußweite des Gehölzes vermeidend, seinem Gefährten schnell zu Hilfe, während dieser seinen eigenthümlichen Schild jetzt bei Seite warf und seine Büchse auf seine Gegner abfeuerte. Die Indianer schienen sich anfänglich zu fürch-

ten, ihren Schutz zu verlassen, als aber noch drei oder vier andere, unter welchen sich ein Häuptling befand, sich zu ihnen gesellten, rückten sie mit gespannten Bogen in die Ebene hervor, indem sie weit aus einander gingen und den Weißen schnell aber in Zickzackbewegungen sich näherten, um den sicherer Büchsen ihrer Feinde kein vestes Ziel zu bieten. Die Letzteren waren zu vorsichtig, als daß es ihnen hätte einfallen können, ihre Gewehre abzufeuern, aber sie erwarteten mit angelegten Büchsen ruhig ihren Feind. Die Indianer hatten offenbar wenig Lust, den Weißen näher zu rücken, aber der Häuptling, ein alter ergrauter Mann, ermutigte sie durch Worte und Gebärden, indem er voran lief und die anderen aufforderte, ihm zu folgen.

„He, Bursche,“ rief Killbuck seinem Gefährten zu — „dieser alte Kerl muß untergehen, oder dieses verdammte Gesindel wird uns auslöschen.“

La Bonté verstand ihn. Er kauerte nieder, setzte seinen Ladestock bis auf Armeslänge vest auf den Boden, legte die Büchse auf seine linke Hand, die auf dem Ladestocke ruhete, nahm ein sicheres Ziel und feuerte. Der Indianer streckte die Arme aus, taumelte und ließ seinen Bogen fallen — machte einen Versuch, sich aufrecht zu erhalten, und fiel dann auf das Gesicht. Als die anderen ihren Häuptling fallen sahen, wendeten sie sich um und suchten wieder den Schutz des Dickigs.

„Ihr verdammten Kerle,“ brummte Killbuck — „nehmt dies noch mit.“ Er schoß hierbei seine Büchse auf den letzten der Indianer ab, der todt wie ein Stein zu Boden fiel. Das Lager war ebenfalls in

Aufruhr gekommen. Fünf der Gebirgsjäger wateten durch das Flüßchen und griffen die Indianer im Rücken an; ihre Büchsen krachten im Gebüsch, so daß noch mehre von den Wilden ihren Tod fanden, während die übrigen schnell sich zurückzogen. Das erlegte Wild wurde jedoch nicht vergessen; die beiden Hirsche wurden in das Lager gebracht und erzielten an diesem Abend das Maulthiersfleisch.

Diese den Diggers ertheilte Lehre war von heilsamer Wirkung; sie versuchten keinen neuen Angriff auf die Cavallada weder in dieser noch in der folgenden Nacht, denn die Jäger verweilten zwei Tage an dieser Stelle, um ihren Thieren die nöthige Erholung zu gönnen.

Wir wollen die Gesellschaft nicht durch alle Be schwerden und Gefahren begleiten, mit welchen ihre Reise durch die Wüste verbunden war, und nicht die verschiedenen Teufeleien der Diggers schildern, die fortwährend Gelegenheit suchten, die Thiere zu entführen oder in der Nacht die Weideplätze umschlichen und ihre Pfeile auf die Heerde abschossen, in der Hoffnung, daß die todteten oder gelähmten Thiere zurückgelassen werden und ihnen einen guten Fleischvorrath gewähren würden. Im Monat December überschritten die Jäger die große Scheidewand des Felsengebirges und verloren auf ihrer beschwerlichen Reise durch den tiefen Schnee viele von ihren Maulthieren und Pferden. Nachdem sie den Gebirgsrücken überschritten hatten, erreichten sie die Quelle des Arkansas und wendeten sich nach dem Bajou-Salade. Hier fanden sie ein Dorf der Arapahos und waren in nicht geringer Besorgniß,

durch diese gewandten Pferdediebe ihrer Cavallada beraubt zu werden. Glücklicher Weise war der oberste Häuptling den Weißen befreundet; er hielt daher seine jungen Männer im Zaume und ein Geschenk von drei Pferden sicherte seine freundliche Gesinnung. Da aber trotzdem die Nähe dieser Indianer keineswegs angenehm war, so brachen die Amerikaner nach einer Rast von einigen Tagen wieder auf und hielten endlich an der Vereinigung des „Fontaine-qui-bout“ mit dem Arkansa, wo sie ihr Winterlager aufzuschlagen beschlossen. Sie betrachteten diese Stätte als ihre Heimat und gingen sogleich an's Werk, eine große für sie alle hinlänglich geräumige Hütte und ein Corral zu erbauen, in welchem die Thiere während der Nacht oder bei einem Ueberfalle von Seiten der Indianer in Sicherheit gebracht werden könnten. Sie fällten hierzu mehre große Baumwollenbäume, welche sie in der Gestalt eines Hufeisens zusammen legten, aber die Öffnung dieser Figur etwas verengten und mit aufrecht stehenden Pfählen versahen, zwischen welchen Stangen bevestigt wurden, die man nach Belieben zurückziehen konnte. Das Haus oder „Fort“ — wie alles, was die Gestalt eines Hauses hat, in diesen Gegenden genannt wird, wo in der That jedermann aus seinem Hause eine Festung machen muß — war auf allen Seiten mit Schießscharten versehen und besaß einen Schornstein von Rasen und sehr urthümlicher Beschaffenheit, der aber seinem Zwecke, den Rauch aus dem Innern abzuführen, vollkommen entsprach. Die Gegend war sehr reich an Wild; es zogen fortwährend Büffelherden über den Arkansa und in der

Nähe des Forts gab es immer Rothwild und Antilopen. Auch die Weide war gut und reichlich und bestand aus jenem fetten Büffelgrase, das zu dieser Jahreszeit zwar ziemlich trocken ist, aber trotzdem nährende Eigenschaften besitzt — und die Thiere wurden bald wunderbar fett und kräftig.

Von den vierhundert Maulthieren und Pferden, mit welchen die Jäger Kalifornien verlassen hatten, erreichte nur die Hälfte den Arkansas. Viele derselben waren getötet worden, um den Jägern Nahrung zu gewähren — denn sie waren auf der Reise in der That fast die einzigen Nahrungsmittel gewesen — andere waren von den Indianern geraubt oder während der Nacht erschossen worden und viele waren entlaufen, ohne daß man sie hatte wieder einfangen können. Wir haben zu erwähnen vergessen, daß das Mädchen von Sonora, Juanita und ihr Gatte, Ned Wooton in Roubideaus Fort am Uintah, welches unsere Gesellschaft auf der anderen Seite des Gebirges berührte, zurückgeblieben waren. Von dort begab sich das junge Paar mit einer anderen Gesellschaft nach Taos in Neu-Mexiko, wo es mehre Jahre verweilte und — wie die Romane gewöhnlich endigen — mit einer hübschen Familie u. s. w. u. s. w. gesegnet wurde.

Sobald die Thiere fett und kräftig geworden waren, wurden sie an dem Arkansas hinab nach Bents indianischem Handelsfort geführt, das ungefähr sechzig Meilen unterhalb der Mündung des „Fontaine-qui-bout“ liegt. Hier fand man einen guten Markt für diese Waare, da an der Gränze der Vereinigten Staaten zu dieser Zeit Maulthiere sehr gesucht waren und

die Bent's alljährlich große Schaaren solcher Thiere, die sie in dem Indianer-Lande und in den oberen Ansiedelungen von Neu-Meriko gesammelt hatten, über die Ebenen nach Independence führten. Während unsere Jäger an dem Arkansa hinabzogen, trafen einige von der Schaar ganz unerwartet einen alten Freund. Killbuck und La Bonté, die gewöhnlich „Compañeros“ waren, ritten der Cavallada eine Strecke voraus, als sie an der Mündung des Huerfano oder „Orphan-Green“ in weiter Ferne die Gestalt eines Reiters bemerkten, welcher von zwei Thieren begleitet war und eben von der Uferhöhe nach dem bewaldeten Flüßthale hinabstieg. In der Vermuthung, daß der Fremde ein Indianer sei, spornten sie ihre Pferde, um ihn zu verfolgen, als die Gestalt plötzlich verschwand. Sie folgten jedoch schnell der Spur, die auf dem sandigen Boden deutlich genug zu erkennen war und die Fußstapfen eines Pferdes und zweier Maulthiere zeigte. Killbuck beobachtete diese Fährte lange Zeit mit großer Aufmerksamkeit und rief endlich: „Wagh — ich erkenne diese Fährte so deutlich wie eine Biberespur. Sieh diese Pferdespur, Junge — hast Du sie je schon einmal gesehen?“

„O gewiß,“ antwortete La Bonté aufmerksam hinschauend, „den alten Latschhus muß ich kennen, sage ich Dir.“

„Der Mann, der dieses Pferd zu reiten pflegte, ist längst untergegangen, aber das Pferd — die verdamte alte Bestie — ist der Gaul des alten Bill Williams, darauf schwöre ich.“

„So ist es,“ fuhr La Bonté fort, indem er sich durch einen langen forschenden Blick vollends überzeugte — „es ist der Gaul des alten Burschen, das ist so gewiß wie ein Büchsenschuß. Die Rapahos haben ihn endlich ausgelöscht und seine Thiere erbeutet. Heda, Junge, wir wollen ihnen dafür die Haare abnehmen.“

„Einverstanden,“ antwortete Killbuck und sie sprengten eilig dem fremden Reiter nach, um den Tod ihres alten Gefährten zu rächen.

Sie verfolgten die Spur durch den Thalgrund und bis an den Fluß, durch welchen sie führte; dann führte sie einige Schritte weit an dem Ufer hinauf, verließ sich abermals in das Wasser und war dann gänzlich verschwunden. Die Jäger suchten auf beiden Ufern, aber vergebens, und da sie auf diese Nachforschungen keine Zeit mehr verwenden wollten, so nahmen sie ihren Weg durch das Gehölz an den Ufern, um einen guten Lagerplatz für die Nacht aufzusuchen, zu welchem Zwecke sie eigentlich der Cavallada vorausgeritten waren. Am linken Ufer nicht weit von ihnen lag ein dichtes Gebüsch und der Fluß kam an einer Stelle einer ziemlich bedeutenden Uferhöhe sehr nahe, zwischen welcher und dem Wasser ein fast un durchdringliches Gebüsch von Pflaumen- und Kirschbäumen lag. Der Wald endete, ehe er diesen Punkt erreichte und auf der kleinen zwischenliegenden Waldblöße, welche mit leidlichem Grase bedeckt war, standen nur einige einzelne Bäume. Diese Stelle wurde für einen ausgezeichneten Lagerplatz gehalten; die Jäger ritten auf die Waldblöße und stiegen dicht an dem

Dickig, das fast eine Mauer und einen trefflichen Windschutz bildete, von ihren Pferden. Sie waren im Begriff, die Sättel abzunehmen, als in dem Dickig kaum zwei Schritte hinter ihnen ein lautes gellendes Wiehern erscholl. Es folgte ein Nascheln im Gebüsch und es trat augenblicklich ein in Bockleder gekleideter Mann mit der Büchse in der Hand hervor, der den überraschten Jägern mit zorniger Stimme zurief:

„Seht Ihr wohl — ich war im Begriffe, einen von Euch zu erschießen — wahrhaftig! Hielte Euch für verdammte Kapahos — so ist es — und verbarg mich.“

„Ho, Bill — wie, alter Kerl — noch nicht untergegangen?“ riefen beide Jäger. „Gebt uns Eure Täze.“

„Nun seht an, das sind wahrhaftig die Jungen, die vor einiger Zeit am Hüttenstangen-Creek ausgelöscht wurden. Das ist etwas, in der That.“

Während wir den alten Williams und unsere zwei Freunde ihre rauhen aber herzlichen Begrüßungen austauschen lassen, wollen wir flüchtig die Geschichte dieses alten Jägers von jenem Zeitpunkte an verfolgen, wo wir ihn in dem Feuer und Rauche des indianischen Kampfplatzes im Felsengebirge verlassen haben. Er war dem Feuer und dem Rauche entronnen, sonst würde er jetzt nicht mit seinem alten grauen Pferde am Arkansa gewesen sein. Der alte Veteran hatte bei dieser Gelegenheit seine beiden Packthiere und all seine Biberfelle eingebüßt; aber er war nicht der Mann, dem es an einem Pferde oder Maulthiere fehlen konnte, so lange ein Indianer-Dorf in der Nähe war. Er verbarg sich daher bei Tage in den tiefen Gebirgsschluchten, ver-

folgte bei Nacht die Spur der siegreichen Indianer, harrete seiner Zeit und erbeutete endlich durch einen glücklichen „Streich“ zwei Packpferde, mit welchen sein Bedürfniß vollkommen befriedigt war. Von dieser Zeit an war er immer allein in allen Theilen des Gebirges herumgezogen; er hatte die Sammelpätze nur zweimal auf kurze Zeit, aber mit reichen Ballen von Biberfellen besucht und befand sich jetzt auf dem Wege nach Bents Fort, um seine jetzigen Pelzladungen zu verkaufen, sich an Taos-Whisky zu laben und dann nach irgend einer abgelegenen Gebirgsschlucht zurückzukehren, von wo aus er dann zum Frühling auf's neue seinem einsamen Berufe folgen wollte. Auch er hatte seine Mühen und Beschwerden gehabt, war durch die Indianer mannigfach bedrängt worden, aber immer glücklich entronnen, und hielt es kaum der Mühe werth, von seinen Erlebnissen zu sprechen, so geringe Bedeutung hatten für ihn die außerordentlichsten seiner gefährlichen Abenteuer.

In Bents Fort angelangt, verkauften die Jäger ihre Cavallada und von nun an gebietet uns eine verzeihliche Vorliebe für unsere Gebirgsfreunde, einen Schleier über die furchtbaren Orgien zu werfen, welche jetzt folgten. Es waren mehre Jäger und Trapper von ihren Jagdgebieten „herein“ gekommen und in der Nähe des Forts befand sich ein Dorf der Shians mit einigen Hütten der Kioway-Indianer. So lange es zu trinken gab — und es war ein tüchtiger Vorrath von Alkohol und Taos-Whisky vorhanden — wiederhallte der Arkansa von ausgelassener wilder Fröhlichkeit, in welche sich zuweilen allerdings auch ernstere Auftritte

mischten, denn unser Gebirgsjäger, bei seinen Bechern stets zanküchtig, ist immer schnell bereit zu beleidigen und Beleidigungen zu vergelten, wobei nur die Büchse die Streitigkeiten schlichten kann — und es wird in diesen wilden und häufigen Zwistten viel Blut vergossen.

Bents Fort liegt am linken oder nördlichen Ufer des Arkansas, ungefähr hundert Meilen vom Fuße des Felsengebirges, auf einem niedrigen Hügelhorn der Prairie, die sich hier allmälig zum Ufersaume hinabneigt. Die Mauern bestehen nur aus Adobe und bilden ein hohles Viereck, welches an zwei Ecken mit runden Thürmen von demselben Material versehen ist. Ein großes Thor führt in das Innere des Vierecks, das von den Gemächern umgeben ist, in welchen die Händler und die Leute des Eigenthümers wohnen. Diese Gemächer sind klein und mit einem Thone überzündt, den man in der Prairie findet. Ihre flachen Dächer sind längs der Außenseite durch Brustwehren von Adobe-Steinen geschützt, hinter welchen sich die Schützen bei feindlichen Angriffen verbergen können, und längs der Firsche wachsen Cactuspflanzen von allen in den Ebenen heimischen verschiedenen Arten. In der Mitte des Vierecks befindet sich die Presse zum Packen der Felle nebst drei großen Gemächern, von welchen das eine als Vorrathshaus, das zweite als Beratungszimmer, in welchem sich die Indianer zu ihrer Besprechung versammeln, und das dritte als gemeinsamer Speisesaal benutzt werden, wo die Händler, Trapper und Jäger und alle zum Fort gehörigen Leute von dem Besuchten schmausen, das die wildreiche Gegend ihnen bietet. Dem Küchengeschäft stand in jüngst verflossener

Zeit eine schöne farbige Dame Namens Charlotte vor, welche, wie sie zu sagen pflegte, „die einzige Dame in dem verwünschten Indianerlande“ war und sich über dieselb durch ihre Plinsen und Kürbisse weit und breit berühmt gemacht hatte.

Hier treffen zu gewissen Jahreszeiten die Kaufleute der Ebenen und Gebirge mit ihren Pelzvorräthen ein. Häuptlinge der Shians, der Kioways und Arapahos sitzen hier in feierlicher Versammlung mit den angesehensten Händlern und rauchen bei den wirklichen oder eingebildeten Beschwerden, die sie vorzubringen haben, ihre Friedenspfeife.

O-eun-no-wurst, der gelbe Wolf, oberster Häuptling der Shians, klagt über eine schwere Bekleidung, die seinem Volke zugefügt worden sei! Ein Händler aus der großen Hütte (dem Fort) ist in seinem Dorfe gewesen und hat, als er bei Eröffnung des Handels das gewöhnliche Häuptlingsgeschenk „auf die Prairie“^{*)} gelegt, „seine Hand nicht geöffnet“, sondern das Geschenk widerwillig und geizig „durch die Finger gepreßt.“ Dies war schwer zu ertragen, aber der gelbe Wolf wollte nichts weiter sagen.

Tah-kai-buhl, oder „der Springende“, ist von den Kioways abgesendet, um die weißen Händler vor dem Handel mit den Comanches am Canadian zu warnen. Dieses Volk ist wüthend — „einen Haufen“ wüthend auf die Weißgesichter und hat „die Streitart ausgegraben“, um alle, die sein Gebiet betreten, „auszulöschen.“ Der Kioway liebt die Weißgesichter und warnt sie —

^{*)} Indianischer Ausdruck zur Bezeichnung einer freien Gabe. Leben im fernen Westen.

und „der Springende“ macht dabei eine Miene als verdiene er etwas „auf die Prairie“ für diese Nachricht.

Shawh-noh-qua-misch, „die geschälte Hüttenstange“, ist gekommen, um die Tapferen der Arapahos zu entschuldigen, die sich kürzlich mit einer zum Fort gehörigen Pferdeschaar gewisse Freiheiten erlaubt haben. Er verspricht, daß dergleichen nie wieder geschehen solle, und er, Shawh-noh-qua-misch, spricht mit ehrlicher Zunge. Während diese ernsten Angelegenheiten besprochen und Verträge geschlossen werden, ist die ganze Gesellschaft in dichte Tabak- und Kinnick-Kinnick-Wolken gehüllt.

In dem „Corral“ vergenden lederbekleidete Gebirgsjäger bei dem üblichen Kartenspiele ihre mühsam erbeuteten Pelze. Die zum Fort gehörigen Leute — meist Franzosen aus St. Louis oder kanadische Handelsreisende — pressen Büffelhäute, klopfen Felle aus oder sind mit anderen Dienstverrichtungen eines Handelsorts beschäftigt. Indianische Weiber, die Frauen der Gebirgsjäger, stolzieren in ihrem schönsten Schmuck von Glasperlen und klingelnden Glaskorallen umher, so glücklich wie der bunte Schmuck sie nur immer machen kann. Jäger treiben schwer mit Rothwild- oder Büffelfleisch beladene Thiere herein, um das Fort mit Lebensmitteln zu versorgen; am Thore schauen ängstlich indianische Hunde in das Fort, das sie aus Furcht vor ihren natürlichen Feinden, den Weißen, nicht zu betreten wagen, und außerhalb findet man zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ein Dutzend Cayuten oder Prairie-Wölfe, welche umher schleichen, oder auf ihren Hinterbeinen sitzen und geduldig harren bis aus

dem Fort zufällig ein Fleischabfall herausgeworfen wird. An den Mauern lehnen Gruppen von Indianern, zu stolz, um ohne Einladung das Fort zu betreten, dürr und mager, in ihre Büffelhäute gehüllt, mürrisch und offenbar sehr unzufrieden, den Weißen so nahe zu sein ohne nach ihren Schädellocken langen zu können; ihre weißen Hütten schimmern in geringer Entfernung von den Flüssen; ihre Pferde weiden auf der Ebene jenseits.

Das Fort gewährt einen überraschenden Anblick; denn es liegt viele hundert Meilen von jeder Ansiedlung entfernt in einer weiten öden Prairie von Herden feindlicher Indianer umgeben und weit außerhalb alles Verkehrs mit gesitteten Menschen; seine Lehmmauern beherbergen eine kleine Besatzung von einem Dutzend kräftiger Männer, welche hinreichen, die zahlreichen Stämme stets nach ihrem Blute dürstender Wilden im Zaume zu halten. Dennoch beschleicht den Fremden, wenn er diesem Fort sich nähert, ein Gefühl stolzer Sicherheit, sobald er die über den Mauern wehende Flagge mit den Streifen und Sternen erblickt.

VIII.

Wir müssen mit La Bonté abermals einen Zeitraum von mehreren Monaten überspringen und finden ihn jetzt mit einem halben Dutzend Trappern, unter welchen sich sein unzertrennlicher Compañero Killbuck befindet, auf dem Wege nach den Ansiedlungen von Neu-Mexico am Greenhorn-Greek gelagert. Sie führten einige mit Biberfellen beladene Maulthiere für den Markt von Taos bei sich, obgleich diese Reise mehr ein Unternehmen zum Vergnügen als zum Gewinne war, denn ein Ausflug nach dem Taos-Thale ist im Reiche der Gesittung die einzige Erholung und Zerstreuung, nach welcher die Gebirgsleute begehrten. Nicht wenige von der Schaar, deren Bekanntschaft wir jetzt machen, wurden von Heirathsabsichten nach Taos geführt, denn die Schönen von Nuevo Mejico sind für sie der Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheit, da sie, obgleich ihre Gesichter durch „Allegria“, einen als Schminkmittel benutzten Pflanzensaft, entstellt sind, mit nicht geringen persönlichen Reizen alle jene ausdauernde Arbeitsamkeit indianischer Squaws vereinigen. Die Damen sind dagegen ihrerseits gern bereit, die älterliche Wohnung und das unaufhörliche Tortillamachen aufzugeben und die Gefahren und Entbehrungen der

amerikanischen Gebirgsjäger in der fernen Wildniß zu theilen. Ihre eigenen Landsleute, die sie mit den leckeren weißen Jägern vergleichen, welche in der ganzen Pracht ihrer befranstenen Lederkleidung durch ihre Städte stolziren, von ganzem Herzen verachtend, sind sie natürlicher Weise gern bereit, ihre Gatten unter den letzteren zu wählen, und den Fremden, der Muth und Kraft hat, sie zu vertheidigen, den elenden feigen „Pelados“ vorzuziehen, die das Wenige, das sie besitzen, nur der Duldung wilder, ihnen nur wenig überlegener Indianer verdanken.

Jedenfalls hatte noch keine Jägerschaar, die je in dem Thale von Taos erschienen war, auserwähltere Leute aufzuweisen gehabt als diejenige, die jetzt am Greenhorn lagerte, um einen Frauenraubzug nach den Ansiedelungen von Neu-Mexico zu unternehmen. Da war der junge Dick Wooton, ein Bursche, der für „etwas“ gelten konnte, denn er maß sechs Fuß sechs Zoll und war schlank und gerade wie der Lauf seiner Büchse. Neben diesem „Jungen“ stand Rube Herring und es war zwischen beiden auch nicht der geringste Unterschied in Größe oder Gestalt zu bemerken. Killbuck brauchte zu keinem von beiden „aufzublicken“, obgleich mancher Gebirgswinter einige Schneeflocken auf sein Haupt geweht hatte, und La Bonté konnte sich mit jedem Gebirgsjäger messen, der je in der Nähe von Long's Peak oder des Schneegebirges seine Fallen gestellt hatte. Marcellin — der zwar ein Mexicaner war, aber sein Volk verachtete und sein Blut verleugnete, denn er hatte sein ganzes Leben im Gebirge und unter den weißen Jägern zugebracht —

konnte auf sechs Fuß und einige Zoll bequem herab schauen. An Gestalt ein Herkules, besaß er das Ebenmaß eines Apollo und auffallend schöne Züge, während sein volles schwarzes Haar unter dem Biberhute hervorquoll und über die Schultern bis auf sein bockledernes Jagdhemd fiel. Er war, wie er zu sagen pflegte, „kein elender Spanier, sondern ein Gebirgsmann — wagh!“ Chabonard, ein Halbbürtiger, trat in der Schaar nicht in den Hintergrund; aber wer war seiner Körpergröße wegen größer als Kit Carson, das Muster der Gebirgsjäger, zwar der letzte hinsichtlich seiner Gestalt, aber der erste in allen Eigenschaften, welche einen vorzüglichen Gebirgsjäger bilden, ausgestattet mit unbezähmbarem Muthe und vollkommener Gleichgültigkeit gegen Tod und Gefahren, mit einem eisenvesten Körper, der Hunger, Durst, Hitze, Kälte, Erschöpfung und Beschwerden aller Art ertragen konnte — mit wunderbarer Geistesgegenwart und mit unversiegbaren Hilfsmitteln in Zeiten der Gefahr — mit dem Instinkt eines Thieres und dem moralischen Muthe eines Menschen. Klein von Gestalt und von schlankem Gliederbau, der jedoch mit drathartigen Muskeln ausgerüstet war, von blonder Gesichtsfarbe und ruhigen intelligenten Zügen, ließ Kit Carson niemand vermuten, daß dieses so sanft und mild ausschende Wesen im Kampfe mit den Indianern ein eingefleischter Teufel war und mehr Rothäute scalpiert hatte, als irgend jemand im westlichen Lande, und dennoch hatten dreißig Winter kaum eine Falte oder Furche in seinem glatt rasierten Gesichte zurückgelassen. Kein Name war im Gebirge — vom Yellow-Stone

bis zu den spanischen Peaks, vom Missouri bis zum Columbia besser bekannt als der des Kit Carson, der in Beonick, im Staate Missouri geboren, seinem heimischen Bezirke alle Ehre macht.*)

Am Huerfarno oder Waisen-Creek, der nach einer einsamen Hütte benannt werden ist, welche in der Nähe des Flusses auf der Prairie steht, nisten die Jäger auf ein Dorf der Yutas-Indianer, die damals gegen die Weißen feindlich gesinnt waren. Beide Parteien waren zum Kampfe gerüstet, als Killbuck, der die Sprache dieses Stammes verstand, mit Friedenszeichen ihm entgegen ging und nach einer Unterredung mit mehreren Häuptlingen den Vertrag bewirkte, daß keine Partei die andere belästigen solle. Nachdem man einige Rothwildhäute erhandelt hatte, welche die Yutas vortrefflich zuzubereiten verstehen, suchten die Jäger der gefährlichen Nachbarschaft so schnell als möglich zu entkommen und lagerten unter dem Gebirge am Eichen-Creek, wo sie sich bereistigten und ein Cerral errichteten, um während der Nacht ihre Thiere in Sicherheit bringen zu können. An diesem Punkte gibt es einen leidlichen Paß über das Gebirge, dessen Rücken hier von einer Schlucht durchschnitten wird, während die Kette selber allmälig an Höhe verliert und sich endlich mit den Sierras von Mexico verei-

*) Seit der Zeit, von welcher wir erzählen, hat sich Kit Carson als Führer mehrerer von Fremont geleiteter nordamerikanischer Expeditionen über das Felsengebirge nach allen Theilen des Oregon-Gebietes und Kalifornien ausgezeichnet und der Präsident der Vereinigten Staaten ernannte den tapferen Gebirgsjäger für seine Dienste zum Lieutenant in einem neugebildeten Regiment berittener Büchsenschützen, welches Fremont als Oberster befehligt.

uigt, welche das Verbindungsglied zwischen den mächtigen Gebirgsketten der Anden und des Felsengebirges bildet. Von dem Gipfel des Gebirgsrückens überhaut man nach Osten das ungeheuere Prairien-Meer, das sich vom Fuße des Gebirges in trostloser Nacktheit fast tausend Meilen weit hinausdehnt, bis es das fruchtbare Thal des großen Missouri erreicht. Auf diesem unermesslichen Raume wird die öde Einförmigkeit der Aussicht durch nichts unterbrochen. Nicht ein Baum, nicht eine Spur von Laubwerk erquickt das Auge, denn das vereinzelte Gehölz, welches die dem Gebirge entströmenden Bäche umgürtet, verliert sich in dem Schatten der mächtigen Höhen und jenseits derselben sieht man nichts als die nackte Oberfläche der wellenförmig sich dahindehnenden Prairie. Auf keinem anderen Theile der Gebirgskette zeigt sich die großartige Eigenthümlichkeit des fernen Westens auffallender, als von diesem Passe aus. Das Gebirge erhebt sich hier auf der östlichen Seite schroff und steil aus der Ebene, so daß die Aussicht über die großen Prairien durch keine zwischenliegenden Berge versperrt wird. Westwärts schweift der Blick über die Gebirgsarme, welche sich von der Hauptkette nach allen Richtungen erstrecken, während hier und da ferne und meist mit Schnee bedeckte Gipfel sich vereinzelt über das Gebirge erheben. Nach allen Seiten hin ist die Aussicht wild und düster.

Die Jäger verfolgten, nachdem sie über diesen Paß gegangen waren, die Yuta-Fährte über eine am Fuße eines fichtenbekleideten Bergrückens liegende Ebene, in welcher unzählige Antilopen, zahm wie Schafe,

weideten. Durch diese Ebene flossen zahlreiche Flüßchen, deren Thäler mit Eichen, Fichten und Cedern bewachsen und mit allerlei Wild reich versehen sind. Am ersten Tage nach ihrem Aufbruche vom Querzano erreichten sie die Ansiedelung im Taos-Thale und wendeten sich sogleich nach dem Dorfe Fernandez, das zuweilen unrichtig Taos genannt wird. Als die kecke Schaar durch das Dorf sprengte, schauten aus den Thüren der Adobe-Häuser die in ihre Rebozos gehüllten „Muchachas“, die dann und wann die Cigarrito beseitigten, womit jeder Mund bewaffnet war, um jedem Jäger, indem er vorübertrabte, mit den Worten: „Adios Americanos! — Willkommen in Fernandez!“ zu begrüßen, worauf man alsbald die nöthige Verbereitung zu dem Fandango traf, welcher der Ankunft der Gebirgsjäger jederzeit zu folgen pflegt. Die Männer schienen jedoch über die Ankunft dieser Gäste keineswegs sehr erfreut zu sein, sie lehnten mürrisch an den Mauern und waren bis über das Kinn in ihre Serapes gehüllt, unter deren oberen Falten die Hand hervorkam, um die ewige Cigarre aus dem Munde zu nehmen. Unfreundlich blickten sie unter ihren breitrandigen Sombreros hervor auf die kräftigen Jäger, welche an ihnen vorüber sprengten und die mürrischen Pelados kaum eines Blickes würdigten, aber den schelmischen Dirnen, welche ihnen aus den Thüren entgegenlächelten, unbegreifliche Höflichkeiten erwiesen. In dieser Weise Grüße austauschend ritten sie nach dem Hause eines alten Gebirgsjägers, der seit langer Zeit mit einem neumexicanischen Weibe hier angesiedelt war und die Jäger, welche das Taos-

Thal besuchten, zu bewirthen pflegte, wofür er das Pelzwerk empfing, welches diese mitbrachten.

Raum hatte sich die Kunde von der Ankunft der „Amerikaner“ verbreitet, als fast alle Hausherren von Fernandez erschienen, um ihre „Salas“ zu dem Fandango anzubieten, womit das Eintreffen dieser Gäste jedesmal gefeiert wird. Dieß war stets ein vortheilhaftes Ereigniß, denn da die Gebirgsjäger gewöhnlich reichlich mit Geld versehen waren, wenn sie zu ihrer Belustigung nach Taos kamen und sich jederzeit so freigebig zeigten, wie es nur irgend ein Indianer wünschen konnte, so warf der Verkauf des Whisky, womit sie alle Gäste bewirtheten, für den Glücklichen, dessen Zimmer zum Fandango ausgewählt wurde, einen ansehnlichen Gewinn ab. Diesmal wurde die „Sala“ des Alcalden Don Cornelio Begil gewählt und zu der Festlichkeit in Stand gesetzt. Es erfolgte eine allgemeine Einladung und all die dunkelfarbigen Schönen von Fernandez waren bald in voller Thätigkeit, um sich zu der Lustbarkeit zu schmücken. Die Gesichter wurden von den Schmutz- und Allegria-Krusten gereinigt, mit welchen sie seit dem letzten Feste bedeckt waren, und es kamen reine glatte Wangen zum Vorschein; es wurde kein Wasser gespart und die Körper der eifrig beschäftigten Frauen waren über die ungewöhnliche Waschung ohne Zweifel nicht wenig erstaunt. Das lange schwarze Haar wurde gewaschen und gekämmt, hinter die Ohren gelegt und in einen langen Zopf geflochten, der über den Rücken herabhing. Es wurden buntfarbige, vorzugsweise rothe „Guaguas“ angelegt und mit verzierten Gürteln befestigt, und

über diesem war ein schneeweißes „Camisita“ von seiner Leinwand die einzige Hülle, welche die Reize der jungen Damen ziemlich üppig hervortreten ließ. Zierrathen von Gold und Silber von etwas alterthümlicher Beschaffenheit schmücken Ohren und Hals, während schwere Kreuze, aus den kostbaren Metallen gefertigt, die der heimische Boden liefert, auf den Busen herabhängen. Die „Enagua“ oder der Unterrock reicht ungefähr bis in die Mitte zwischen Knie und Knöchel und zeigt die wohlgeformten strumpflosen Beine und die niedlichen Füße, die in zierlichen blauen Schuhen (zapatitos) von aschenbrödelartigem Maße stecken. Auf diese Weise ausgestattet, Kopf und Gesicht in einen „Rebozo“ gehüllt, aus dessen Falten die glänzenden Augen wie Bliße hervorleuchten, jeder schöne Mund mit seiner Cigarito bewaffnet, versammeln sie sich kostirend zu dem Fandango.*). Hier sitzen an dem einen Ende eines langen Zimmers die Musikanten, deren sämmtliche Instrumente gewöhnlich aus einer Art Gitarre, „Heaea“ genannt, einem Bandolin, und einer indianischen Trommel, dem sogenannten „Tome“, bestehen. An den Wänden des Gemaches stehen Gruppen von Neu-Mexicanern, die in ihre Mäntel gehüllt und wie sich von selbst versteht, rauchend, mit eifersüchtigen Blicken auf die bevorzugten Gebirgsjäger schauen. Diese haben ihre leckederne Jagdkleidung abgelegt und erscheinen in ihren funkelnden Hemden von buntem Calico und enganschließenden Lederbeinkleis-

*) Das Wort „Fandango“ bezeichnet in Neu-Merico nicht den in Spanien unter diesem Namen bekannten eigenthümlichen Tanz, sondern überhaupt jede Versammlung, deren Zweck der Tanz ist.

dern, die an der äusseren Naht von der Hüfte bis zum Knöchel mit Fransen besetzt sind, und in reich mit Glasperlen und Stachelschweinborsten verzierten Mocassins. Jeder von ihnen trägt seinen Gebirgs-gürtel mit dem für die übrige Gesellschaft so bedeutungsvoll drohenden Skalpmesser, und einige sind außerdem noch mit zwei im Gürtel steckenden Pistolen bewaffnet.

Die Tänze sind ohne jede regelmässige Form und Bewegung, wenigstens diejenigen, welche die weissen Jäger aufführen. Der Trapper fasst seine Tänzerin mit der Gewalt eines Bären, dreht und wendet sich, springt und stampft und geht in den indianischen Tanzschritt über, der in den Skalp- und Büffeltänzen vorkommt, stößt dann und wann ein unheimliches Geschrei aus und verfällt hierauf in den stoßenden oder ruckenden Tanztritt, indem er nach der in den indianischen Balleten so beliebten Art einen Fuß um den andern vom Boden erhebt. Die Jäger haben den Tanzraum ganz für sich. Die Mexikaner können in diesem Krafttanz nicht auf Erfolg rechnen und wenn ein tanzender „Pelado“*) in den Kreis tritt, so wird er mit der artigen Begrüßung: „Hinweg, Du ver-dammter Spanier, Du kannst in diesem Haufen nicht scheinen“ — von einem galoppirenden Jäger durch einen bleischweren Schlag zu Boden gestreckt.

Während einer Pause gehen mit Whisky gefüllte Gauges**) herum, die den Damen angeboten und

*) Ein Spitzname für die „Bummler“ mexikanischer Städte, welchen die Amerikaner durch „Schmierlinge“ übersetzen.

**) Kürbisflaschen.

selten zurückgewiesen werden und welchen die Gebirgsjäger tüchtig zusprechen, während auch die „Pelados“ sich bemühen, ihre Eifersucht und ihren neidischen Hass gegen ihre Wirthen durch das mächtige „Alguardiente“ zu betäuben. Da die Gauges häufig gefüllt und häufig geleert werden, so werden die Jäger, indem die Nacht vorrückt, immer lärmender und in ihrer Aufmerksamkeit gegen ihre Tänzerinnen immer wärmer, während die Eingeborenen immer eifersüchtiger werden und hier und da Miene machen, die Bärtlichkeiten und Liebkosungen zu rächen, welchen ihre Frauen und Bräute von Seiten der Gebirgsjäger ausgesetzt sind. Und jetzt, nachdem sich das Gemach ungefähr mit zweihundert schwören, trinkenden, tanzenden und schreienden Menschen angefüllt hat, von welchen das halbe Dutzend Amerikaner die Tänzerinnen zum offensbaren Nachtheil von wenigstens einem Schrecke finster ausschender Pelados für sich allein in Anspruch genommen hat, ereignet es sich, daß einer von den letzten, durch Whisky und das grünaugige Ungeheuer Eifersucht aufgestachelt, plötzlich eine der Damen einem Gebirgsjäger aus den Händen reißt und ihrem Tänzer entzieht. „Wagh!“ — La Bonté — denn er ist es — steht einen Augenblick gerade und aufrecht wie eine Säule, dann erhebt er seine Hand zu dem Munde, stößt einen gellenden Schlachtruf aus und stürzt sich auf den unkluigen Pelado, den er wie ein Kind erfäßt, über den Kopf hebt und mit Riesenkraft gegen die Wand schleudert.

Der Kampf, der lange gedroht hatte, ist endlich zum Ausbruch gekommen. Zwanzig Mexikaner ziehen

ihre Messer und stürzen sich auf La Bonté, der ihnen mutig die Stirne bietet und mit seiner gewichtigen Faust einen nach dem andern der auf ihn eindringenden Feinde zu Boden schlägt. Aus dem Munde seiner Gefährten erschallt der wohlbekannte Kriegsruf: „owgh — owgh — owgh!“ und sie eilen zu seinem Beistande herbei. Die Frauen schreien und versperren in ihrem Eifer, zu entfliehen, die Thüre, so daß die Mexikaner genöthigt sind; Stand zu halten und zu kämpfen und zu ringen. Es blicken Messer und es werden schnelle Stöße geführt und abgewehrt. In der Mitte des Gemaches stehen die Weiber dicht bei einander und bedecken durch ihre mächtigen Streiche den Boden mit Mexikanern; aber sie haben es mit einer weit überlegenen Anzahl zu thun und es drängen sich immer neue Feinde heran, um die Stelle der Gefallenen zu ersezten.

Durch das Geschrei der Frauen herbeigerufen, stürzten immer neue Verstärkungen an Pelados nach dem Kampfplatze, aber sie konnten nicht in das Zimmer gelangen, das bereits völlig angefüllt war. Die Jäger waren nahe daran, der Uebermacht zu erliegen, als Kit Carson's scharfes Auge einen hohen auf drei Beinen ruhenden Stuhl erspähte; er bahnte sich augenblicklich den Weg zu jener Stelle und im nächsten Augenblicke waren die drei Beine abgebrochen und in den Händen Kit Carson's, Dick Wooton's und La Bonté's, die damit ein halbes Dutzend ihrer Feinde niedermähten. Bei diesem Erfolge erhoben die Jäger ein herhaftes Kriegsgeschrei und stürzten sich mit so unwiderstehlicher Gewalt auf die

wankenden Mexikaner, daß diese wichen und durch die Thüre sprangen, während viele ihrer Gefährten, zum Theil sehr gefährlich verwundet, auf dem Kampfplatze zurück blieben, denn man kann sich denken, daß ein Stoß mit dem scharfen Skalpmesser, von dem kräftigen Arme eines Gebirgsjägers geführt, kein Kinderstreich war und fast immer „bis zum Green-River“ eindrang. *)

Nachdem das Feld gewonnen war, traten auch die Weißen einen schnellen Rückzug nach dem Hause an, wo sie wohnten und ihre Büchsen zurückgelassen hatten. Ohne ihre zuverlässigen Waffen fühlten sie sich in der That unbewaffnet, und da sie nicht wußten, welche Folgen der eben überstandene Kampf haben konnte, so versäumten sie keinen Augenblick, die nöthigen Vertheidigungsanstalten zu treffen. Aber nach vielem prahlserischen Lärm auf Seiten des Präfeten, der mit einem bewaffneten Geleit von „Schmierlingen“ vor das Haus rückte und die Auslieferung aller Dernjenigen verlangte, die an dem Kampfe betheiligt gewesen waren, welcher Vorschlag natürlicher Weise mit lautem Gelächter aufgenommen wurde, gelang es den Jägern, die ganze Angelegenheit dadurch auszugleichen, daß sie sich bereit erklärten, mehre Dollars an die Verwandten von zwei während der Nacht an ihren Wunden gestorbenen Mexikanern zu bezahlen und außerdem eine gewisse Summe zu Seelenmessern zurückzu-

*) Die bei den Jägern und Trappern gebräuchlichen Messer werden in den Werkstätten am Green-River verfertigt und tragen daher diesen Namen oben auf der Klinge. Man bedient sich daher des Ausdrucks „bis zum Green-River“, wenn man die gründliche Ausführung irgend einer Arbeit bezeichnen will.

lassen. Hiermit war die Sache abgethan; aber die Jäger zeigten sich mehre Tage lang nicht ohne ihre Büchsen in den Straßen von Fernandez und nahmen vor der Hand und so lange die Aufregung sich nicht gelegt hatte, an keinem Fandango Theil.

Es herrschte jedoch auf Seiten der Männer ein ziemlich bitteres Gefühl und mehre heirathsartige Anträge wurden von den Vätern gewisser junger Mädchen, um welche einige von den weißen Jägern freiten und um deren Hand sie bei den betreffenden Eltern in bester Form anhielten, entschieden zurückgewiesen.

La Bonté fühlte sich von den Reizen einer gewissen Dolores Salazar — einer schelmischen üppigen Dirne — gefesselt, die mehr als drei Theile indianischen Blutes in ihren Aldern hatte, aber für das schönste Mädchen im Taos-Thale galt. Sie hatte durch ihre Augen und namenlose Kunstgriffe vollendetes Koketterie, womit dieses Geschlecht, mag es sich in den Salons der feinen Welt oder in den Rancherias von Neu-Mexiko bewegen, so trefflich seine Fallen zu stellen weiß, in dem Herzen unseres Gebirgsjägers eine nicht geringe Verheerung angerichtet und als Dolores sah, daß sie einen Eindruck gemacht hatte, verfolgte sie ihren Vortheil mit allen jenen Künsten, wie sie nur von einer der Civilisirtesten ihres Geschlechts bei der Angelung eines Gatten zu erwarten gewesen wären.

Aber La Bonté war ein zu alter Jäger, um sich so leicht fangen zu lassen und ehe er sich ergab, suchte er den Rath seines treuen und erprobten Gefährten

Killbuck. Er führte ihn nach einer abgelegenen Stelle des Dorfes, zog seine Pfeife hervor und stopfte sie, setzte sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Boden und schickte mit indianischem Grunde sich an, mit seinem Gefährten eine Unterredung zu beginnen.

„He, Killbuck,“ hob er an, mit seinem Pfeifenkopfe den Boden berührend und dann das Rohr als „Medizin“ nach oben richtend — „hier ist ein Menschenkind, dem es sonderbar — wie einem verlorenen Biber zu Muthe ist — Wagh!“

„Wagh!“ rief auch Killbuck, ganz Aufmerksamkeit.

„Es ist nutzlos, zu verbergen, was ein Menschenkind fühlt — ich will daher nicht zurückhalten. Du bist gut für den Biber, das weiß ich, und für den Hirsch oder den Büffel und den verdammten rothen Indianer bist Du auch „etwas“, das ist eine That-sache. Du erlegst sie aus freier Hand oder mit einem Stützpunkt, so wie so. Du kennst die Spur der Indianer — seien es Schwarzfüßer oder Sioux, Pawnees oder Burntwoods, Zetons, Mapahos, Shians oder Shoshones, Yutahs, Piyutahs oder Yamhareek — ihre Spur ist Dir kenntlich wie Geschriebenes.“

„Wagh!“ brummte Killbuck, über diese Schmeicheleien erröthend.

„Dein Gesicht ist scharf. Eleum ist Eleum. Der schwarzschwänzige Hirsch ist kein weisschwänziger — und Bär ist Bär für Dich und nichts weiter, wenn er auch meilenweit und darüber entfernt ist.“

„Wa—gh!“

„Es gibt keine Spur auf der Ebene oder auf den Gebirgen, die Du nicht verstehst; das habe ich selbst Leben im fernen Westen.

gesehen. Aber sage mir, alter Kerl, kannst Du auch die Spur verstehen, die sich in der Brust eines Weibes zeigt!"

Killbuck nahm die Pfeife aus seinem Munde, erhob seinen Kopf und ließ eine wirbelnde Rauchwolke in die Luft emporsteigen — klopfte dann die Asche aus dem Kopfe, machte ebenfalls seine „Medizin“ und sprach:

„Vom Red-River oben nördlich unter den Briten bis zum Heely (Gila) im spanischen Lande, vom alten Missouri bis zum kalifornischen Meere habe ich gejagt und Fallen gestellt. Ich kenne die Indianer und ihre Spur und sie kennen mich, denke ich. Dreißig Winter habe ich in den Gebirgen zugebracht und in dieser Zeit würde selbst ein Neger oder Spanier*) etwas lernen. Dieses alte Ding“ — fügte er, an seine Büchse schlagend, hinzu, „schießt immer in's Schwarze, das thut es, und wenn Wild auf den Beinen ist, weiß dieses Menschenkind „Stier“ von „Kuh“ immer zu unterscheiden. Dass Hirsch Hirsch und Ziege Ziege ist, ist für jeden, der kein Grischling, so klar wie die Sonne. Der Biber ist ein schlauer Kerl, aber ich habe „einen Haufen“ gefangen, und wenn es gilt, Fleisch zu beutzen, sobald Fleisch auf den Beinen ist, so „scheine“ ich unter dem größten Haufen. Vor zwanzig Jahren führte ich ein Squaw mit mir, nicht eins, sondern mehre. Erst hatte ich eine Schwarzfuß-Indianerin — die versteinertste Schlumpe, die je nach Pytz und Glitter

*) Die Mexikaner werden von den westlichen Amerikanern immer „Spanier“ genannt.

verlangt hat. Ich ließ sie am Colters-Greek die Hüttenstange fühlen und jagte sie fort. Dann gab ich mein Büffelpferd und soviel wie vier Ballen von Biberfellen für die Tochter des alten „Stierschwanzes“. Er war der Häuptling der Ricarees und hatte mich richtig übertölpelt. Es gab in Sublettes Ballen nicht Scharlachzeug, nicht Perlen und Zinnober genug für sie. Der Ertrag meiner Fallen reichte nicht aus, den Plunder zu kaufen, den sie brauchte und nach zwei Jahren verkaufte ich sie an „Kreuzadler“ für eine Hawkins-Büchse — dieselbe, welche ich jetzt in meinen Händen habe. Dann versuchte ich es mit den Squaws der Sioux, der Shians und einer Digger-Indianerin von der anderen Seite, welche die besten Moccassins fertigte, die ich je getragen habe. Sie war die beste von allen und wurde im Bajou-Salade von den Nutas ausgelöscht. Aber die Beste war immer noch schlecht genug und nachdem sie untergegangen, habe ich keinen neuen Versuch gemacht.

„Ehe ich die Ansiedlungen verließ, kannte ich ein weißes Mädchen, die einige Kürbisse werth war; ich habe nichts gefunden, das sich mit ihr hätte messen können. Rothes Blut kann nicht scheinen, man mag es nehmen wie man will, und obgleich ich die Hölle für Spuren bin, so ist doch ein Weiberherz der härteste Felsen für mich, auf welchem keine kenntliche Spur zurückbleibt. Ich habe Dich von einer Dirne in Memphis reden hören; Maria Brand nanntest Du sie einst. Der Name des Mädchens, das ich gekannt habe, ist mir entfallen, aber sie steht vor mir so deutlich, wie Chinalay-Rock am Platte und dreißig Jahre und dar-

über haben für mich keinen Zug in ihrem Gesichte verändert."

„Wenn Du dieses Menschenkind fragst, so wird es Dir antworten: Läß die spanische Schlumpe ihren Schmierlingen und halte aus, bis Du nach dem alten Missouri zurückkommst, wo es weiße und christliche Mädchen gibt. Wagh!"

La Bonté sprang auf. Die Erwähnung des Namens „Maria Brand“ hatte Alles entschieden und er sprach:

„In die Hölle mit der Spanierin — sie kann mir nicht scheinen. Komm, alter Kerl — brechen wir auf.“

Und ihre Büchsen über die Schulter hängend, kehrten die beiden Compañeros nach dem Dorfe zurück. Mehre von den Gebirgsjägern hatten den eigentlichen Zweck ihrer Reise erreicht und sich unter den Schönen von Taos eine Gefährtin ausgesucht und rüsteten sich nun zur Rückkehr nach dem Gebirge. Dick Wooton war der einzige Unglückliche unter ihnen. Er hatte um ein Mädchen gefreit, dessen Eltern ihre Einwilligung ernst und entschieden versagt hatten und er rüstete sich daher mit nicht geringem Schmerz zum Aufbruch.

Der Tag erschien. Die Schaar der Gebirgsjäger saß bereits auf ihren Pferden und diejenigen, die Weiber hinwegführten, waren bereits einige Stunden unterwegs, während die andern, ehe sie das Dorf verließen, noch einige Scheidebecher hinunterstürzten. Dick Wooton war betrübt wie ein Büffelstier im Frühling, und als er durch das Dorf ritt und sich dem Hause seiner Angebeteten näherte, die in ihren Reboso gehüllt

und mit der Cigarito im Munde auf der Schwelle der Thüre stand, wendete er seinen Kopf hinweg, als hätte er sich gefürchtet, ihr „Adios“ zu sagen. La Bonté ritt an seiner Seite und es kam ihm plötzlich ein Gedanke bei.

„Heda, Dick,“ sprach er, „da ist das Mädchen und dort das Gebirge. Frisch auf und davon ist jetzt die Lösung.“

Dick verstand ihn augenblicklich und war wieder „er selber“. Er ritt nach der Thüre, als hätte er dem Mädchen Lebewohl sagen wollen und sie trat ihm entgegen. Es wurden einige Worte geflüstert, sie setzte ihren Fuß auf den seinigen, wurde augenblicklich von dem kräftigen Arme des Jägers umschlungen und auf das Sattelhorn empor gehoben. Er gab dem Pferde die Sporen und war in der nächsten Minute schon weit entfernt, während seine drei Gefährten seinen Rücken deckten und mit ihren Büchsen den Haufen bedrohten, der auf das Geschrei der Eltern, die erstaunte Zuschauer der verwegeenen Entführung gewesen waren, schnell sich versammelt hatte.

Der Trapper und seine Braut entkamen jedoch wohlbehalten und die ganze Schaar erreichte glücklich das Gebirge und den Arkansas, wo sie sich trennten, indem sich einige nach Bents-Fort, andere nach dem Platte wendeten. Zu den letzteren gehörte auch Killbuck und La Bonté, noch immer vereinigt.

Die zwei Gefährten nahmen ihren Weg hierauf nach dem Yellow-Stone, der ihr eigentliches Jagdgebiet war. Aber wir müssen auf's neue Monate und Jahre überspringen und den Leser, statt ihn durch

alle die gefährlichen Wanderungen hindurch zu geleiten, sogleich zu dem Lagerplatz am Bijou zurückzuführen, wo wir ihn zuerst mit unseren Jägern näher bekannt gemacht haben, und da wir diese bereits auf der Arapaho-Fährte begleitet haben, die sie verfolgten, um ihre von einer Schaar dieses Stammes gestohlenen Thiere wieder zu erlangen, so wollen wir uns ohne Weiteres in das Lager am Boiling-Spring zurückversezten, wo sie jenen seltsamen Jäger auf seiner einsamen Reise nach dem Bajou-Salade begegnet waren, dessen doppelläufige Büchse ihr Erstaunen und ihre Neugierde erweckt hatte.

Von ihm erfuhrten sie auch, daß eine große Schaar der Mormonen auf dem Wege nach dem großen Salzsee und nach Oberkalifornien am Arkansa überwinterte, und da unsere Jäger schon vorher auf einen Vortrab dieser fanatischen Auswanderer gestoßen waren und sich höchstlich wunderten, daß so hilflose Leute eine so lange Reise durch die Wüste unternehmen könnten, so erzählte ihnen der Fremde die Geschichte dieser Sekte, die hier in kurzen Worten zum Nutzen und Frommen des Lesers eingeschaltet werden soll.

IX.

Die Mormonen gehörten ursprünglich zu der Sekte der Heiligen des jüngsten Tages, die überall blüht, wo sich angelsächsische Narren genug finden, den gräßlichen Unsinne fanatischer Betrüger einzusaugen, welche von der Einfalt ihrer Gläubigen sich mästen. Sie blühte besonders in den Vereinigten Staaten, da aber der Glaube etwas matt wurde, so erhob sich in ihrer Mitte ein gewisser Joseph Smith, ein geschickter kluger Mann, welcher der wankenden Sekte etwas neues Leben einhauchte.

Joseph oder der „Prophet Joseph“, wie man ihn nennt, hielt an einem schönen Tage seine Siesta auf einem Berge in einem der Staaten Neu-Englands, als ihm urplötzlich ein Engel erschien, der ihm verkündete, daß an einem gewissen Orte eine neue Bibel zu finden sei, welche die Geschichte der verlorenen Stämme Israels enthalte, daß diese Stämme keine anderen wären, als die indianischen Völker, welche zur Zeit der Entdeckung das amerikanische Festland besessen hätten und deren Ueberreste in ihrem wilden Zu-
stande noch vorhanden seien. Diese Stämme sollten durch

Josephs Vermittelung gerettet und in dem Schooße einer Kirche vereinigt werden, welche nach den in dem wunderbaren Buche enthaltenen Grundsätzen errichtet werden und allmälig alle anderen Kirchen, Sekten und Bekennnisse in Glaubenseinmündigkeit und vollkommener Brüderlichkeit in sich vereinigen sollte.

Nach einer gewissen Probezeit wurde Joseph von dem Engel, welcher ihm zuerst erschienen war, auf den Berg geführt, wo ihm der Ort gezeigt wurde, an welchem das Wunderbuch lag, das mit einer Steinplatte bedeckt war, auf welcher zwei runde Steine, Urim und Thummim genannt, sich vorfinden sollten, mit deren Hilfe er die geheimnißvollen Schriftzüge des Buches zu entziffern und zu übersetzen vermöchte. Joseph fand den ihm angezeigten Ort ohne jede Schwierigkeit, schaffte die Erde hinweg und entdeckte einen durch vier flache Steine gebildeten hohlen Raum. Den obersten dieser Steine abnehmend, fand er mehre mit sauberen und alterthümlichen Zeichen bedeckte Metallplatten und oben auf lagen die wunderhätigen Steine Urim und Thummim — von den Mormonen gewöhnlich Mumum und Thumum genannt — durch welche das Wunder der Entzifferung der Metallplatten vollbracht werden sollte.

Joseph Smith, der so plötzlich mit dem Mantel Mosis bekleidet worden war, nahm die Platten sorgfältig heraus, verbarg sie und zog sich mit dem Uebersetzungswerke beschäftigt, in einsame Wälder und Gebirge zurück. Er machte jedoch aus der ihm übertragenen wichtigen Aufgabe und aus dem großen Werke, zu welchem er berufen war, kein Geheimniß. Viele schenk-

ten ihm ohne Weiteres Glauben, während andere taube Ohren machten und ihn ohne Hehl verspotteten. Joseph wurde — wie die Sekte behauptet, auf Anstiften der Behörden — verfolgt und da es sogar nicht an Versuchen fehlte, ihm seine kostbaren Schätze zu stehlen, so steckte er in der Nacht seine Platten in einen Sack Bohnen, packte sie auf einen Karren und zog gen Westen. Hier vollendete er das große Werk der Uebersetzung und übergab bald nachher der Welt „das Buch Mormon“, ein Werk von eben so großem Umfange wie die Bibel und nach dem Propheten „Mormon“ benannt, von dessen Hand die Geschichte der verlorenen Stämme auf jenen Jahrtausende so wunderbar erhaltenen und durch Joseph Smith an's Licht gebrachten Metallplatten eingegraben worden war.

Der Ruf des Buches Mormon verbreitete sich über ganz Amerika und selbst bis nach Großbritannien und Irland; es schaarten sich Hunderte von Neubekehrten um Joseph, um von seinen Lippen die Lehre des Mormonenthums zu vernehmen, und die Mormonen wurden in sehr kurzer Zeit eine zahlreiche anerkannte Sekte, während Joseph mit allgemeiner Uebereinstimmung zum Oberhaupt der Mormonen-Kirche erwählt und fortan immer „Prophet Joseph“ genannt wurde.

Durch gewisse Eigenthümlichkeiten in ihren gesellschaftlichen Einrichtungen wurden jedoch die Mormonen in den benachbarten Staaten bald ziemlich unbeliebt und sie zogen endlich in Masse nach Missouri, wo sie in der Nähe von Independence mehrere Ländereien kauften. Hier errichteten sie ein großes Gebäude, welches sie „des Herrn Vorrathshaus“ nannten und in welchem

auf gemeinschaftliche Rechnung allerlei Waaren aufbewahrt und an die Mitglieder der Kirche zu ermäßigtem Preise verkauft wurden. Die Gemeinde vermehrte sich während dieser Zeit fortwährend in wunderbarer Weise und es strömten ihr unaufhörlich Einwanderer aus allen Theilen der Staaten sowie aus Europa zu. Aber je stärker und zahlreicher sie wurde, desto kühner und anmaßender wurde sie in ihren Planen und Absichten. Man hatte sie seither in Folge ihrer diebischen Neigungen und ihrer gänzlichen Mißachtung des gesellschaftlichen Anstands — denn sie zeigten die größte Unsitlichkeit und bemühten sich, ein allgemeines Concubinat einzuführen — für ziemlich schlechte Nachbarn gehalten. Diese Eigenschaften waren allerdings hinreichend, sie bei ihren Nachbarn, den redlichen Missourien, in Mißgunst zu bringen, aber sie wurden trotzdem noch immer geduldet, bis endlich „die Heiligen“ offen ihre Absicht erklärten, das Land in Besitz zu nehmen und die gegenwärtigen Inhaber mit Gewalt zu vertreiben, denn es sei ihnen von ihrem Propheten offenbart worden, daß das Land Zion ihnen allein gehören sollte.

Dieß wurde den wackeren Missourien denn doch etwas zu stark und sie begannen einzusehen, daß sie bei längerer Duldung solcher Neubergriffe Gefahr ließen, durch die mormonischen Eindringlinge aus ihrem Besitz vertrieben zu werden. Endlich kamen die Dinge zur Entscheidung und durch die Ungestraftheit, womit sie seither ihre Plane ausgeführt hatten, ermuthigt, erließen die Heiligen eine Proclamation, worin erklärt wurde, daß alle Bewohner und Ansiedler in diesem Theile des Landes, die dem Mormonenthume nicht

angehörten, „ausziehen“ und ihre Ländereien und Häuser aufzugeben müßten. Die Missourier schaarten sich zusammen, zerstörten die Druckerei, aus welcher die Proclamation hervorgegangen war und ergriffen mehrere Mormonenhäuptlinge, die sie nach summarischer Züchtigung „theerten und befiederten“ (linchten) und dann wieder laufen ließen.

Um diese Beleidigung zu rächen, sammelten die Mormonen ein Heer von Heiligen und zogen gegen Independence, der Stadt und dem Volke ihre Rache verkündigend. Hier aber stießen sie auf eine Schaar kräftiger mit ihren Büchsen bewaffneter Hinterwäldler, die entschlossen waren, die Stadt gegen den fanatischen Haufen zu verteidigen. Die Heiligen fanden keinen Geschmack an dem Aussehen dieser Leute, verhinderten einen Kampf und überlieferteren nach der ersten Aufsorderung ihre Aufführer. Die Gefangenen wurden später mit der Bedingung, daß die Mormonen diesen Theil des Landes ohne Aufschub verließen, wieder in Freiheit gesetzt.

So packten denn die Mormonen auf's neue ihr Bett zusammen, um zu wandern; sie gingen über den Missouri nach Clay-County, wo sie sich niederließen und mit der Zeit eine blühende Ansiedelung hätten gründen können, wäre nicht ihre eigene Unehrbarkeit das Mittel zur Zerstörung geworden. Ihre gotteslästerliche Verstellung und Mummerei hatte jetzt eine gränzenlose Ausdehnung gewonnen. Joseph Smith und andere neu aufgetretene Propheten wurden für Auserwählte Gottes erklärt und es war allgemein verbreiteter Glaube, daß am jüngsten Tage ersterer seinen

Platz auf der rechten Seite des Richterstuhles nehmen und ohne seine Bestätigung und Berührung Niemand in das Himmelreich gelangen werde. Eine ihrer Lehren war der Glaube an die „geistige Ehe“. Kein Weib durfte, so schien es, erwarten, in den Himmel eingelassen zu werden, wenn sie nicht ein Heiliger „durchgehen“ ließ. Um dieß zu erreichen, war es nöthig, daß das Weib zuerst von dem sich verbürgenden Mormonen als „irdisches Weib“ empfangen wurde, damit er nicht ein Weib einlasse, das ihm nicht bekannt war. Man kann sich denken, welche Folgen ein solcher Zustand der Dinge herbeiführen müßte. Die abschrecklichste Unsitthlichkeit war ein Gebot des Ordens und es herrschte unter der Sekte, die jetzt mindestens vierzigtausend Seelen zählte, ein allgemeines Concubinat. Die von ihr an den Tag gelegte Missachtung gegen die Gesetze des Anstandes und der Sittlichkeit war von solcher Art, wie sie in keiner civilisierten Gesellschaft geduldet werden konnte.

Die biederer Missourier traten diesem verderblichen Beispiel auf's neue entgegen und als die Grafschaft, nach welcher die Mormonen gezogen waren, sich dichter bevölkerte, erfolgte eine einmütige Erhebung gegen dieses moderne Sodom. Die Mormonen, die sich jetzt durch bedeutenden Zuwachs wesentlich verstärkt hatten und den Gesetzen Trotz zu bieten gedachten, bildeten große bewaffnete Scharen, um über die rechtmäßigen Ansiedler die Oberhand zu behaupten und zeigten nicht wenig Lust, einen Staat im Saate zu bilden und die alleinigen Besitzer sämtlicher Ländereien zu werden. Dieß konnte natürlicher Weise nicht

geduldet werden. Gouverneur Boggs sammelte sogleich eine große Streitmacht von Staatsmiliz, um diese drohende Demonstration zu nichte zu machen, zog gegen die Mormonen und unterdrückte die aufrührerische Bewegung ohne Blutvergießen.

Bei Clay-County zogen die Heiligen noch weiter in die Wildnis hinaus und ließen sich endlich in Caldwell-County nieder, wo sie die Stadt „Far West“ gründeten und drei Jahre verweilten.

Während dieser Zeit traten ihnen fortwährend neue Bekehrte bei und viele von dem unwissenderen Ländervolke waren nicht abgeneigt, sich mit ihnen zu vereinigen, ließen sich aber nur durch die Furcht vor dem Spott der Aufgeklärten zurückhalten. Als die Mormonen dieß bemerkten, forderten sie ihren Propheten Joseph Smith auf, öffentlich und vor aller Augen ein Wunder zu thun (denn die Propheten erklärten standhaft, daß ihnen die Kraft, Wunder zu thun, inwohne), damit diejenigen ihres eigenen Volkes, welche gegen die Lehre noch Zweifel hegten, die Wahrheit erkennen möchten und die Schwankenden der mormonischen Sache zugeführt würden.

Der Prophet war sogleich bereit und erklärte, daß er an einem bestimmten Tage über den Missouri hinwegschreiten würde, ohne seine Füßsohlen zu benehmen. Die Ufer des Flusses waren am festgesetzten Tage mit einer ungeheueren Menschenmenge bedeckt; die Mormonen sangen Hymnen zu Ehren ihres Propheten und freneten sich mit stolzem Triumph auf das Wunder, das endlich allen Zweifel gegen seine Macht und Heiligkeit vernichten sollte.

Die Macht Wunder zu thun und durch Wunder
Kranke zu heilen, hatte bei den Mormonen so vollen
Glauben gefunden, daß sich die Sekte nie einer Arz-
nei bediente. Die Propheten besuchten die Kranken-
betten, legten den Leidenden die Hände auf und wenn
der Kranke starb, was fast immer der Fall war, dann
trug natürlicher Weise dessen Mangel an Glauben die
Schuld, während im Gegentheil, wenn der Kranke
genas, die wunderbare Heilung allgemein verherrlicht
wurde.

Joseph Smith war ein schlanker hübscher Mann
von sehr einnehmendem Wesen und vortrefflichem Mund-
werk. Als der Augenblick gekommen war, wo die
wunderbare Wanderung über den Fluß vollbracht wer-
den sollte, erschien er auch wirklich an dem Ufer und
trat mit nackten Füßen an den Rand des Wassers.

„Meine Brüder,“ rief er mit lauter Stimme —
„dieß ist ein glücklicher Tag für mich, für uns alle,
die wir den großen und einzigen Glauben verehren.
Die Wahrheit unserer großen und heiligen Lehre wird
jetzt vor den Tausenden, die ich um mich versammelt
sehe, bewiesen und bestätigt werden. Ihr habt mich
gebeten, durch ein Wunder zu beweisen, daß mir die
Macht der alten Propheten übertragen sei. Ich sage
Euch, sie ist nicht nur mir, sondern allen übertragen,
die glauben. Ich glaube und kann Wunder thun
und dieser Glaube setzt mich in den Stand, über die
breite Fläche des Flusses zu wandern, ohne die Soh-
len meiner unwürdigen Füße zu benehmen. Aber wenn
Ihr dieses Wunder sehen wollt, ist es nöthig, daß
auch Ihr Glauben habt, nicht bloß an Euch selbst, sondern

auch an mich. Habt Ihr diesen Glauben an Euch selbst?"

„Ja, ja, wir haben ihn!" schrie die Menge.

„Habt Ihr auch den Glauben an mich, sodaß Ihr meint, ich könnte dieses Wunder vollbringen?"

„Ja, ja!" wiederholte die Menge.

„So wißt Ihr bei diesem Glauben, daß ich es thun könnte, daß es aber nicht frommen würde, wenn ich es thun wollte. — Ihr zweifelt nicht mehr, meine Brüder."

Und Joseph zog seine Stiefel an und verschwand.

Auf's Neue genöthigt, auszuwandern, wendeten sich die Mormonen nach dem Staate Illinois, wo sie in einer schönen Gegend jenes Neu-Jerusalem gründeten, das sich nach der Bekündigung des Propheten Mormon in der Wildniss des Westens erheben und wo das ausserwählte Volk in eine Kirche vereinigt und von den Ältesten „auf geistige Weise" regiert werden sollte.

Die Stadt Nauvoo erhob sich bald zu einer bedeutenden ansehnlichen Ansiedelung*). Es wurde ein ungeheueres Gebäude, der Tempel Zion, halb Kirche, halb Palast, in welchem Joseph Smith und die übrigen Propheten wohnten, errichtet und mehre große Vorrathshäuser damit vereinigt, in welchen die der Gemeinde gehörigen Güter zum gemeinsamen Besitzen aufbewahrt wurden.

Aber wie überall, lagen die Sekte auch hier mit ihren Nachbarn beständig in Streit und Hader und je mehr ihre

*) Sie zählte nach vier Jahren schon 20,000 Einwohner.
E.

Zahl sich vermehrte, desto größer wurde ihre Dreistigkeit. Es wurde auf's neue eine regulaire Mormonen-Miliz gebildet und unter die Leitung erfahrener Offiziere gestellt, die sich der Sekte angeschlossen hatten und man begann der Regierung des Staates offen Troß zu bieten. In Folge dessen ergriff die vollziehende Gewalt die nöthigen Maßregeln, diesem Unwesen ein Ziel zu setzen und es entspann sich ein regelmässiger Krieg, der einige Zeit mit nicht geringem Blutvergießen auf beiden Seiten fortgeführt wurde und in den Vereinigten Staaten unter dem Namen des Mormonen-Krieges bekannt ist. Aber die Mormonen, die, wie es scheint, im Gebrauche der Zunge weit erfahrener und geschickter waren, als im Gebrauche der Büchse, unterlagen endlich; die Stadt Nauvoo wurde erobert, Joseph Smith mit anderen Rädelshütern gefangen genommen und ersterer bei dem Versuche, aus seinem Gefängniß zu entfliehen, überfallen und erschossen. Die Mormonen erklären, daß er sein Schicksal lange Zeit vorausgesagt und daß in dem Augenblicke, wo die Büchsen derjenigen, die ihn tödten sollten, auf die Brust des Propheten gerichtet worden wären, ein Blitzstrahl die tödtlichen Waffen zu Boden gestreckt und die frevelhaften Soldaten auf einige Zeit geblendet hätte.

Mit Joseph's Tode begann auch das Blendwerk der mormonischen Sache zu erbleichen, aber dennoch strömten ihr immer noch alljährlich Tausende von Proseliten zu, bis endlich der Staat Maßregeln ergriff, um sie gänzlich und in Masse aus dem Lande zu entfernen.

Noch einmal ergriffen sie, wie sie sich selber ausdrücken, die Flucht vor den Verfolgungen der Gott-

losen! Aber diesmal erstreckte sich ihre Wanderung weit hinaus über den Bereich der Feinde und sie hatten die Absicht, die mächtige Schranke des Felsengebirges zwischen sich und ihre Verfolger zu setzen und in den abgelegenen Gegenden des fernen Westens eine Heimat und eine Ruhestätte zu suchen.

Diese Auswanderung, die merkwürdigste in neuester Zeit, begann im Jahre 1845; aber erst im folgenden Jahre kehrte die große Masse der Mormonen den Ansiedelungen der Vereinigten Staaten den Rücken, um in die unendlichen öden Prairien hinauszuziehen, ohne für ihre endlose Wanderung ein bestimmtes Ziel zu haben. Mehre Monate lang bewegten sich lange Züge von Pittsburgh- und Conostoga-Wagen mit Heerden von Pferden und Kindern nach der indianischen Gränze, um an den „Council-Bluffs“ am oberen Missouri sich zu vereinigen. Hier waren Tausende von Wagen versammelt und Tausende von Männern, Frauen und Kindern erwarteten ungeduldig die Wanderroute von den Ältesten der Kirche, während diese selbst kaum wußten, wohin sie die ungeheure Menge leiten sollten, die sie in Bewegung gesetzt hatten. Endlich wurden Oregon und Kalifornien als unbestimmte Zielpunkte angenommen und der lange Auswanderungszug trat seine Reise an. Man glaubte, die indianischen Stämme würden sich bei dem Zuge durch ihre Gebiete sogleich mit den Mormonen vereinigen und verbrüdern, aber die Pawnees zerstörten diesen Wahn sehr bald, indem sie bei jeder Gelegenheit die Heerden des Wanderzuges plünderten. Außer diesen Verlusten verlor man auf jedem Lagerplatze Pferde, Schafe und Ochsen, die sich Leben im fernen Westen.

verließen und nicht wieder erlangt werden konnten, während eine nicht geringe Anzahl durch Erschöpfung und Futtermangel aufgerieben wurde, sodass die Auswanderer, nachdem sie einige Wochen unterwegs gewesen waren, fast sämmtliche Rinder, die sie nach der neuen Heimat zu führen gedachten, eingebüßt hatten, während die Thiere, die ihnen noch geblieben waren, sich in dem kläglichsten Zustande befanden.

Sie waren in so später Jahreszeit aufgebrochen, dass der grössere Theil am Platte, auf der „großen Insel“ und in deren Nähe überwintern musste, wo sie durch Kälte und Hunger von den größten Entbehrungen und Leiden heimgesucht wurden. Viele, die ihre Thiere verloren hatten, lebten von Wurzeln und Erdnüssen, und eine große Anzahl der unglücklichen Schwärmer wurde durch den Skorbut in seiner bösartigsten Gestalt und durch andere Krankheiten hinweggerafft.

Unter diesen Auswanderern befanden sich mehre wohlhabende Farmer aus allen Theilen der Vereinigten Staaten, die ihre werthvollen Besitzungen aufgegeben, ihr ganzes Eigenthum verkauft hatten und nun, von ihrem blinden und fanatischen Eifer für diesen lächerlichen hohlen Glauben fortgerissen, ihre unglücklichen Familien in die Wildniß hinausführten. Aber es gab unter ihnen auch viele arme Leute aus verschiedenen Theilen Englands, die mit ihren Weibern und Familien in hilfloser fast blödsinniger Verzweiflung sich fortschleppten, aber durch die fanatischen Anführer ermutigt wurden, die ihnen ein Land, wo Honig und Milch fließe, als Lohn für ihre Beschwerden und Entbehrungen versprachen.

Die Zahl der Unglücklichen wurde durch Mangel und Krankheit schnell vermindert und als es zu spät war, sehnten sie sich oft genug nach der alten Heimat, nach dem Bier und Speck vergangener Tage zurück, welche Kost man jetzt dem trocknen Büffelfleisch des fernen Westens, das überdies nur selten zu erlangen war, gern vorgezogen hätte.

Die Mormonen wurden überall vom Mißgeschick verfolgt. Im folgenden Jahre zog ein Theil von ihnen mühsam nach dem verheißenen Lande und von diesen erreichten einige Oregon und Kalifornien. Viele wurden von feindlichen Indianern getötet, viele starben an Hunger, Kälte oder Durst auf der Wanderung durch die große Wüste und andere kehrten, gänzlich verarmt, niedergeschlagen und gedehmütig und von ganzem Herzen den Augenblick verwünschend, wo sie den Rathschlägen des Mormonen-Propheten ihr Ohr geliehen hatten, nach den Vereinigten Staaten zurück. Der Theil, welcher den Ort der Bestimmung in Oregon, Kalifornien und an dem großen Salzsee erreichte, möchte ungefähr 20,000 Menschen zählen, über deren Entfernung die Vereinigten Staaten nicht eben bekümmert zu sein brauchten.

Ein anderer Theil hatte sich den Truppen der amerikanischen Regierung angeschlossen, welche Neu-Mexiko und Kalifornien erobern sollten. Es wurde aus denselben ein Bataillon gebildet, von welchem ein Theil nach Ober-Kalifornien vorrückte, da aber der Weg für Wagen nicht zu benutzen war, so zogen ungefähr siebenzig Familien den Arkansas hinauf und überwinterten in der Nähe des Gebirges, um im näch-

sten Frühjahre über den Platte zu gehen und sich der Haupthaar der Auswanderer auf ihrem Wege über den Südpasß des Felsengebirges anzuschließen.

In dem weiten und reichbewaldeten Thale des Arkansa erbauten die Mormonen eine lange Straße von Blockhütten, in welchen sie den rauhen Winter verleben wollten. Diese Hütten waren aus rohen Stämmen von Baumwollenbäumen erbaut, die übereinander gelegt und deren Zwischenräume mit Schlamme ausgefüllt waren, so daß sie Wind und Nässe abhielten. An dem einen Ende der Hüttenreihe stand die Kirche oder der Tempel, ein langes Gebäude von ungeheueren Baumstämmen, in welchem gebetet und gepredigt wurde. Die Schaar, welche hier am Arkansa ihr Winterlager aufgeschlagen hatte, gehörte einer weit besseren Klasse an als die Mehrzahl der übrigen Mormonen und enthielt viele reiche und achtbare Farmer aus den westlichen Staaten, Leute, die meist an das Waldleben gewöhnt und tüchtige Jäger waren. Sie waren daher im Stande, ihre Familien mit der Beute ihrer Büchsen zu erhalten, indem sie mit einem Wagen Jagdausflüge nach den nächsten Punkten des Gebirges unternahmen, mit Büffel-, Rothwild- und Elenmfleisch beladen zurückkehrten und dadurch der Nothwendigkeit entgingen, ihr Vieh zu schlachten, das ohnedies sehr zusammengeschmolzen war.

Die Gebirgsjäger fanden in diesem Lager einen guten Markt für ihr Fleisch und ihre Hirschhäute, mit welchen die Mormonen sich jetzt bekleiden mußten, und besuchten es, um dort Handelsgeschäfte zu treiben — der Anziehungskaſt der vielen wahrhaft schönen Mädchen

aus Missouri gar nicht zu gedenken, die bei den häufigen Fandangos ihre schlanken anmuthigen Gestalten zeigten. Tanzen und Predigen gehen bei den Mormonen Hand in Hand und der „Tempel“ wurde gewöhnlich zwei- oder dreimal in der Woche zu einem Tanz benutzt, bei welchem einige Geigen die Stelle des Orchesters vertraten. Eines Tages kamen einige Gebirgsjäger mit Büffelfleisch und gegerbten Hirschhäuten in das Lager und wurden eingeladen, an einem Feste dieser Art Theil zu nehmen.

Bei ihrem Eintritt in den Tempel waren sie etwas überrascht, eine Predigt anhören zu müssen, womit einer der Altesten der Gemeinde die „physische Uebung“ einleitete. Der Prediger war ein gewisser Brown — weil er eine Compagnie der Mormonen-Freiwilligen befehligte, „Kapitain Brown“ genannt, ein ungefähr fünfundvierzigjähriger Mann mit groben Gesichtszügen in schwarzem Anzuge und mit einem weißen Tuche um den Hals — ein Kostüm, das man am Fuße des Felsengebirges selten zu sehen bekennit. Der Kapitain richtete sich auf, räusperte sich und begann mit folgenden Worten, indem er sich zunächst zu einem anderen Altesten wendete, mit welchem in Bezug auf das Predigen eine Art Nebenbuhlerei obmaltete: „Bruder Dowdle!“ — Bruder Dowdle, ein langer blässer Mann mit schwarzem in das Gesicht gekämmten Haar, erröthete und nickte. „Ich habe Lust, diesen Nachmittag etwas zu predigen, ehe wir den Herrn — äh — in dem — äh — heiligen Tanz verehren. Da viele fremde Herren anwesend sind, so ist es wohl an der Zeit, ihnen zu sagen — äh — von welcher Art unsere

Lehre ist — und so sage ich ihnen — äh — gerade heraus, was die Mormonen sind. Sie sind die Auserwählten des Herrn — äh — sie sind die Kinder des Ruhmes, und verfolgt von der Hand des Menschen, entfliehen sie in diese Wildniß und unter die Indianer und Büffel und erheben ihr Haupt und rufen mit lauter Stimme Susannah! und ziehen freudig nach dem verheizenen Lande! Glaubt ihr es? Ich weiß es!

„Es gibt Milch und Honig in dem Lande, nach welchem wir ziehen und es sind dort die verlorenen Stämme Israels, die sich mit uns vereinigen werden. Man sagt, wir würden hungern und darben auf dem Wege dorthin, weil es kein Wild und kein Wasser gibt; aber der Himmel hat Manna, der auf uns herabregnen wird und es gibt Propheten unter uns, welche die Macht haben, Wasser hervorquellen zu lassen. Nicht so, Bruder Dowdle?“

„Ja wohl.“

„Und was haben die Heiden und Phäilister gegen die Mormonen zu sagen? Sie sagen, wir seien Diebe und stehlen Schweine — ja, sie mögen verd — t sein! Sie sagen, wir hätten so viele Weiber als wir wollten! Ei, das ist wahr! Ich selber habe zwanzig — vierzig, und gedenke so viele zu nehmen, wie ich bekommen kann. Aber es geschieht, um die unglücklichen Frauen in den Himmel zu bringen — um sie nicht den tobenden Flammen und der Verdammnis zu überliefern — nur deßhalb nehme ich sie.“

„Bruder Dowdle,“ fuhr er mit heiserer leiser Stimme fort, „ich habe mich ausgesprochen und denke

daß es besser sein wird, die dem Herrn wohlgefälligen Uebungen zu beginnen."

Bruder Dowdle erhob sich und nachdem er gesagt hatte, daß er nicht geneigt sei, viel zu sprechen, erinnerte er alle Anwesenden, daß Tanzen etwas Feierliches sei und mit der gebührenden Andacht vollzogen werden müßte, nicht aber mit Lachen und Plaudern, wovon er wenig oder nichts zu hören hoffe — daß Freude in ihren Herzen, nicht auf ihren Lippen sein müsse — daß sie zur Ehre des Herrn und nicht zu ihrer eigenen Belustigung tanzten, wie es bei den Heiden der Fall wäre. Nach diesen Ermahnungen forderte er Bruder Ezra auf, die Musik zu beginnen; es traten mehre Paare hervor und der Ball begann.

Der Geiger Ezra war ein langer schlötteriger Missourier in Beinkleidern von selbstgefertigtem Zeuge, die in plumpe Stiefel gesteckt waren. Seinen Kopf nach dem Takte der Musik bewegend, gab er denselben Tänzern, die sich nicht richtig anstellten, dann und wann die nöthigen Weisungen, indem er die Melodie, welche er geigte in unangenehmen Nasentönen mit den Worten begleitete:

„Nach der Mitte — kreuzt die Hände —
Du Jack Herring — fange an;
Nun geht alle — vorwärts — vorwärts,
Jeder rühr' sich — frisch daran, frisch daran!“

Die letzten Worte waren das Zeichen für alle sich in schnelle Bewegung zu setzen, was sofort con amore und mit komischem Ernst erfolgte.

Ein Gebirgsjäger, Rube Herring, der uns im Laufe dieser Schilderungen mehrmals begegnet ist, war

zum „Mormonenthum“ übergetreten und bemühte sich dessen wunderbare Lehre denjenigen von den ungläubigen Trappern, welche er bewegen konnte, ihm ihr Ohr zu leihen, einzupredigen. Der alte Rube war ein Mann von sechs Fuß sechs Zoll, eine magere knochige Gestalt. Er hatte unter den Mormonen einen höchst merkwürdigen Tuchrock erbeutet, der einst einem Manne von ziemlich gleicher Größe angehört haben möchte. Dieser Rock, von tabackbrauner Farbe, hatte eine Taille, welche ungefähr eine Spanne unter Rubes Halse oder eine Elle über der Stelle saß, wo sie sich eigentlich hätte befinden sollen, während seine Schöze bis auf die Knöchel reichten. Ein tief in die Augen fallender Filzhut bedeckte seinen Kopf, von welchem das lange schwarze Haar bis um die eingefallenen Kinnbacken herabhing. Seine Beinkleider von Bockleder waren eingelaufen und reichten bis zwischen die Knöchel und die Kniee, während seine ungehöheren Füße mit Moccassins von Büffel-Kuhleder bekleidet waren.

Rube hatte stets das Mormonenbuch in der Hand und seine kräftige Stimme sang und las zu allen Stunden des Tages und der Nacht einzelne Stellen des wunderbaren Inhalts. Er ertrug den Spott der Jäger mit dem größten Gleichmuthe und behauptete, daß noch nie ein ähnliches Buch gedruckt worden sei — daß die Mormonen die größten Propheten wären und den richtigsten und besten Glauben hätten, welchen je ein Mensch verehrt habe.

Rube hatte eines Tags geäußert, daß er von diesem Theile der Mormonen als Führer nach dem großen Salzsee gemiehet werden würde; als aber das

Reiseziel verändert wurde und man seine Dienste nicht mehr brauchte, erlag sein Gemüth plötzlich einer wunderbaren Veränderung. Er hielt wie gewöhnlich das Buch Mormon in der Hand, als ihm Bruder Brown von der Veränderung des Wanderplanes in Kenntniß setzte. Das heilige Buch flog in den Arkanja und Rube rief: „Hol' der S — euren Mummum und Thummum! Es gibt nicht einen unter Euch, der eine fette Kuh von einem magern Stier zu unterscheiden weiß — und Ihr mögt meinetwegen in die Hölle gehen!“

Er ging davon und spie mit einem Mund voll Tabak sein ganzes „Mormonenthum“ hinweg.

Es befand sich unter den Mormonen ein Mann Namens Brand aus Memphis im Staate Tennessee mit seiner Familie, die aus einer Tochter und zwei Söhnen bestand, welche letztere von ihren Weibern und Kindern begleitet waren. Brand war ein hagerer alter Mann von fast siebzig Jahren, aber noch immer stark und kräftig, der Art und Büchse besser handhabte, als mancher jüngere. Er war eigentlich kein eingefleischter Mormone und hatte sich der Sekte nur angeschlossen, um mit ihr nach Kalifornien zu ziehen, wohin er schon längst hatte auswandern wollen. Seine Söhne waren kräftige Leute, echte Ansiedler des Westens — seine Tochter Maria ein hübsches Mädchen von ungefähr dreißig Jahren, für dessen Gedigkeit jedenfalls hinreichender Grund vorhanden sein mußte, denn sie war nicht nur ungewöhnlich hübsch, sondern auch in Memphis als das gutmütigste und fleißigste Mädchen bekannt. Man wußte, daß es nicht an vortheilhaften Anträgen

gefehlt hatte, die aber alle abgelehnt worden waren, und das Gerücht sagte, es sei dieß aus dem Grunde geschehen, weil Maria schon in früher Jugend in einer Herzenssache getäuscht worden sei — in einem Alter, wo solche Wunden zuweilen schwer und tief sind und unheilbare Narben zurücklassen. Weder Brand's Tochter, noch irgend ein andres Glied seiner Familie hatte sich der mormonischen Lehre angeschlossen; sie hatten sich im Gegentheil der Sekte stets fern gehalten und nie gemeinsame Sache mit ihr gemacht und daher mochte es wohl kommen, daß die Familie bei den mormonischen Familien am Arkansa keineswegs beliebt war und dieß mochte wohl auch vorzugsweise der Grund sein, weshalb sie jetzt ihre Wanderung allein fortsetzte.

Der Frühling war gekommen und mit ihm die Zeit, wo die Mormonen hätten aufbrechen müssen; aber ob sie des Lebens in der Wüste bereits müde waren oder die in dem Lande der Indianer ihnen drohenden Gefahren fürchteten — es war außer dem alten Brand keiner unter ihnen, der Neigung verrieth, die Reise fortzusetzen. Dieser alte Hinterwäldler war jedoch nicht abzuschrecken und erklärte seinen Entschluß, mit seiner Familie allein aufzubrechen und allen zu befürchtenden Gefahren zu trozen.

An einem schönen sonnigen Abende im April des Jahres 1847, als die Baumwollenbäume an den Ufern des Arkansa ihre Blüthen zu entfalten begannen und Rothkehlchen und Bachstelzen — die Vorboten des Frühlings — mit prächtigem Gefieder durch das Dickig sprangen, tauchten drei weißbeplante Wagen aus dem

bewaldeten Flüßgrunde hervor und rollten in der Richtung nach dem Platte langsam über die Prairie. Jeder Wagen wurde von acht Ochsen gezogen und enthielt einen Theil der landwirthschaftlichen Geräthe und des Hausrathes der Familie Brand. Die Ge spanne wurden von den Knaben getrieben, während die Männer mit ihren Büchsen die Nachhut bildeten und der alte Brand auf einem indianischen Pferde voranritt. Die Frauen saßen unter den Wagenplanen und unter der ersten schaute das holde freundliche Gesicht der Marie Brand hervor, die manchem ihrer seit herigen Gefährten, welche sie bis hierher begleitet hatten und ihnen nun für die lange Reise ein glückliches Fortkommen wünschten, ein Lebewohl zulächelte. Auch einige in Bockleder gekleidete Gebirgsjäger ritten heran, um von den Davonziehenden einen herzlichen Abschied zu nehmen — um ihnen zu rathen, ihre Augen hübsch offen zu halten und sich vor den Arapahos in Acht zu nehmen, die am Platte herumstreiften. Hier auf kehrten alle diese Begleiter zurück und die kleine Gesellschaft verfolgte ihren Weg allein durch die einsame Wüste, um die ersten jener vielen tausend Meilen zurückzulegen, die zwischen ihnen und der „untergehenden Sonne“ lagen, wie die Indianer die entlegenen Gegenden des fernen Westens zu nennen pflegen; und ohne einen Blick zurückzuwerfen, trabte nun der alte Brand von seiner herhaften Familie gefolgt, mürrisch und mutig in die Prairie hinaus.

Sie legten an diesem Abende nur wenige Meilen zurück, denn am ersten Tage ist der Aufbruch das einzige, was zur Ausführung kommt, während fast der

ganze Morgen durch die Vorbereitungen zur Reise in Anspruch genommen wird. Die freigehende Heerde war früher aufgebrochen, denn sie war am vorigen Abend eingetrieben und in das Corral gebracht worden und mußte daher nach einer zwölfstündigen Fastenzeit das Ende der Tagereise bei Zeiten erreichen. Die Familie fand ihre Heerde im Thalgrunde des Arkansa, an einer Stelle, welche man zuvor zum ersten Lagerplatz erwählt hatte. Hier wurden die Ochsen entjocht und die Wagen dergestalt aufgestellt, daß sie die drei Seiten eines kleinen Vierecks bildeten. Die Frauen stiegen von ihren Sägen herab und schickten sich an, das Abendessen zu bereiten. Es wurde vor den Wagen ein ungeheueres Feuer angezündet, um welches sich die ganze Gesellschaft versammelte, während über demselben ungeheuere Kessel mit Kaffee dampften und in der glühenden Asche eine Art Maiskuchen gebacken wurde.

Die Frauen waren sehr niedergeschlagen, wie sie es bei den vor ihnen liegenden traurigen Aussichten nicht anders sein konnten, und die arme Marie hatte sich, als das Lager der Mormonen hinter den Uferhöhen verschwand und sie nichts weiter vor sich sah, als die öde Prairie, nicht von den Gedanken losreißen können, daß sie zum letzten Male gesittete Menschen gesehen hätte, und war in Thränen ausgebrochen.

Am Morgen rollten die schwerfälligen Wagen aufs neue über die Hochland-Prairien, um die Straße einzuschlagen, welche von den Händlern auf dem Wege von der südlichen Gabel des Platte nach dem Arkansa verfolgt wird. Der Führer der Familie war ein

Kanadier, der im Dienste der indianischen Händler gewesen war und daher den Weg sehr gut kannte und sich erboten hatte, den Reisenden bis zum Fort Lancaster an der nördlichen Gabel des Platte das Geleit zu geben. Ihr Weg führte ungefähr dreißig Meilen weit an dem Boiling-Spring-Flusse hinauf, von wo sie eine nordöstliche Richtung verfolgten, um die Gebirgsscheide zu erreichen, welche die Wässer des Platte und Arkansa trennt. Es ging nur langsam vorwärts, denn der Boden war durchnäht und für das Vieh ungemein beschwerlich, so daß kaum mehr als zehn Meilen in einem Tage zurückgelegt wurden.

Am nächtlichen Lagerfeuer unterhielt Antoine, der kanadische Führer, seine Zuhörer mit Erzählungen von dem wilden Leben und gefährlichen Abenteuern der Jäger und Trapper, deren Heimat das Gebirge, und entlockte durch seine Beschreibungen einiger Auftritte aus den Kämpfen mit den Indianern den Frauen manchen Ausruf des Entsetzens oder wohl auch eine mitleidige Thräne, wenn er die Leiden und Entbehrungen schilderte, welche diese muthigen Jäger in ihrem mühevollen Leben zu ertragen haben.

Maria lauschte mit um so größerer Theilnahme, da sie sich erinnerte, daß dieses Leben von einem Manne erwählt worden war, der ihr sehr theuer gewesen — von einem Manne, der, wie sie meinte, längst todt war, und von welchem sie seit der Trennung nur ein einziges Mal Kunde erhalten hatte. Ihre Phantasie dachte sich ihn als den kühnsten und mutigsten dieser abenteuerlichen Jäger und sie sah ihn mitten unter die schreienden Wilden stürzen oder von

Wunden, Kälte oder Hunger erschöpft, sterbend am Boden liegen.

Unter den Personen, welche in Antoine's Erzählungen eine Rolle spielten, wurde häufig auch ein Jäger Namens La Bonté genannt, der sich durch seine kühnen verwegenen Thaten auszeichnete. Bei der ersten Erwähnung dieses Namens stieg das Blut in Marias Wangen, nicht weil sie sich auch nur einen Augenblick einbildete, es könnte ihr La Bonté sein, denn sie wußte, daß es ein sehr gewöhnlicher Name sei, sondern weil dieser Name mit Gefühlen in Verbindung stand, die sie nie hatte beschwichtigen können, und sie an ein trübes Ereigniß ihrer Vergangenheit erinnerte, auf welches sie nicht ohne ein Gemisch von Schmerz und Freude zurückblicken konnte.

Nur einmal, ungefähr zwei Jahre nach seiner Entfernung, hatte sie von ihrem früheren Geliebten Nachricht erhalten. Ein Gebirgsmann war aus dem fernen Westen zurückgekehrt, um sich in seiner Heimat anzusiedeln und der Zufall hatte ihn in die Nähe der Ansiedelung des alten Brand geführt. Maria hörte ihn bei einem zufälligen Zusammentreffen von den Gebirgsjägern sprechen und fragte ihn zitternd nach La Bonté. Der Befragte kannte ihn genau — hatte mit ihm gesagt und hatte in dem Handelsort, von welchem er seine Wanderung nach den Ansiedelungen angetreten hatte, vernommen, daß La Bonté am Helllow-Stone von den Schwarzfüßern getötet worden sei, eine Kunde, welche durch einige Indianer jenes Stammes bestätigt wurde. Dies war alles, das sie je von dem Geliebten ihrer Jugend vernommen hatte.

Zeigt aber, als sie den Namen La Bonté in Antoine's Erzählungen so oft erwähnen hörte, erwachte in ihrem Herzen eine leise Hoffnung, daß er doch vielleicht noch am Leben sei und sie ergriß eine Gelegenheit, um den Kanadier näher über diesen Punkt zu befragen.

„Wer war dieser La Bonté, Antoine, der, wie Sie sagen, ein so tapferer Gebirgsjäger gewesen sei?“ fragte sie eines Tages.

„J'ne sais pas“ — antwortete der Kanadier in seinem eigenthümlichen Jargon, „er war un beau garçon und stark comme le diable — enfant de garçee, mais er sich nicht kümmerte um les sauvages; er schoß die Mitte avec sein carabine und ritt comme ein Comanche. Er fing Haufen Castor oder Biber und machte viele Dollars — aber er hatte immer offene Hand. Er hat gekämpft mit Schwarzfüßern und Chayennen und ist im ganzen Gebirge herumgekommen.“

„Aber was ist endlich aus ihm geworden, Antoine — und warum kehrte er nicht in seine Heimat zurück, wenn er so viele Dollars gewonnen hatte?“ fragte die arme Maria.

„Enfant de garçee — warum sollte er nach Hause gehen? Der Montaigne-Mann liebt das Gebirge und die Prairie weit mehr als die grandes villes — selbst Saint Louis und Montreal — Wagh! La Bonté ein ganzer Gebirgsmann — Wagh! Er liebt Büffel und Rothwild vielleicht mehr, als Kinder und Schöpse. Aber man sagt, das Mädchen, das er

in Missouri geliebt, habe nicht ihn geliebt und deshalb sei er nicht heimgekehrt. Aber jetzt ist er untergegangen, sagt man. Er war nach Kalifornien gezogen, vielleicht um Pferde und Maulthiere zu stehlen — und die Espagnols haben ihn ausgelöscht und sein Haar genommen — so starb er."

„Aber wissen sie dieß gewiß?“ fragte sie vor Schmerz und Bekümmerniß zitternd.

„Ah, j’ne suis pas sûr. Aber ich denke, Sie kennen diesen La Bonté?“

„Enfant de garç — Sie sind vielleicht das Mädchen, das er in Missouri liebte und das ihn nicht liebte. Ah, ein sort beau garçon dieser La Bonté — wärum haben Sie ihn nicht geliebt? Möglicher daß er nicht untergegangen. Vielleicht taucht er einmal wieder auf. Die Trapper gehen unter drei, vier, zehn mal und stehen zwanzig mal wieder auf. Die Wilden sind nicht im Stande La Bonté zu tödten und die Spanier eben so wenig. Ah non, ne craignez pas — er wird noch nicht untergegangen sein.“

Trotz der gutmüthigen Bemühungen des Kanadiers brach Maria in einen Thränenstrom aus, nicht weil die Nachricht sie unerwartet traf, denn sie hatte ihren Geliebten längst für todt gehalten, sondern weil die bloße Erwähnung seines Namens die mächtigsten Gefühle in ihrer Brust erweckte und sie überzeugte, wie innig die Liebe war, die sie für ihn gefühlt, dessen Verlust und gewaltsames Ende sie jetzt beklagte.

Während die Wagen der einsamen Karavane ihren Weg nach dem Platte verfolgen, wollen wir zu dem Lager zurückkehren, wo La Bonté, Killbuck und der

Fremde, als wir sie zuletzt verließen, am Feuer saßen.

„Das Wesen dieser thörigen Mormonen kann selbst von den Spaniern nicht übertroffen werden, Fremder. Ihre Mumums und Thummums, von welchen Ihr sprecht, werden nicht scheinen, wo es Indianer gibt und keinen Weg zeigen, wo seit dem ersten Schnee auf Pikes-Peak nichts als Klapperschlängen dahin geschlüpft sind. Wenn sie Propheten bei sich führen, wie Ihr sagt, die Fettruppen und Markknochen regnen lassen können, sobald der Haufen über das Büffelgebiet hinaus kommt, so thun sie wohl daran, das ist eine Thatsache. Aber dieses Menschenkind will nicht daran glauben. Wahrhaftig ich müßte lachen, wenn ich diese verdammten Mormoniten sähe. Es ist nichts mit ihnen, wie ich glaube, und es ist schändlich, daß sie ihre Weiber und Kinder nach einem solchen Hungerlande, wie dieses Kalifornien, führen.“

„Es sind nicht bloß Mormonen in der Auswanderungsschaar,“ sprach der fremde Jäger — „und es gibt unter ihnen eine Familie mit einigen sehr schmucken Burschen und Mädchen, sage ich Euch. Ihr Name ist Brand.“

La Bonté blickte von dem Schlosse seiner Büchse auf, mit dessen Reinigung er eben beschäftigt war, aber er hatte den Namen entweder nur halb gehört oder nicht beachtet, wenn er ihn gehört hatte, und setzte seine Arbeit fort.

„Und sie geht damit um, sich von der Schaar zu trennen und allein nach dem Platte und dem Südpasse aufzubrechen,“ fuhr der Fremde fort.

„Sie werden ihr Haar verlieren, denke ich,“ sprach Killbuck, „wenn die Napahos dort herumstreifen.“

„Ich will es nicht hoffen,“ hob der andere wieder an, „denn unter ihnen befindet sich ein Mädchen, das eines besseren Looses werth ist.“

„Armer Biber!“ sprach La Bonté, von seiner Arbeit aufblickend. „Ich kann es nicht ertragen, ein weizes Mädchen in den Händen der Indianer und am wenigsten der Napahos zu sehen. Wo ist sie her, Fremder?“

„Von St. Louis — aus Tennessee, habe ich gehört.“

„Tennessee!“ rief La Bonté. „Hurrah dem alten Staate! Wie ist ihr Name, Fremd?“

In diesem Augenblicke stutzte Killbuck's altes Maulthier seine Ohren und schnüffelte in die Luft, während La Bonté, als er diese Bewegung bemerkte, plötzlich auffuhr, und ohne eine Antwort des Fremden abzuwarten, ausrief: „Das alte Maulthier riecht Indianer oder ich bin ein Spanier!“

Der Jäger hatte dem Maulthiere Gerechtigkeit widerfahren lassen und es behauptete seinen Ruf als der beste „Wächter“ im Gebirge, denn zwei Minuten später trat ein mit einem Tuch-Capot und verschiedenen Theilen und Tezen eines civilisirten Kostüms bekleideter Indianer in das Lager.

„Napaho!“ rief Killbuck, sobald er ihn erblickte und das Wort vernehmend, schlug der Indianer auf seine Brust und rief mit einem Gemisch von Spanisch und Englisch:

„Si, si, ich Arapaho — des weißen Mannes Freund. Komme ins Lager — esse einen Haufen Fleisch — mein Freund, der weiße Mann. Komme von Pueblo — habe gesagt und meine Flinten zerbrochen — no puedo matar nada: mucha hambre (sehr hungrig) — Haufen zu essen.“

Killbuck bot dem Indianer seine Pfeife an und sprach mit ihm in seiner eigenen Sprache, deren Killbuck und La Bonté kundig waren. Sie erfuhren, daß der Indianer mit einer Mexikanerin verheirathet war und mit einigen Jägern am Pueblo-Fort am Arkansas lebte und er theilte ihnen aus eigenem Antriebe mit, daß eine Kriegsschaar seines Volkes am Platte herumziehe, um die indianischen Händler auf ihrem Rückwege von der Nord-Gabel aufzuhalten, und da einige Mormonen eben mit drei Wagen dieselbe Richtung eingeschlagen hätten, so würden seine Stammgenossen, wie er sagte, wohl Haare nehmen. Er selber war, wie er sagte, ein Freund der Weißen und warnte daher seine gegenwärtigen Gefährten, über „die Scheide“ zu gehen, da die Tapferen seines Volkes „einen Haufen wild“ und muthigen Herzens wären und keine weiße Haut lebendig entkommen lassen würden.

„Wagh!“ rief Killbuck. „Die Arapahos kennen mich, denke ich, und sie haben bei diesem Kinde noch nicht viel gewonnen. Es gab einst eine Zeit, wo meine Flintendecke keine Schädelhäute dieser Arapahos mehr fassen konnte.“

Der Indianer wurde mit etwas Pulver ausgestattet, das er nothwendig brauchte, und nachdem er soviel Fleisch verschlungen, als sein geräumiger Magen

zu fassen vermochte, verließ er das Lager, um seinen Weg nach dem Gebirge einzuschlagen.

Am nächsten Tage zogen unsere Jäger, ihre Reise fortsetzend, an dem Flusse hinab. Sie verfolgten gemüthlich ihren Weg und hielten überall, wo sich gutes Gras zeigte. Eines Morgens stießen sie plötzlich auf eine Wagenstrasse, welche die Ufer des Creeks verließ und in einem rechten Winkel von demselben nach der Scheide zuführte. Killbuck erklärte, daß sie nur erst einige Stunden alt sei und daß sie von drei mit Ochsen bespannten Wagen herrühre.

„Wagh!“ rief er. „Ob die armen Teufel von Mormoniten den Napahos nicht geradezu in die Hände laufen. Sie werden bald verlorene Biber sein.“

„Ja,“ sprach der Fremde, „das sind die Wagen des alten Brand und er ist allein nach Laramie aufgebrochen. Ich hoffe, daß ihnen kein Unglück begegnet.“

„Brand,“ murmelte La Bonté. „Ich kannte diesen Namen einst sehr genau, und es sollte mir leid thun, wenn irgend einem dieses Namens ein Unglück wiederführe. Die Spur ist noch ganz frisch und es ist gegen mein eigenes Gefühl, diese armen Geschöpfe ihr eigenes Haar den Napahos überliefern zu lassen. Diesem Menschenkinde ist, als müßte es ihnen aus der Klemme helfen. Was meinst Du dazu, Alter?“

„Ich denke wie Du, Junge,“ antwortete Killbuck, „und bin bereit, die Spur zu verfolgen und den armen Geschöpfen zu sagen, daß sie Gefahren entgegen gehen. Was sagt Ihr dazu, Fremder?“

„Ich begleite Euch,“ gab der letztere kurz zur Antwort und beide folgten La Bonté, der bereits auf der Spur dahintrabte.

Mittlerweile rollten die drei Wagen, welche den Hausrath der Familie Brand enthielten, langsam über die wellenförmige Prairie dem Bergrücken „der Scheide“ entgegen, die mit einem Dickig von Zwerghichten und Cedern bewachsen, allmälig vor ihnen emporstieg. Sie versetzten ihren Weg mit großer Vorsicht, denn schon hatte Antoine's scharfes Auge frische Indianerspuren entdeckt und der Scharfschlag eines Gebirgsmannes erkannte sogleich die Spur einer Kriegsschaar, denn es waren keine Pferde dabei und die hinter einigen der Mocassin-Fußtapsen befindlichen Spuren eines nachgeschleisteten Seiles waren Beweis genug, daß die Indianer mit dem gewöhnlichen Hautlasso versehen waren, mit welchem sie die auf ihrem Kriegszuge erbunteten Pferde fesseln. Die Männer des kleinen Reisezuges wurden daher sämmtlich beritten gemacht und vollständig bewaffnet, die Wagen fuhren in einer Reihe neben einander und man spähte vorsichtig nach allen Seiten. Die Frauen und Kinder mußten sich in den Wagen halten, aber auch sie waren mit Waffen versehen, um im Fall der Noth an der Vertheidigung sich betheiligen zu können.

Es ließen sich jedoch keine Indianer sehen und da die Reisenden seit zwei Tagen nach ihrem Aufbruche von dem Boiling-Spring-Flusse auf keine neuen Spuren gestoßen waren, so glaubten sie dem Bereiche der Wilden bereits glücklich entronnen zu sein. Eines Abends lagerten sie an einem Creek, „Black-Horfe“ genannt,

und hatten ihre Wagen zusammen gestellt und so gut als möglich bevestigt, als auf der Uferhöhe in geringer Entfernung drei oder vier Indianer erschienen und sich mit Zeichen friedlicher Gesinnung dem Lager näherten. Die meisten Männer waren gerade abwesend, entweder mit der Versorgung des Vieches oder mit Einfämmeln von Brennholz beschäftigt und der alte Brand befand sich mit einem seiner Enkel, einem vierzehnjährigen Knaben, allein im Lager. Die Indianer wurden gastfreudlich empfangen und mit Taback bewirthet, worauf sie mit großer Neugier alle Dinge, die ihnen in die Augen fielen, zu untersuchen begannen und den Wunsch ausdrückten, sie zu besitzen. Als sie sahen, daß ihre Wünke und Wünsche nicht beachtet wurden, nahmen sie mehre Dinge, die ihnen gefielen, ohne Weiteres in Beschlag und vergriffen sich sogar an dem über den Feuer befindlichen Topfe, mit welchem einer von ihnen kaltblütig hinweggehen wollte, als der alte Brand, der bis jetzt seine Gemüthsruhe bewahrt hatte, dem Indianer diese Beute entriß und ihn zu Boden schlug. Einer von den anderen zog sogleich die Hautdecke von seiner Flinten und würde ohne Zweifel für die seinem Gefährten zugefügte Bekleidung kurze und entscheidende Rache ausgeübt haben, wenn nicht Maria Brand mutig ihm entgegen getreten wäre, ihre linke Hand auf seine Flinten gelegt, die er eben entblößen wollte, und ihm mit der anderen ein Pistol auf die Brust gesetzt hätte.

Der Indianer, vielleicht durch des Mädchens kühne That erschreckt oder ihre Liebe zu ihrem Vater bewundernd, zog sich zurück, rief: „Hawgh!“ verbarg seine

Flinte wieder unter ihre Hülle, trat zu Brand, der ihm fortwährend ernst ins Gesicht geschaut hatte, und schüttelte ihm die Hand, indem er den anderen gleichzeitig einen Wink gab, sich friedlich zu benehmen.

Als gleich darauf die übrigen Weißen in das Lager zurückkehrten, setzten sich die Indianer ruhig an das Feuer und nahmen an dem Abendessen Theil, als dieses fertig war, worauf sie sich in ihre Büffelhäute hüllten und ruhig davon gingen. Antoine, der den hinterlistigen Charakter der Wilden kannte, empfahl die größte Vorsicht hinsichtlich der Sicherheit der Thiere, und ehe die Nacht kam, wurden alle Maulthiere und Pferde mit Beinfesseln versehen und in das Corral gebracht, während man die Ochsen ungehindert weiden ließ, denn es fällt den Indianern kaum ein, sich mit solchen Thieren zu belästigen. Es wurde eine Wache um das Lager gestellt und aller zwei Stunden abgelöst; das Feuer wurde ausgelöscht, damit die Wilden bei seinem Lichte nicht auf irgend jemand zielen könnten und alle, die nicht zur Wache gehörten, legten sich mit der Büchse an der Seite zur Ruhe. Die Nacht verstrich jedoch ruhig und das Lager blieb ungestört. Nur die Prairie-Wölfe schllichen umher und ihr klägliches Geheul wurde vom Winde getragen, während sie auf der benachbarten Prairie Hirsche oder Antilopen jagten; aber man sah und hörte kein Zeichen von lauernden Indianern.

Als die Reisenden am nächsten Morgen kurz nach Sonnenaufgang die Ochsen an die Wagen spannten und die freigehenden Thiere zusammen trieben, die man bei Tagesanbruch auf die Weide gelassen hatte, er-

schienen aufs neue einige Indianer auf der Uferhöhe, die sich alsbald vertrauensvoll näherten. Antoine rieh, sie nicht einzulassen, aber Brand, der indianischen Ver- rath noch nicht kennen gelernt hatte, erwiderte, daß man sie nicht als Feinde betrachten könnte, so lange sie als Freunde kämen, und wollte es nicht zugeben, daß ihre Annäherung verhindert werde. Die Indianer waren alle bemalt, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, ihrer Büffelhäute entkleidet und nackt bis auf den Leibgurt und bis auf die nur bis zur Mitte des Schenkels reichenden hirschledernen Beinkleider. Erst erschienen sechs bis sieben, welchen schnell andere folgten, so daß bald eine Schaar von zwanzig um die Wagen ver- sammelt war. Ihr Benehmen, anfänglich freundlich, nahm bald einen anderen Charakter an, als ihre Zahl sich vermehrte und sie verlangten ziemlich unge- stüm und drohend nach Pulver und Blei. Ein Häupt- ling wendete sich zu Brand und ließ ihm durch Antoine erklären, „daß er nicht für die Folgen stehen könnte, wenn die Forderungen seiner Tapferen nicht befriedigt würden — daß sie sich auf der Kriegsspur befänden, daß ihre Augen roth wären von Blut, so daß sie weiße und Yuta-Schädelhäute nicht zu unterscheiden vermöchten — daß die ganze Reisegesellschaft mit ihren Frauen und Kindern in der Gewalt der indianischen Krieger wären und daß der weiße Häupt- ling daher nichts Klügeres thun könne, als sich so gut als möglich zu vergleichen — daß sie nichts weiter verlangten als die Auslieferung der Gewehre und des Schießbedarfs und aller Maulthiere und Pferde als Geschenk oder „auf die Prairie“ — während die

Ochsen zum Ziehen der Wagen den Weissen bleiben sollten.

Die Ochsen waren mittlerweile angespannt worden und die Treiber erwarteten mit der Peitsche in der Hand das Zeichen zum Aufbruche. Der alte Brand schäumte vor Wuth, als der Indianer seine Forderungen aussprach, hörte ihn jedoch bis zu Ende an und rief dann: „Er soll verdammt sein, der rothe Teufel — nicht ein Körnchen Pulver soll er haben und wenn ich mein Leben damit retten könnte. Vorwärts Jungen!“ fügte er, den Treibern zufwendend, hinzu, trat zu seinem Pferde und war eben im Begriff aufzusteigen, als die Indianer plötzlich auf die Wagen sprangen und mit teuflischem Geschrei den Angriff begannen.

Einer von ihnen stürzte sich auf den alten Brand, zog ihn zurück, als dieser eben im Begriff war, den Fuß in den Steigbügel zu setzen, und spannte seinen Bogen. In demselben Augenblicke zog der alte Hinterwäldler ein Pistol aus seinem Gürtel, setzte es dem Indianer auf die Brust und erschoß ihn. Aber ein anderer schwang seine Kriegskeule und streckte den alten Mann zu Boden, während einige andere die Frauen aus den Wagen zogen und andere auf die Männer eindrangen, die sich tapfer wehrten.

Als Maria ihren Vater auf den Boden hingestreckt sah, sprang sie ihm mit einem gellenden Schrei zu Hilfe, denn schon schwang ein Wilder, der in seiner rothen Bemalung ein gräßliches Ansehen hatte, das blitzende Messer in der Lust, um es dem alten Mann in die Brust zu stoßen. Uebrigens herrschte allgemeine Verwirrung und die kleine Schaar der Weissen wehrte

sich vergebens gegen die Uebermacht der Indianer. Ihre Büchsen krachten nur einmal und dann wurden die Schützen schnell entwaffnet; während das Geschrei der Frauen und Kinder und das laute Gebrüll der Indianer den Schrecken und die Verwirrung vermehrten. Als Maria ihrem Vater zu Hilfe eilte, warf ein Indianer seinen Lasso nach ihr, zog ihn, nachdem die Schlinge über ihre Schultern gefallen war, weit an und stieß ein lautes Freudengeschrei aus, als das arme Mädchen heftig rücklings zu Boden gerissen wurde. Indem sie fiel, schoß ein anderer ein Pfeil auf sie ab, während derjenige, welcher den Lasso geworfen, mit dem Skalpmesser in der Hand herbei eilte, um die blutige Trophäe seiner wilden That zu ergreifen. Das Mädchen erhob sich auf ihre Kniee und blickte verzweiflungsvoll nach der Stelle, wo blutend ihr Vater lag; aber der Indianer zog heftig an dem Lasso, schlepppte sie einige Schritte weit auf dem Boden hin und stürzte sich dann mit einem lauten Nachgeschrei auf sein Opfer. Er hielt jedoch plötzlich inne, als ihm in demselben Augenblicke ein anderes Geschrei, eben so wild wie das seinige, in das Ohr drang; er blickte auf und sah La Bonté, der, mit der treuen Büchse im Arme, wütend von der Höhe herabsprengte, während sein langes Haar und die Fransen seines Jagdhemdes und seiner Beinkleider im Winde flatterten. Unmittelbar hinter ihm erschienen Killbuck und der Fremde. Mit lautem Hurrah auf den Kampfplatz sprengend, erblickte La Bonté, als er von der Höhe herabkam, das unter den Händen des wilden Indianers ringende Mädchen. Laut erscholl das Kriegsgeschrei

des Gebirgsmannes als er die schwerfälligen Sporen in die Seite seines Pferdes stieß und mit blitzschnelle zur Rettung herbei eilte. Mit einem einzigen Sprunge hatte er den Indianer erreicht und den Lauf seiner Büchse ihm auf die Brust stehend, drückte er los und der Wilde stürzte, schon durch den Stoß zurückgeworfen, von der Kugel durchbohrt zusammen. Die Büchse abwerfend, wendete La Bonté sein gehorsames Pferd und stürzte sich, ein Pistol aus seinem Gürtel ziehend, aufs neue auf den Feind, unter welchem Killbuck und der Fremde bereits todtbringende Streiche austheilten. Mit Siegesgeschrei drangen die Jäger auf die Indianer ein und durch den plötzlichen Ueberfall in panischen Schrecken gesagt und die drei Jäger nur für die Vorhut einer weit grösseren Schaar haltend, ergriffen die Wilden eilig die Flucht und ließen fünf ihrer Gefährten todt auf dem Kampfplatze zurück.

Maria vernahm, indem sie, den Todesstreich erwartend, ihre Augen schloß, das laute Geschrei, womit La Bonté von der Höhe herabstürzte und wieder aufblickend, sah sie, wie der wilde Jäger zu ihrer Rettung herbei eilte und durch seinen Schuß sie aus der Gewalt des Wilden befreite. Ihre Arme befanden sich noch immer in der Schlinge des Lasso, wodurch sie gehindert wurde, sich zu erheben und La Bonté war der erste, der ihr zu Hilfe eilte, als der Kampf glücklich beendigt war. Er sprang von seinem Pferde, zerschnitt den Haustrick, welcher das Mädel fesselte, hob sie empor und erblickte, als sie ihm ihr Gesicht zuwendete, um ihm zu danken, seine nie vergessene Maria Brand, während sie, kaum ihren Augen trauend,

in ihrem Befreier ihren ehemals und noch immer geliebten La Bonté erkannte.

„Wie, Maria, bist Du es wirklich?“ fragte er, das zitternde Mädchen mit eifrigem Blicke betrachtend.

„La Bonté, Du hast mich nicht vergessen!“ antwortete sie und warf sich schluchzend in die Arme des kräftigen Gebirgsjägers.

Hier wollen wir sie vor der Hand verlassen und mit Killbuck und seinem Gefährten uns zu den Toten und Verwundeten wenden. Die ersten bestanden aus fünf Indianern und zwei Enkeln des alten Braud, hübschen jungen Burschen von vierzehn und fünfzehn Jahren, die mit größter Tapferkeit gekämpft hatten und jetzt von Pfeilen und Speeren durchbohrt auf dem Boden lagen. Der alte Braud hatte einen heftigen Schlag erhalten, aber etwas frisches Wasser aus dem Flüsschen brachte ihn bald wieder zur Besinnung. Seine Söhne waren ebenfalls nicht ganz ohne Anteil davon gekommen und Antoine hatte einen Schuß durch den Hals erhalten, und war von einem Indianer halb skalpirt, aber durch La Bonté's Dazwischenkunst gerettet worden.

Schweigsam und mit bekümmerten Herzen sah die Familie die beiden gefallenen Knaben an dem Ufer des Flusses begraben, worauf man die Stelle durch einen Haufen von Steinen bezeichnete, die man in dem seligen Bette des Flüsschens gesammelt hatte. Die Leichen der tückischen Indianer überließ man den Wölfen — als warnendes Zeichen für ihren Stamm, daß die beabsichtigte Verrätherei die verdiente Vergeltung gefunden hatte.

Am nächsten Tage setzte die kleine Schaar ihre Reise nach dem Platte fort. Antoine und der Fremde kehrten nach dem Arkansa zurück, und brachen in der Nacht auf, um die Indianer zu vermeiden; Killbuck und La Bonté gewährten dagegen der einsamen Karavane den Beistand ihrer Büchsen und unter ihrer erfahrenen Leitung gab es keine neuen Gefahren von Seiten der Indianer zu bestehen. Maria saß nicht mehr in ihres Vaters Conostoga-Wagen, sondern ritt auf einem geduldigen Pferde an La Bonté's Seite und ohne Zweifel hatte ihre Unterhaltung einen Gegenstand gefunden, der wohl geeignet sein möchte, die einförmige Reise durch die öde Ebene zu erleichtern. Man ging über die südliche Gabel und erreichte Lazararie. Das Süßwasser-Gebirge, das über dem Passe nach Californien hängt, war schon längst sichtbar gewesen, als aber die Reisenden die nördliche Gabel des Platte erreicht hatten und sie die breite Wegspur sahen, welche nach dem großen Thale des Columbia und ihrem verheißnen Lande führte, wurden die Köpfe der Ochsen stromabwärts gewendet, wo das seichte Wasser des Flusses dem großen Missouri zufließt, nicht aber aufwärts nach dem Gebirge, wo es seine Quellen verläßt — Quellen, aus welchen verschiedene Gewässer entspringen, die zum Theil ihren Lauf ostwärts nehmen und auf ihrem Wege nach dem atlantischen Oceaan die Ländereien gesitteter Menschen beschriften, zum Theil in westlicher Richtung sich einen Weg durch felsige Thäler bahnen und durch die öde Wildniß fließen, welche von wilden barbarischen Horden bewohnt ist.

Dieß waren die Wege, zwischen welchen die Reisenden zu wählen hatten — aber die Ochsen wendeten — gleichviel aus welchem Grunde — ihre bejochten Köpfe von dem rauhen Gebirge hinweg; die Treiber knallten freudig mit ihren schweren Peitschen, als die Wagen leicht und flink an dem Platte hinabrollten und Männer, Frauen und Kinder schwenkten ihre Hüte und Mützen und riefen fröhlich: „Hurrah — nach der Heimat!!!“

La Bonté warf noch einen Blick auf das düstere Gebirge, ehe er ihm zum letzten Male den Rücken kehrte. Er gedachte der langen Jahre, die er dort verlebt und all' der Gefahren und Beschwerden, die er in jenen wilden Gegenden überstanden hatte. Vor seiner Seele erschienen die ernstesten Ereignisse seiner abenteuerlichen Laufbahn, die erprobten treuen Gefährten im blutigen Kampfe, und es beschlich ihm ein Gefühl von Schmerz und Kummer. Da legte Maria sanft ihre Hand auf seine Schulter. Eine einzige Thräne perlte über seine Wange und er beantwortete ihren fragenden Blick mit folgenden Worten: „Ich bin nicht bekümmert, es zu verlassen, Maria — aber es ist eine schwere Aufgabe, alten Freunden den Rücken zu kehren.“

Sie gaben sich große Mühe, Killbuck zu überreden, sie nach den Ansiedlungen zu begleiten. Aber der alte Gebirgsmann schüttelte ablehnend den Kopf: Die Zeit sei hierzu vorüber, sprach er. Es sei oft seine Absicht gewesen, es zu thun, aber wenn der Tag gekommen sei, habe er kein Herz fassen können, das Gebirge zu verlassen. Das Trappergeschäft sei zwar nicht viel

mehr werth, das wisse er; aber der Biber müsse doch einmal wieder steigen und dann würde die gute Zeit wiederkehren. Was solle er in den Ansiedelungen, wo es keinen Raum zu freier Bewegung gebe — wo man kaum frei athmen könne — wo so viele Menschen wehnten.

Er begleitete sie eine ziemlich weite Strecke Stromabwärts, blickte aber dann und wann vorsichtig zurück, um sich zu überzeugen, daß er das Gebirge noch nicht aus dem Gesicht verloren habe. Ehe aber die Karavane die Gabel erreichte, nahm er Abschied, wendete den Kopf seines alten Maulthieres, drückte seinem Gefährten La Bonté herzlich die Hand und galoppirte mit einem Zuruf an sein erprobtes Thier von dannen, worauf er bald hinter einer Welle der Prairie verschwunden war. Es folgten dem muthigen Trapper auf seinem einsamen Wege tausend Wünsche für sein Wohlergehen.

Vier Monate nach dem Tage, an welchem La Bonté so rechtzeitig am Black-Horse-Creek erschienen war, um die Familie Brand aus der Gewalt der Indianer zu befreien, wurde dieser ehrenwerthe Gebirgsjäger in der Kirche von Brandville, Grafschaft Memphis, Staat Tennessee, mit seiner treuen Maria ehelich verbunden. Wir können nicht, wie es in neun hundert und neun und neunzig Romanen zu geschehen pflegt, mit den Worten schließen, daß „zahlreiche“ Pfänder gegenseitiger Liebe sie umgaben und sie in ihren alten Tagen beglückten und erheiterten u. s. w. u. s. w., denn La Bonté und Maria Brand wurden

erst am 24. Julius des Jahres 1847 nach fünfzehnjähriger Trennung vereinigt.

Wir müssen, ehe wir schließen, noch einen Augenblick verweilen, um das Schicksal eines der bescheidenen Charaktere zu gedenken, die in diesen Schilderungen eine Rolle gespielt haben.

Im Laufe des vergangenen Winters kam eine Anzahl Gebirgsjäger, die vor einer überlegenen Schaar feindlicher Sioux flüchtete, an einem stürmischen Abend in eine wilde schauerliche Schlucht in der Nähe des Gebirgsthales, welches der „Neu-Park“ heißt.

Das felsige Bett eines ausgetrockneten Gebirgsbaches, dessen Wasser an seinen Quellen von eisigen Fesseln gehalten wurde, war der einzige Pfad, welchen die Jäger verfolgen konnten, denn die rauhen Wände der Schlucht stiegen steil und schroff von dem Bette des Creek's empor und gewährten selbst dem flinken und gewandten Dickhorn, das hier und da von dem hohen Gipfel auf die Reisenden herabschaute, kaum Raum zum Fußzen. Der Weg war fortwährend durch Fichtenstämme versperrt, welche durch die Orkane, die beständig durch die Gebirgsschluchten wüthen, entwurzelt und von den benachbarten Höhen herabgeschleudert worden waren, während ungeheuere Felsblöcke die von den Höhen in das Fluszbett hinabgerollt waren, die Schwierigkeiten vermehrten und die Reisenden jeden Augenblick mit Vernichtung bedrohten.

Gegen Sonnenuntergang erreichten die Jäger eine Stelle, wo sich die Schlucht zu einer kleinen abhängigen Lichtung oder Prairie erweiterte, die eine Aus-

dehnung von einigen hundert Schritten haben möchte und deren Zugang fast gänzlich durch ein Gebüsch von Zwergsichten und Cedern verborgen war. Hier, an einer Stelle, wo sie vor den Indianern sicher zu sein glaubten und die, nach ihrer Meinung noch nie von dem Fuße eines Menschen betreten worden war, beschlossen sie zu übernachten.

Wie groß war aber ihr Erstaunen als sie, durch den von Cedern verdeckten Eingang tretend, ein einsames Pferd bewegungslos in der Mitte der Prairie stehen sahen. Sie traten näher und erkannten ein altes graues Mustang oder indianisches Pony mit verkrüppelten Ohren und zottigem von hungrigen Maulthieren abgenagten Schwanz, das von der Kälte gekrümmkt, vor Alter und Schwäche seinem letzten Atemzuge nahe zu sein schien. Die Knochen durchbohrten beinahe die steife Haut, die Beine waren eingezogen und der trübselige Kopf und ausgestreckte Hals hingen schlaf und müde herab, den zitternden und wankenden Körper fast überwiegend. Die glasartigen tiefeingefallenen Augen, die heraushangende schaumbedeckte Zunge, die schwerathmenden Seiten und der bebende Schweif waren deutliche Zeichen, daß sein Ende nahe war, und Hagel und Schnee und der kalte durchdringende Wind machten auf den unempfindlichen und erschöpften Körper kaum noch einen Eindruck.

Unter den Jägern befand sich Marcellin und dieser erkannte in dem elenden Thiere auf den ersten Blick das einst berühmte Pferd des alten Bill Williams. Er war überzeugt, daß der Eigentümer nicht weit entfernt sein könnte und sorgfältig sich umschend, kamen Leben im fernen Westen.

die Jäger bald auf einen Lagerplatz, wo, zum Theil von Schnee bedeckt, die schwarzen Ueberreste verbrannter Fichtenklöze lagen. Vor diesen saß, mit dem Rücken gegen einen Fichtenstamm gelehnt, mit untergeschlagenen Beinen, halb mit Schnee bedeckt die gebugte Gestalt des alten Gebirgsjägers, dessen schneebedeckter Kopf auf die Brust herabgesunken war. Sein wohlbekannter Jagdrock von befranster Elennhaut hing steif und verwittert um seinen Körper und um ihn her lagen seine Büchse, seine Ballen und seine Fallen.

Von ehrfurchtsvoller Scheu ergriffen näherten sich die Jäger dem Körper und fanden, daß er steinhart gefroren und wahrscheinlich schon seit mehren Tagen oder Wochen in diesen Zustand gerathen war. Ein zackiger Riß in der Brust seines Lederrockes und daran befindliche dunkle Flecken zeigten, daß er vor seinem Tode eine Wunde empfangen hatte, aber es war unmöglich zu erkennen, ob das elende einsame Ende des armen Bill Williams durch die empfangene Wunde, durch Krankheit oder durch die natürliche Entkräftung des Alters herbeigeführt worden war.

Eine freundliche Kugel verkürzte den Todeskampf des treuen Pferdes und nachdem die Jäger den Körper des alten Gefährten so gut als möglich begraben hatten, verließen sie ihn am nächsten Tage in seinem einsamen Grabe — an einem Orte, der so wild und abgelegen war, daß es zweifelhaft blieb, ob der abgezehrte Körper selbst von hungrigen Wölfen entdeckt und ausgescharrt werden würde.



